

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Söldner von Gor



Roman

Von der Neuausgabe des GOR-Zyklus
des Autors John Norman erschienen in der Reihe
HEYNE SCIENCE & FANTASY:

Gor – die Gegenerde • 06/3355

Der Geächtete von Gor • 06/3379

Die Priesterkönige von Gor • 06/3391

Die Marodeure von Gor • 06/3521 (in Vorb.)

Die Spieler von Gor • 06/5125

Die Söldner von Gor • 06/5427

Die Tänzerin von Gor • 06/5533 (in Vorb.)

Weitere Bände in Vorbereitung

JOHN NORMAN

Die Söldner von Gor

Ein Roman aus dem
GOR-ZYKLUS

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/5427

Titel der Originalausgabe
MERCENARIES OF GOR

Übersetzung aus dem Amerikanischen
von Andreas Decker

Das Umschlagbild malte Boris Vallejo
Die Karten auf den Seiten 6/7 und 8/9 zeichnete
Erhard Ringer

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Friedel Wahren
Copyright © 1985 by John Norman
Erstausgabe bei DAW Books, Inc., New York
Copyright © 1996 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1996
scanned by waldschrat ~ corrected by F451
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz,
München
Technische Betreuung: M. Spinola
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-09488-3

»Ich kann nicht für andere Frauen sprechen«, sagte sie.
 »Aber ich will einem Mann *ganz* gehören.«

»Achte auf deine Worte«, warnte ich sie.

»Ich bin eine freie Frau! Ich kann sagen, was ich will.«

Da konnte ich ihr nicht widersprechen. Sie war frei. Also konnte sie sagen, was immer sie wollte, ohne um Erlaubnis bitten zu müssen. Sie stand vor mir. Sie hatte es gewagt, die Kapuze zurückzuschlagen und den schimmernden Schleier zu lösen. Eine kurze Handbewegung und ein Kopfschütteln, und das lange schwarze Haar ergoß sich über ihren Rücken. Ihre Augen waren dunkel, das rundlich geformte Gesicht war zart und wunderschön.

»Du hast den Schleier gelöst«, bemerkte ich.

»Ja«, erwiderte sie.

»Du bist schamlos.«

»Ja.«

Diese Antwort erforderte einiges Nachdenken. Anmaßung einer Frau ist eine ganz besondere Sachlage.

»Warum hast du deinen Schleier vor mir abgenommen?«

»Vielleicht gefällt dir ja, was du siehst«, erhielt ich zur Antwort.

»Du bist eine mutige Frau.«

Sie warf ungeduldig den Kopf in den Nacken.

»Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, was es heißt, einem Mann ganz zu gehören?«

»Findest du mich schön?«

»Beantworte die Frage.«

»Ja«, sagte sie.

Entsprach das tatsächlich der Wahrheit? Vermutlich schon. Sie war eine Goreanerin.

»Und jetzt beantworte meine Frage!« verlangte sie.

»Du solltest dich nicht um eine Änderung deines Status bemühen, wenn du nicht bereit bist, sie anzunehmen. Und zwar mit allen Konsequenzen.«

Sie erschauerte, senkte den Blick. »Angeblich ist das, was ich voller Angst und zugleich voller Sehnsucht tief in meinen Innern empfinde, in jeder Frau zu finden.«

»Ich frage mich, ob das wohl stimmt.«

»Diese Frage kann ich nicht beantworten«, sagte sie, »aber ich weiß, daß es in mir ist, leidenschaftlich, mächtig, unüberwindlich.«

»Du bist mutig.«

»Eine freie Frau kann mutig sein.«

»Das stimmt allerdings«, gestand ich ihr zu.

»Ich brauche es meiner Erfüllung wegen, um mit mir eins zu werden.«

»Sprich es deutlich aus«, sagte ich. Sie war frei. Ich sah nicht ein, warum ich es ihr leichtmachen sollte.

»Ich will eine richtige Frau werden, im Einklang mit der natürlichen Ordnung.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»In meinem Herzen brodeln das Verlangen, anerkannt zu werden; ich will gekauft, besessen und dazu gezwungen werden, selbst- und willenlos zu dienen und zu lieben!«

Ich antwortete nicht.

»Ich will mir treu sein, ich will ein erfülltes Leben!«

»Wenn du dich einmal entschieden hast, kannst du es nie wieder rückgängig machen«, sagte ich.

»Das ist mir sehr wohl bewußt.«

»Es gibt viele Arten von Herren, und du müßtest ihnen allen dienen, ohne Ausnahme.«

»Ich weiß«, flüsterte sie.

Ich schwieg.

»Du hast meine Frage noch immer nicht beantwortet. Findest du mich schön?«

»Das ist schwer zu sagen«, meinte ich. »So verhüllt und eingepackt, wie du bist.«

Sie sah mich voller Angst an.

»Zieh dich aus«, sagte ich. Es galt, sie einzuschätzen.

Sie griff nach dem Schleier, der um ihren Hals lag, löste ihn ganz und ließ ihn auf den grasigen Boden fallen. Sie stand keine hundert Meter vom Tesius-Tor der Stadt Samnium entfernt, die etwa zweihundert Pasang östlich und ein Stück südlich von Brundisium lag. Beide Städte waren Festlandverbündete von Cos, dem Inselubarat. Sie schlüpfte lautlos aus den Schuhen. Dadurch kam sie in Berührung mit den Grashalmen, was für sie ungewohnt sein mußte, denn sie blickte zu mir hoch. Ihre Hände tasteten nach dem steifen, mit Brokatsstickereien verzierten Kragen ihres Gewandes, des Gewandes der Verhüllung, und dann weiter zu den zahllosen Haken und Ösen, die ihn beschützend und eng um ihren Hals hielten.

»Trödle nicht herum!« befahl ich ihr.

Wenige Augenblicke später hatte sie das Gewand geöffnet und schob zuerst das Straßengewand aus dem steifen, reich verzierten Stoff von den schmalen, zarten Schultern; das Hausgewand folgte, das kaum weniger steif und häßlich war. Sie sah mich an, nur noch in das seidene Unterkleid gehüllt.

»Zieh alles aus.«

Und so stand sie dann vor mir, noch nackter als eines der Mädchen, die darauf warteten, auf den Auktionsblock gestoßen zu werden, denn sie trug weder Sklavenkragen noch Ketten. Ein Kaufmann auf dem Weg zum Tesius-Tor blieb stehen, um sie anzusehen. Zwei Soldaten, Wächter aus Samnium, schlossen sich ihm an. Sie stand aufrecht da und war sich der Musterung bewußt. Keiner der Männer rümpfte die Nase oder spuckte auf den Boden.

»Wie ist dein Name?« fragte ich.

»Charlotte, eine Lady aus Samnium.«

»Dreh dich langsam um, Lady Charlotte«, befahl ich. »Jetzt verschränk die Hände im Nacken und drück das Kreuz durch. Gut. Du darfst dich hinknien. Kennst du die Haltung einer Vergnügungssklavin? Gut.«

Sie gehorchte.

»Was ist das für ein Gefühl, vor einem Mann zu knien?«

»Ich habe es noch nie zuvor getan.«

»Was ist es für ein Gefühl?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie. »Ich bin so verwirrt. Es ist so überwältigend. Ich bin unsicher. Ich weiß nicht, wie ich mich fühle. Es ist fast so, als sei mir schwindelig.«

»Heb das Kinn.«

Sie gehorchte sofort, ohne zu zögern.

»Spreiz die Beine etwas weiter.« Wieder gehorchte sie, sofort, ohne zu zögern.

Ich musterte Lady Charlotte. Sie war brauchbar. Hübsch und außerordentlich weiblich. Einer der Soldaten leckte sich die Lippen.

»Es herrschen schwere und finstere Zeiten«, sagte ich. »Ich sage dir damit nichts, was du nicht schon weißt. Aber du sollst auch wissen, daß der Ort, an den ich gehe, sehr gefährlich sein wird.«

Sie sah zu mir hoch.

»Bleib in der Stadt. Du bist dort in Sicherheit, dort wird dir nichts zustoßen.«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein!« wiederholte sie energisch. »Ich gehöre dir nicht. Ich muß dir nicht gehorchen.«

»Nimm eine Stellung auf Händen und Knien ein«, befahl ich. Dann zog ich die Sklavenpeitsche aus meinem Gepäck.

»Ich bin eine freie Frau.«

Ich schlug einmal zu. Sie schluchzte vor Vergnügen und Erleichterung. Ich holte einen Sklavenkragen aus

dem Gepäck, legte ihn ihr kurzerhand um und verschloß ihn.

»Gut«, sagte der Kaufmann und ging weiter. »Gut«, sagten auch die beiden Soldaten und wandten sich ab.

Ich sah sie an.

Sie trug jetzt den Kragen. Nun war sie eine Sklavin. Und damit mein Eigentum.

Sie sah ängstlich zu mir hoch. »Ich bin dein«, flüsterte sie.

»Ja.«

»Bitte schlag mich noch einmal.«

Ich schwieg.

»Bitte.«

»Also gut.«

Sie war wirklich nicht häßlich. Eigentlich hatte ich nicht vorgehabt, aus Samnium eine Sklavin mitzunehmen, andererseits war es nicht schlecht. Sie konnte für mich kochen, mir dienen und meine Schlaffelle wärmen. Es war Ende Se’Kara: Sie würde eine nützliche Annehmlichkeit darstellen, und eine hübsche obendrein. Jeder Mann braucht derartige Annehmlichkeiten. Später konnte ich sie dann weggeben oder auf einem Markt verkaufen.

»Bist du der Meinung, du seist hart geschlagen worden?«

»Ich weiß es nicht, Herr.«

»Du wurdest nicht hart geschlagen«, belehrte ich sie.

»Ja, Herr«, gab sie flüsternd zurück, da sie erahnte, was hätte geschehen können. Ich hatte allerdings härter zugeschlagen als beim ersten Mal, denn nun war sie eine Sklavin, und Sklavinnen schlägt man anders als freie Frauen.

»Können Männer noch härter zuschlagen?« wollte sie wissen.

»Red keinen Unsinn«, sagte ich. »Ich habe dich kaum berührt.«

»Ich verstehe, Herr«, sagte sie erschauernd.

»Wer warst du?« fragte ich.

»Lady Charlotte aus Samnium.«

»Wer bist du?«

»Eine Sklavin, nur eine Sklavin, deine Sklavin.«

»Wie ist dein Name?«

»Ich habe keinen Namen. Ich habe noch keinen Namen erhalten. Mein Herr hat mir noch keinen Namen gegeben.«

»Deine Antworten sind zufriedenstellend.«

Sie schluchzte vor Erleichterung.

»Willst du einen Namen haben?«

»Das obliegt einzig dem Willen meines Herrn«, sagte sie. »Ich will nur das, was mein Herr wünscht. Mein einziger Wunsch ist, ihm Freude zu machen.«

»Es ist bequem für mich, wenn du einen Namen hast«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

»Du bist Feiq«, sagte ich und verlieh ihr damit einen Namen.

»Vielen Dank, Herr«, jauchzte sie erfreut. Feiq ist ein hübscher Name. Unter den Tänzerinnen der Tahari ist er weit verbreitet. Andere Namen sind beispielsweise ›Aytul‹, ›Benek‹, ›Emine‹, ›Faize‹, ›Mine‹, ›Yasemine‹ oder ›Yasine‹. Das ›qa‹ im Namen Feiq wird ›kah‹ ausgesprochen.

Ich hob den Schild und die Waffen auf, die neben meinem Gepäck lagen. Den Helm befestigte ich hinter der linken Schulter. Ich richtete den Blick nach Südosten, fort von den hohen grauen Mauern Samniums.

»Nimm mein Gepäck, Feiq«, befahl ich.

»Ja, Herr«, sagte sie. Sie würde mir als Trägerin dienen.

Ich sah zu, wie sie sich mit dem Gepäck abmühte. Dann hatte sie es sich auf den Rücken geladen, wobei sie gebeugt dastand. »Es ist schwer, Herr«, sagte sie, doch ich reagierte nicht darauf. Sie senkte den Kopf

und trug das Gepäck. Der Wind fuhr durch das niedergetretene Gras. Sie fröstelte. Wie bereits erwähnt war es Ende Se'Kara. Auf dem Thassa würde ein kühler Wind pfeifen, kalte Wellen würden gegen die Reling anstürmen und die Decks überspülen. Ich sah das Mädchen an. In wärmeren Jahreszeiten kann man sich mit der Entscheidung ruhig Zeit lassen, ob man den Mädchen Kleidung erlaubt oder nicht. Es gibt Sklavenherrschaften, die ihre Sklavinnen ein ganzes Jahr oder länger nackt gehen lassen. Dann ist das Mädchen dankbar, wenn man ihm Kleidung erlaubt, und sei es auch nur irgendein Fetzen. Auf diesem Breitengrad und zu dieser Jahreszeit würde ich mich darum kümmern müssen, daß meine Sklavin etwas zum Anziehen bekam. Ich betrachtete die Kleidung, die sie ausgezogen hatte. Davon konnte sie natürlich nichts nehmen. Das wäre nicht richtig gewesen. Es handelte sich um die Kleidung einer freien Frau. Solche Dinge lagen nun hinter ihr. Ich würde ihr erlauben, sich etwas aus einer Wolldecke zu schneiden, vielleicht würde ich auch einen Umhang besorgen.

»Weißt du, wie man folgt, Feiqa?«

»Ja, Herr«, sagte sie. Sie war eine goreanische Frau, also zumindest oberflächlich mit den Pflichten einer Sklavin vertraut. Da sie vor kurzem noch eine freie Frau gewesen war, würde sie über einige der Dinge, die man von ihr als Selbstverständlichkeit erwartete, erstaunt, wenn nicht gar entsetzt sein. Ich konnte es natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Es hat den Anschein, als wüßten freie Frauen nichts von gewissen Dingen, die unter Sklaven nicht nur allgemein bekannt sind, sondern einen normalen, alltäglichen Teil ihres Lebens darstellen. Dabei handelt es sich um die Dinge, über die sich freie Frauen entsetzt und schauernd unterhalten, manchmal in angstvollem, zugleich aber entzücktem Flüstern, so als würden sie es eigentlich nicht glauben.

Ich warf noch einen Blick auf die Mauern Samniums. Der Stadt waren die Grausamkeiten des Krieges erspart geblieben, zweifellos wegen der Beziehungen zu Cos. Ich brach in südöstliche Richtung auf. Feiqa folgte mir.

Ich sah auf; Feiqa klammerte sich stöhnend an mir fest. Ich stieß sie von mir fort, und sie wimmerte enttäuscht. Dann griff ich in der Dunkelheit nach meinem Messer und erhob mich. Ich stand hinter einem noch intakten Stück Wand. Der tiefergelegte kreisrunde Fußboden, den man aus der Erde gegraben hatte, war festgetreten und mit Steinfliesen ausgelegt worden. Die Wand war Teil einer gekalkten Mauer, die nur noch aus angeschwärzten Trümmern bestand. Hinter dem zerklüfteten Rand schimmerten die Monde am Nachthimmel. Zusammengerollte dunkle Blätter flogen vorbei; von meinem Standpunkt aus hörte ich das Flüstern weiterer Blätter. Der Wind stieß sie auf dem kleinen Versammlungsplatz zwischen den Hütten hin und her, trockenen, zerbrechlichen Flüchtlingen gleich.

Wir hatten unser Lager hier aufgeschlagen, in einer der verbrannten, dachlosen, halbzerfallenen Ruinen. Hier fanden wir Schutz vor dem Wind. Das Dorf war vermutlich verlassen worden – dem Fehlen der Haushaltsutensilien und Möbel nach zu urteilen lange bevor man es angezündet hatte. Wie die meisten goreanischen Dörfer lag es im Mittelpunkt mehrerer Felder; es bildete die Nabe, und die Felder gingen wie die Speichen eines Rades von ihm aus. Die meisten goreanischen Bauern leben in solchen Dörfern, von denen viele von einer Palisade umgeben sind. Morgens verlassen sie ihre Hütten und bearbeiten die Felder, um nach dem Tagwerk zurückzukehren. Die Felder dieses Dorfes lagen genau wie die anderen der Gegend brach. Sie boten einen traurigen, verlassenen Anblick. Heere waren durchmarschiert.

»Ist da jemand?« fragte eine Stimme. Eine Frauenstimme.

Ich gab keine Antwort, sondern lauschte nur.

»Wer ist da?« Die Stimme klang schwach und erschöpft. Das Wimmern eines Kindes ertönte.

Ich rührte mich nicht.

»Wer ist da?« bettelte die Frau.

Rückwärtsgehend bewegte ich mich in den Schatten auf die Mitte der Hütte zu. Langsame Bewegungen machen auf sehr grundsätzliche Weise deutlich, daß man nichts Böses im Schilde führt. Zugegeben, manchmal mißbrauchen Raubtiere wie der Larl dieses Signal; jagen sie beispielsweise den Tabuk, verschleiern sie damit ihre Absichten. Schnellere Bewegungen rufen oftmals Abwehrreaktionen hervor. Indem ich mich nun rückwärts bewegte, bewies ich der Gestalt im Türeingang, daß ich keine Bedrohung darstellte, davon abgesehen gewann ich so mehr Raum. In der Mitte der Hütte konnte mich die Frau auch besser sehen, eine weitere Maßnahme, die Mißtrauen besänftigte. Andererseits konnte ich von dieser Position aus meine Waffen besser einsetzen. Solche Dinge geschehen auf einer instinktiven Ebene; auf jeden Fall erfordern sie kaum bewußtes Nachdenken. Man neigt dazu, sie als normal und selbstverständlich anzusehen. Es kann jedoch lohnend sein, gelegentlich über den möglichen Ursprung solch vertrauter und für selbstverständlich gehaltener Verhaltensweisen nachzudenken. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß sie durch das Prinzip der Auslese entstanden sind. Es ist eine Tatsache, daß man sie – oder zumindest ihre Entsprechungen – im ganzen Tierreich findet.

Die kleine Gestalt stand unmittelbar vor der einstigen Türschwelle der Hütte. Obwohl die Tür nun fehlte, war sie ganz selbstverständlich dorthin gegangen, als wäre es eine vertraute Handlung. Sie machte einen verlorenen und müden Eindruck. Sie hielt etwas in den Armen.

»Bist du ein Räuber?« fragte sie.

»Nein.«

»Es ist eine freie Frau«, flüsterte Feiqa, die auf ihrer Decke kniete.

»Bedeck deine Blöße«, befahl ich. Feiqa zog sich die kurze grobe Tunika über.

»Das ist mein Haus«, sagte die Frau.

»Wünschst du, daß wir gehen?« fragte ich.

»Habt ihr etwas zu essen?«

»Ein wenig«, beantwortete ich die Frage. »Bist du hungrig?«

»Nein.«

»Vielleicht hat das Kind Hunger«, meinte ich.

»Nein«, lautete die Antwort. »Wir haben genug.«

Ich schwieg.

»Ich bin eine freie Frau«, sagte sie plötzlich auf mit-leiderregende Weise.

»Wir haben zu essen«, sagte ich. »Wir haben dein Haus benutzt. Erlaub uns, es mit dir zu teilen.«

»Oh, ich habe bei dem Nachschubzug gebettelt«, schluchzte sie plötzlich. »Das ist nichts Neues für mich! Ich habe gebettelt! Für einen Kanten Brot habe ich auf den Knien gelegen! Ich habe mich mit anderen Frauen um den Abfall am Straßenrand geschlagen.«

»In deinem eigenen Haus solltest du nicht betteln«, sagte ich.

Sie brach in Tränen aus, und das kleine Kind in ihren Armen fing an zu wimmern.

Ich ging ganz langsam auf sie zu und zog am Kopf des Kindes das Tuch beiseite, in das es eingehüllt war. Seine Augen schienen sehr groß zu sein. Das Gesicht war schmutzig.

»Hunderte von uns folgen den Nachschubkolonnen«, sagte sie. »In diesen Zeiten können nur Soldaten überleben.«

»Die Streitkräfte Ars werden in diesem Augenblick zusammengezogen, um die Invasoren zu vertreiben

Die Soldaten von Cos und ihre Söldnerkontingente werden gegen die geordneten Schlachtreihen von Ar nichts ausrichten können, gleichgültig, wie zahlreich sie auch sein mögen.«

»Mein Kind hat Hunger«, sagte sie. »Was kümmern mich die Banner von Ar oder Cos?«

»Hast du einen Gefährten?«

»Ich weiß nicht, ob er noch lebt.«

»Wo sind die Männer?«

»Fort«, sagte sie. »Geflohen, vertrieben, getötet. Viele wurden ins Heer gepreßt. Sie sind fort, alle sind fort.«

»Was ist hier geschehen?«

»Es waren Soldaten. Sie kamen auf der Suche nach Lebensmitteln und Männern. Sie haben uns alles weggenommen. Dann haben sie das Dorf niedergebrannt.«

Ich nickte. Vermutlich wären die Dinge nicht viel anders verlaufen, wären es Soldaten aus Ar gewesen.

»Möchtest du die Nacht in meinem Haus verbringen?« fragte sie.

»Ja.«

Ich sah zu Feiq, die in den Schatten kniete. Sie hatte die Tunika angezogen. Zusätzlich hatte sie sich in die Decke gehüllt. »Stock das Feuer auf!« Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als sie über die Steinfliesen zu der Asche des Feuers kroch und mit einem Stock darin herumstocherte, auf der Suche nach versteckt glühenden Scheiten.

»Du kannst nur ein Räuber sein«, sagte die Frau.

»Nein.«

»Dann bist du ein Deserteur«, sagte sie. »Es wäre dein Tod, wenn man dich findet.«

»Nein, ich bin auch kein Deserteur.«

»Was bist du dann?«

»Ein Reisender.«

»Welcher Kaste gehörst du an?«

»Die Farbe meiner Kaste ist das Scharlachrot.«

»Das habe ich mir schon gedacht«, meinte sie. »Wer

außer einem solchen Mann kann in solchen Zeiten überleben?«

Aus meinem Gepäck holte ich einen Sack mit Brot und gab ihr ein Stück, aus dem verschnürten Ledertuch nahm ich ein papierdünnes Stück Trockenfleisch.

»Hier, hier«, summt sie und schob dem Kind kleine Brotstücke in den Mund.

»Ich habe Wasser«, sagte ich, »aber keine Brühe oder Suppe.«

»Die Gräben am Straßenrand sind voller Wasser«, sagte sie. »Hier, mein Kleiner.«

»Warum bist du zurückgekommen?« fragte ich.

»Ich habe gehört, daß noch mehr Wagen kommen sollen. Vielleicht folgen ihnen ja weniger Menschen.«

»Du bist zurückgekommen, weil du das Dorf wiedersehen wolltest«, dachte ich laut nach. »Vielleicht wolltest du nachsehen, ob einige der Männer zurückgekehrt sind.«

»Sie sind fort.«

»Warum bist du zurückgekommen?«

»Ich habe Wurzeln gesucht«, sagte sie.

»Hast du welche gefunden?«

Sie warf mir einen raschen, verstohlenen Blick zu.
»Nein.«

»Nimm noch ein Stück Brot«, bot ich an.

Sie zögerte.

»Es ist ein Geschenk, wie deine Gastfreundschaft«, sagte ich. »Zwischen freien Menschen. Nimmst du es nicht an, beschämst du mich.«

»Du bist freundlich«, sagte sie. »Du verzichtest darauf, mich in meinem eigenen Haus betteln zu lassen.«

»Iß.«

Feiqā hatte es mittlerweile geschafft, das Feuer wieder zum Brennen zu bringen. Es flackerte fröhlich und beständig. Sie kniete daneben und kümmerte sich darum, in ihrer knappen rauhen Tunika, mit nackten Knien auf den schmutzigen Steinfliesen.

»Sie trägt den Kragen!« rief die Frau plötzlich.

Feiq'a zuckte zurück, unwillkürlich fuhr ihre Hand zum Kragen. Auf ihrem Oberschenkel prangte mittlerweile ein Brandzeichen, das gewöhnliche Kajira-Zeichen, hoch oben auf ihrem linken Oberschenkel, unmittelbar unter der Hüfte. Ich hatte es zwei Tage nach unserem Aufbruch von Samnium anbringen lassen, auf dem Markt von Semris, der für seinen Tarskhandel berühmt ist. Es war im Haus des Sklavenhändlers Teibars geschehen. Er macht hervorragende Brandzeichen, und seine Preise sind angemessen. Nun konnte keiner mehr die einstige Lady Charlotte aus Samnium für eine freie Frau halten.

Die freie Frau starrte Feiq'a entsetzt an.

»Auf den Bauch«, befahl ich.

Feiq'a warf sich sofort neben dem Feuer auf den Bauch, mitten auf die schmutzigen Fliesen.

»Ich werde keine Sklavin in meinem Haus dulden«, sagte die freie Frau.

Feiq'a zitterte.

»Ich kenne deine Sorte!« rief die freie Frau. »Ich sehe sie manchmal auf den Fuhrwerken, schlank, angekettet und wohlgenährt, während freie Frauen verhungern!«

»Es ist selbstverständlich, daß man sich um solche Frauen kümmert«, sagte ich. »Sie sind Besitz. Sie stellen eine Art Reichtum unter Beweis. Es ist so natürlich, sich um sie kümmern, als kümmerte man sich um Tharlarion oder Tarsk.«

»Du wirst nicht in meinem Haus bleiben!« schrie die Frau Feiq'a an. »Ich dulde keine Schlampen in meinem Haus!«

Feiq'a ballte die kleinen Fäuste, die neben ihrem Kopf lagen. Ich sah, daß ihr das eben Gehörte nicht gefiel. In Samnium war sie eine reiche Frau gewesen; ihre Familie hatte auf der Straße der Münzen Einfluß gehabt. Zweifellos hatte sie sich den armen Bäuerinnen tausendfach überlegen gefühlt, die in ihren gebleichten

wollenen Gewändern aus den Dörfern kamen und Säcke und Körbe voller Getreide und landwirtschaftlicher Erzeugnissen auf den Stadtmärkten verkauften. Ihre geballten Fäuste waren vermutlich ein Zeichen, daß sie noch immer nicht vollständig begriffen hatte, daß dies nun alles hinter ihr lag.

»Miststück!« schrie die freie Frau.

Feiqā blickte mit Tränen in den Augen wütend auf und stemmte sich auf den Handflächen ein paar Zentimeter von den Fliesen hoch. »Einst war ich genauso frei wie du!«

»Aua!« rief sie plötzlich voller Schmerz, als ich sie an den Haaren in eine kniende Stellung hochriß.

»Das ist Vergangenheit!« sagte ich wütend. Ich konnte nicht glauben, daß sie so ungehorsam war.

»Ja, Herr!« schluchzte sie. »Vergib mir!« flehte sie die freie Frau an. »Vergib mir!«

»Sprich sie als Herrin an«, sagte ich. Goreanische Sklaven sprechen freie Frauen gewöhnlich als Herrin und freie Männern als Herr an!

»Ich bitte dich um Verzeihung, Herrin!« schluchzte das Mädchen. »Vergib mir, bitte, ich flehe dich an!«

»Sie trägt den Kragen noch nicht lange«, entschuldigte ich mich bei der freien Frau.

»Bereust du dein Verhalten?«

»Ja, ja, ja, Herrin!« weinte Feiqā mit gesenktem Kopf, in völligem Gehorsam gegenüber einer Frau, die ihr tausendfach, nein, sogar unendlich überlegen war. Die freie Bäuerin.

»Ich verzeihe dir«, sagte die freie Frau.

»Danke, Herrin!« Feiqā zitterte am ganzen Körper und schluchzte hemmungslos.

»Hast du etwas daraus gelernt, Feiqā?« fragte ich.

»Ja, Herr.«

»Was denn?«

»Daß ich eine Sklavin bin.«

»Vergiß das nie, Feiqā.«

»Nein, Herr«, stieß sie inbrünstig hervor.

»Willst du die Nacht hier verbringen?« fragte die freie Frau.

»Mit deiner Erlaubnis?«

»Du bist hier willkommen«, sagte sie. »Aber sie muß draußen schlafen.«

Ich blickte auf Feiqā hinab. Sie zitterte noch immer am ganzen Leib. Es würde noch eine Weile dauern, bis sie sich an ihre neuen Lebensumstände gewöhnt hatte.

»Ich dulde keine Sklaven in meinem Haus.«

Ich mußte lächeln. Die ehemalige reiche junge Dame aus Samnium war nun eine Sklavin, nicht mehr und nicht weniger. Aber ich mußte auch über die freie Frau lächeln, über ihre Empörung bei dem Gedanken, eine Sklavin im Haus zu haben. Es belustigte mich. Es ist auf Gor ganz natürlich, Sklaven im Haus zu halten. Je größer der Besitz und Reichtum eines Goreaners, desto wahrscheinlicher ist es, daß er sich Sklaven hält. In den Häusern der Administratoren, den Domizilen reicher Kaufleute oder den Palästen der Ubar findet man viele Sklavinnen, zumeist sogar ausgesprochen hübsche Exemplare, denn dort kann man sie sich leisten.

»Geh hinaus!« befahl ich Feiqā.

»Ja, Herr.«

»Möchtest du noch etwas zu essen?« fragte ich die Bäuerin. »Ich habe noch etwas.«

Sie sah mich an.

»Bitte.«

Zögernd nahm sie noch zwei Stücke gelbes Sa-Tarna-Brot. Ich stockte das Feuer auf.

»Hier«, sagte sie verlegen und zog ein paar Wurzeln und zwei Suls aus dem Gewand. Sie waren frisch ausgegraben; an ihnen klebte noch Erde. Die Frau legte sie genau zwischen uns auf den Boden. Ich setzte mich im Schneidersitz hin, sie kniete gegenüber, mit geschlossenen Beinen, wie es sich für eine freie Goreanerin

gehörte. Die Wurzeln und die beiden Suls lagen zwischen uns.

»Sagtest du nicht, du hättest keine Wurzeln gefunden?« Ich lächelte.

»Es waren noch welche im Garten«, erwiderte sie. »Das fiel mir wieder ein, darum bin ich zurückgekommen. Aber es war kaum noch etwas da. Anscheinend sind mir andere zugekommen. Diese haben sie übersehen. Es ist nichts Großartiges. Wir haben die Erträge dieses Gartens als Tarskfutter verwendet.«

»Es sind gute Wurzeln«, sagte ich. »Und auch ausgezeichnete Suls.«

»Wir durchstöbern sogar die Futterträge der Tarsk«, sagte sie müde. »Graben im kalten Boden der Ställe. Die Tarsk sind weg, aber manchmal findet man Futterreste, die zwischen die Spalten gefallen sind oder die die Tiere übersehen und in den Schlamm getreten haben. Wir lernen viele Schliche in dieser Zeit.«

Ich sagte: »Ich möchte dein Essen nicht.«

»Willst du mich beschämen?«

»Nein.«

»Teile meinen Topf.«

»Vielen Dank.« Ich nahm eine Wurzel, brach ein Stück davon ab und säuberte sie vom Schmutz. Ich biß hinein. »Gut«, sagte ich, beließ es jedoch bei dem Bissen. Ich wollte ihr Essen nicht. Ich hatte mich so verhalten, wie es die Situation erforderte, hatte sie als Herrin des Hauses anerkannt, ihr die nötige Ehre und Respekt erwiesen, mit ihr den Topf geteilt.

Sie betrachtete das Kind. »Der kleine Andar ist eingeschlafen.«

Ich nickte.

»Deine Sklavin darf hier drinnen schlafen.«

»Weg mit den Kapuzen, herunter mit den Schleiern, ihr Frauen!« lachte der Kutscher.

Die Frauen, die sich hinter dem Fuhrwerk drängelten – viele streckten die Hände aus, und die Ärmel der Gewänder rutschten zurück –, schrien bestürzt auf.

»Wenn ihr was zu essen haben wollt!« fügte er hinzu.

Die Frauen waren vermutlich Neuankömmlinge, die einen langen Marsch hinter sich hatten. Sie kamen aus Dörfern, durch die das cosische Heer gezogen war, aus einem Umkreis von vielleicht fünfzig Pasang, das übliche Einzugsgebiet für berittene Soldaten mit dem Auftrag, alles zu requirieren, was von Nutzen war. Die meisten der dem Wagenzug folgenden Frauen, die ich bis jetzt gesehen hatte, hatten mittlerweile gelernt, sich den Fuhrwerken mit entblößtem Haupt zu nähern, als Bittstellerinnen. Sie bemühten sich, den Männern zu gefallen, die möglicherweise dazu bewegt werden konnten, ihnen etwas zu essen zu geben, indem sie mit gelöstem und deutlich sichtbarem Haar ankamen – wie Sklavinnen. Viele hatten die Schleier bereits weggeworfen oder verborgen; das galt auch für die Zeit, da sie nicht bettelten. Sie trugen sie nicht einmal mehr in ihren winzigen stinkenden Lagern, die sie in unmittelbarer Nähe der Wagen aufschlugen und die manchmal nicht einmal über ein Feuer verfügten, Lager, denen die Männer manches Mal einen Besuch abstatteten. Sie hatten entdeckt, daß eine Frau, die man mit Schleier antrifft – selbst wenn sie ihn gesenkt und sich damit auf solch bedauernswerte Weise selbst entblößt hat –, bedeutend weniger Aussichten hat, etwas zu essen zu bekommen, als eine Frau ohne Schleier. Ebenso, wie sie rasch gelernt hatten, daß die Kutscher ihr Vergnügen

wesentlich seltener bei den Verschleierten suchten. Die Männer auf den Wagen gestanden den Frauen die mit dem Schleier verbundene Würde nicht zu. Und damit behandelten sie sie natürlich wie Sklavinnen.

»Bitte!« rief eine Frau, schlug die Kapuze zurück und riß den Schleier herunter. »Gib mir zu essen! Bitte! Gib mir doch zu essen!« Die anderen folgten schnell ihrem Beispiel, jede schien die Nachbarin an Eile übertreffen zu wollen, wobei einige entsetzt aufstöhnten und ihr Elend beklagten.

»So ist das schon besser«, lachte der Kutscher.

Viele der Frauen weinten.

»Gib uns zu essen!« riefen sie ihm auf mitleiderregende Weise zu, mit ausgestreckten Armen und erhobenen Händen, während sie sich am Hinterteil des Wagens drängten. »Wir bitten um Nahrung!« – »Wir haben Hunger!« – »Bitte!« – »Gib uns zu essen!« – »Bitte!«

Ich sah mir ihre Gesichter an. Es schienen einfache Frauen zu sein, Bäuerinnen und ihre Töchter.

»Hier!« rief der Kutscher lachend und holte Brot aus einem Sack, das er erst einer und dann einer anderen Frau zuwarf. Das erste Stück bekam die Frau, die als erste Gesicht und Haare entblößt hatte, vielleicht als Belohnung für ihre Klugheit und Bereitwilligkeit. Die nächsten Stücke bekamen diejenigen, die am hübschesten waren und am energischsten gebettelt hatten. Doch es geschah oft, daß die stämmigeren, derberen Frauen den hübscheren, weiblicheren Geschlechtsge nossinnen die Beute einfach entrissen. Wo es keine Männer gibt, die schöne Frauen beschützen, werden sie in einer grotesken Perversion der Natur von den körperlich stärkeren Frauen beherrscht und ausgebeutet.

»Mehr, mehr, bitte!« flehten die Frauen.

Der Kutscher warf, wohl um sich zu amüsieren, ein paar Brotstücke in die Luft und sah dann zu, wie die Verzweifelten sich gegenseitig wegstießen, drängelten oder hochsprangen, um sie aufzufangen.

»Mehr, mehr!« schrien sie.

Ich sah, wie eine große Frau mit breiten Hüften einer schwächeren ein Stück Brot aus der Hand riß. Sie stopfte es sich mit beiden Händen in den Mund und kämpfte sich vornübergeneigt einen Weg durch die Menge zu einer Stelle, wo sie es allein und in Ruhe essen konnte. Niemand hätte es geschafft, ihr das Brot abzunehmen. Mit Ausnahme eines Mannes natürlich.

»Das ist alles!« lachte der Kutscher.

»Nein!« schrien die Frauen.

»Brot!«

Es war offensichtlich, daß der Sack den Worten des Mannes zum Trotz noch nicht leer war. Er grinste und fuhr sich mit dem Arm übers Gesicht. Es war ein Scherz gewesen.

»Noch eine Kruste, bitte!« bettelte eine Frau.

»Gib uns zu essen!« rief eine andere.

»Ihr seid die Herren!« schluchzte eine plötzlich.
»Gebt uns zu essen!«

Der Mann lachte und zog eine Handvoll Krusten aus dem Sack, die nun anscheinend tatsächlich den Rest darstellten. Er warf sie weit über die Köpfe der Frauen hinweg. Sie drehten sich um, liefen zu der Stelle und warfen sich in den Staub, wo sie auf Händen und Füßen kriechend lautstark um das Brot kämpften.

Der Kutscher sah ihnen eine Zeitlang belustigt zu. Dann wandte er sich ab, stieg über die Säcke auf der Ladefläche und begab sich zum Wagenkasten. Dieser Kasten dient gleichzeitig als Kutschbock und Stauraum, in dem für gewöhnlich Ersatzteile, Werkzeuge und persönliche Besitztümer untergebracht sind. Normalerweise ist er verschlossen. Er hob den als Sitz dienenden Deckel, warf den leeren Sack hinein und klappte ihn wieder zu. Dann ergriff er eine Tharlarionpeitsche, die in Nähe der Fußbank steckte. Anscheinend hatte er mit den Bettlerinnen seine Erfahrungen.

»Schluß!« sagte er ärgerlich. »Es gibt nichts mehr.«

Die Frauen kamen wieder heran, verzweifelt, mit-leiderregend, die Gewänder schmutzig und zerknittert vom Kriechen im Staub, wo sie um jeden Krümel gekämpft hatten. Die Peitsche knallte über ihren Köpfen. Sie wichen zurück.

»Mehr!« riefen sie. »Bitte!«

»Es ist nichts mehr da«, sagte der Kutscher. »Alles ist weg! Verschwindet, ihr Schlampen!«

»Du hast doch noch Brot«, weinte eine Frau. Das entsprach der Wahrheit. Die Ladung des Fuhrwerks bestand aus Sa-Tarna-Brot; zufälligerweise transportierte er auch Sa-Tarna-Getreide- und Mehl. Die Räder ächzten unter etwa neunhundert goreanischen Kilogramm des Nahrungsmittels. Diese Vorräte waren natürlich nicht für Vagabunden oder Reisende bestimmt, denen man unterwegs begegnete, sondern für die Feldküchen der verschiedenen Nachtlager.

»Zurück, ihr Schlampen!« rief er. »Ich transportiere Verpflegung für die Soldaten.«

»Bitte!«

»Ich sehe schon, es war ein Fehler, daß ich euch überhaupt etwas gegeben habe!« rief er wütend.

»Nein, nein!« rief eine der Frauen. »Es tut uns leid! Wir bitten dich um Verzeihung, edler Herr!«

»Erbarmen, mehr Brot!« schluchzten andere.

Er hob drohend die Peitsche. Es war eine Tharlaronpeitsche. Ich hätte nur ungern einen Schlag damit abbekommen.

»Zurück!« rief er.

Ein paar von ihnen kamen noch näher an den Wagen heran. Die Peitsche fuhr zwischen sie, und sie schrien schmerz erfüllt auf und wichen zurück.

»Morgen werdet ihr gar nichts bekommen!« brüllte der Mann wütend.

»Nein! Bitte!«

»Kniert euch hin!« verlangte er. Sie ließen sich auf die Knie fallen. »Köpfe in den Staub!« befahl er. Sie ge-

horchten. Meiner Meinung nach war es nicht richtig, freien Frauen auf diese Art zu befehlen. So wurden nur Sklavinnen herumkommandiert.

»Ihr dürft die Köpfe wieder heben«, sagte er. »Bereut ihr euer Handeln?«

»Ja«, stöhnten einige der Frauen.

»Seid ihr bereit, mich um Verzeihung zu bitten?«

»Ja, ja!«

»Nun«, sagte er scheinbar besänftigt, »wir werden sehen.« Er senkte die Peitsche und setzte sich auf den Kutschbock. Mit der linken Hand löste er die Bremse, indem er den Hebel zurückzog, der über eine Achse den lederbeschlagenen Bremsschuh vom linken Vorderrad entfernte. »Hü!« brüllte er dem Tharlaron zu; die Peitsche knallte, Holz knarrte, das Geschirr klirrte, das Tier grunzte, und das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung. Ich schaute einen Augenblick lang zu, wie es auf den eisenbeschlagenen hölzernen Speichenrädern über die Straße polterte. Dann band ich ein Seil um Feiqas Hals. »Komm!«

Wenige Augenblicke später hatte ich das Fuhrwerk eingeholt. Ich sah zurück. Die Frauen kamen jetzt erst auf die Füße. Zweifellos litten sie noch immer großen Hunger. Viele schienen auch müde und benommen zu sein. Offenbar waren sie erst an diesem Morgen aus ihrem Dorf gekommen. Sie hatten die erste Lektion erhalten, was es für eine Frau bedeutete, dem Wagenzug zu folgen.

Ich nahm Feiqa das Gepäck ab und warf es zusammen mit Speer und Schild auf die Ladefläche. Dann stieg ich neben dem Kutscher auf den Kutschbock. Er unternahm keinen Versuch, mich daran zu hindern. »Tal«, sagte er und sah zu mir herüber. »Ich bin Mincon.«

»Tal. Ich heiße Tar!«, erwiderte ich den Gruß, während ich Feiqas Seil an der Seite festmachte. Sie drückte sich eng an den Wagen, beinahe so eng, daß ich

sie berühren konnte. Sie hatte Angst. Daran waren vermutlich die Blicke schuld, die sie von einigen der freien Frauen am Straßenrand erhalten hatte.

»Nein!« sagte Mincon mehr als nur einmal und hob die Peitsche, als die Frauen aufstanden, als wollten sie näher kommen. Natürlich hatten sich nicht alle der Kolonne angeschlossen. Einige kamen ohne jeden Zweifel aus ihren Dörfern – oder den Ruinen der Dörfer – an den Straßenrand, um dort zu betteln. In diesen Dörfern gab es vermutlich noch Nahrung. Man konnte davon ausgehen, daß die Frauen ihre Besitztümer erst dann zusammenschnüren und sich den Wagen anschließen würden, wenn die Vorräte aufgebraucht waren. Eine der Sitzenden kam mit einer Rute heran und schlug wütend dreimal auf Feiqā ein. Meine Sklavin duckte sich und versuchte Gesicht und Körper zu schützen. Zwischen freien Frauen und Sklavinnen herrscht wenig Liebe, besonders in solchen Zeiten.

Plötzlich schrie Feiqā auf, als sie von einem Stein getroffen wurde. Sie ging weinend weiter und drückte sich fast gegen den Wagen. Natürlich konnte sie nicht im entferntesten daran denken, sich gegen eine solche Behandlung zu wehren. In der vergangenen Nacht hatte sie in der Hütte der freien Frau lernen müssen, daß sie eine Sklavin war. Ich fragte mich, ob die einstige reiche junge Frau aus Samnium Sklavinnen auf die gleiche Weise behandelt hatte. Vermutlich schon. Für freie Frauen ist das kein ungewöhnliches Verhalten. Als Sklavin begriff sie nun, wie es war, einer solchen Behandlung ausgesetzt zu sein. Vielleicht würden freie Frauen den Sklaven anders begegnen, wenn ihnen klar wäre, daß sie möglicherweise selbst eines Tages den Kragen tragen müssen. Es bestand keine Gefahr, daß Feiqā bei diesen Angriffen ernsthaft verletzt oder verstümmelt wurde. Darum nahm ich nach außen hin auch keine Notiz davon.

Die Fuhrwerke des Nachschubzugs verteilten sich

über die ganze Straße. Die Abstände dazwischen waren unregelmäßig, gelegentlich hielt eines von ihnen auch an. Wir waren am frühen Morgen in die Nähe der Straße des Genesian gekommen. Wir hatten eine Anhöhe erklommen, und da war sie gewesen, weit unter uns in der Ferne, mit der langen Wagenkolonne. Dann waren wir durch das feuchte Gras langsam den Hügel hinabgegangen, bis wir den Straßenrand erreicht hatten. Ich hatte eine recht genaue Vorstellung von der Größe der Streitmacht aus Cos, die gegen Anfang Se’Kara in Brundisium gelandet war. Ich war Zeuge gewesen, wie die Invasionsflotte in den sicheren Hafen einlief. Meines Wissens nach hatte es noch nie zuvor auf Gor ein so großes Heer gegeben. Es war nicht die Invasion eines Heeres gewesen, sondern die ganzer Heerscharen. Zugegeben, viele der Kontingente bestanden nicht aus cosischen Soldaten, sondern setzten sich aus Söldnern zusammen, die diversen unabhängigen Hauptmännern für eine gewisse Zeit gegen Bezahlung den Treueid geleistet hatten. Es ist schwierig, solche Männer unter Kontrolle zu halten. Sie kämpfen nicht für den Heimstein. Oft ist es wenig mehr als bewaffneter Pöbel. Viele sind kaum besser als Diebe und Halsabschneider. Sie müssen sehr gut bezahlt werden, außerdem muß man ihnen reichlich Beute versprechen. Darum haben Taktik und Aufmarsch solcher Gruppen – Angelegenheiten, für die Hauptmänner zuständig sind, die ihre Männer gut kennen und in Schach halten müssen – oftmals nur wenig mit militärischen Überlegungen wie Strategie und Ähnlichem zu tun als vielmehr mit organisiertem Straßenraub. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß solche Männer gegen die gut gedrillten Soldaten aus Ar bestehen könnten, nicht einmal mit ihrer Übermacht.

»Du bist doch kein Straßenräuber, oder?« fragte Mincon, ohne mich anzusehen.

»Nein«, antwortete ich.

»Du würdest hier auch keine große Beute machen, vom Sa-Tarna mal abgesehen.«

»Ich bin kein Straßenräuber.«

»Bist du vor irgendeinem Hauptmann auf der Flucht?«

»Nein.«

»Du bist ein kräftiger Bursche«, sagte er. »Bist du in der Armee?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Willst du dich irgendwo verdingen?«

»Auch das nicht.«

»Gehören die Waffen dir?«

Ich nickte.

»Raymond aus Rive-de-Bois rekrutiert«, sagte er. »Conrad von Hochburg und Pietro Vacchi auch.« Diese Männer waren Söldnerführer. Es gab Dutzende solcher Kompanien. Brachte jemand seine eigenen Waffen mit, mußte er natürlich nicht auf Kosten der Kompanie bewaffnet werden. Außerdem konnte man in diesem Fall davon ausgehen, daß er damit umzugehen verstand. Solche Männer werden in gewisser Weise vorgezogen, wenn es um die Aufnahme in die Stammrolle geht. In aller Regel handelt es sich bei ihnen um erfahrene Soldaten und nicht um grüne Jungs, die gerade von einem Bauernhof kommen. Übrigens kennen viele Söldnerkompanien weder Uniformen noch Standardausrüstungen. Aus praktischen Gründen löst man sie während des Winters auf, und die Hauptmänner behalten nur eine aus Offizieren und Berufskämpfern bestehende Stammtruppe. Im Frühling fangen sie nach Erhalt eines Kriegskontraktes, der manchmal in offenem Wettbewerb ersteigert werden muß, mit dem Rekrutieren und der Ausbildung wieder von vorn an.

Es war sehr ungewöhnlich, daß Männer wie Raymond und Conrad im Se’Kara rekrutierten. Das war eine Zeit, da die meisten goreanischen Soldaten an die Annehmlichkeiten des Winterquartiers oder die Rück-

kehr in ihre Heimatdörfer und –städte dachten. Für die Zwangsrekrutierungen, der einige der Bauern zum Opfer gefallen waren, gibt es gewöhnlich mehrere Gründe. Manchmal will ein vorbeiziehendes Heer nur seine Stärke vergrößern oder Verluste ausgleichen, besonders bei den leichteren Waffengattungen wie den Bogenschützen, den Schleudern oder den Speerwerfern. Manchmal benötigt man statt Soldaten nur Arbeitskräfte, die Schanzwerke und befestigte Lager errichten. Es kann auch vorkommen, daß die Söldnerführer, die den abgeschlossenen Kontrakten zufolge eine bestimmte Anzahl von Bewaffneten stellen müssen, gar keine andere Wahl haben, als irgendwelche zögernden Männer zu überreden, wenn sie die notwendige Truppenstärke zusammenbekommen wollen. Mehr als ein armer Teufel hat den Treueid mit einem Schwert am Hals geleistet. Die meisten Söldner stellen sich ihrem Hauptmann natürlich aus freien Stücken zur Verfügung. Tatsächlich müssen erfahrene und berühmte Hauptmänner, die für ihr militärisches Geschick und einträgliche Feldzüge bekannt sind, die Rekrutierungstische oft bereits schon Anfang En'kara schließen.

»Dietrich von Tarnburg sucht ebenfalls noch Männer«, sagte Mincon.

»Ach ja? Für welche Seite?«

»Wer kann das schon wissen?« kicherte er.

Dietrich von Tarnburg aus der ehrenwerten Stadt Tarnburg, etwa zweihundert Pasang nordöstlich von Hochburg – beides stattliche Bergfestungen in den südlicheren und zivilisierteren Ausläufern der Voltai –, war den Kriegern von Gor wohlbekannt. Sein Name war fast schon Legende. Er hatte auf den Schlachtfeldern von Piedmont und Cardonicus den Sieg davongetragen, er hatte den Marsch der Vierzig Tage angeführt, um dem belagerten Talmont zur Hilfe zu eilen, er hatte 10122 C.A. – damals hatte ich mich in Torvaldsland aufgehalten – den Keibel-Hügel nachts evakuiert und

den Issus erfolgreich überquert. Er war der Sieger in den Schlachten von Rovere, Kargash, Edington, des Teveh-Passes, der Gordon-Höhen und der Ebenen von Sanchez. Seine Feldzüge wurden auf sämtlichen Kriegsschulen eifrig studiert. Ich selbst kannte ihn aus den Schriftrollen, die ich vor Jahren in Ko-ro-ba gelesen hatte, sowie aus den Werken meiner Bibliothek in Port Kar wie den Kommentaren des Minicius und den anonymen Analysen in ›Den Tagebüchern‹, die manche dem Militärhistoriker Carl Commenius aus Argentinum zuschreiben, der Gerüchten zufolge einst selbst Söldner gewesen sein soll.

Es war Dietrich von Tarnburg, der als erster auf Gor die ›Egge‹ in die Feldschlacht eingeführt hatte; diese Formation war nach dem harkenähnlichen großen Werkzeug aus der Landwirtschaft benannt worden, mit dem man nach dem Pflügen den Boden glättet oder auf großen Bauernhöfen das Saatgut bedeckt. Diese Formation sieht wie folgt aus: Bogenschützen bilden Spitzen, die weit aus der ersten Schlachtenreihe mit den schwerbewaffneten Kriegern und der Reserve herausragen; dabei werden sie durch eisenbeschlagene Piken und Sleengruben geschützt. Diese Formation ist außerordentlich wirkungsvoll bei der Abwehr eines Tharlarien-Kavallerieangriffs. Die einzelnen Spitzen bilden Todeskorridore, durch die die Kavallerie reiten muß und in denen sie gewöhnlich dezimiert wird, bevor sie die Reihen der Verteidiger erreicht. Ist die Kavallerie durch das gegnerische Feuer zerschlagen und so verwirrt, daß die Disziplin zusammenbricht und sie zum Rückzug wendet, können die ausgeruhten und kampfbereiten Verteidiger zum Angriff übergehen.

Dietrich hatte auch den ›schrägen Vorstoß‹ in die go-reanische Taktik eingeführt. Große Abteilungen rücken gegen wichtige Teile des Feindheeres vor, solange die Masse des Gegners noch nicht in Kampfhandlungen verwickelt ist. Diese Formation ermöglicht es, nur be-

stimmte, zahlenmäßig unterlegene Kompanien anzugreifen; auf diese Weise kann man ein an Stärke vielleicht dreifach überlegenes Heer angreifen, seine Flanke bedrängen und Verwirrung stiften, wenn nicht gar eine wilde Flucht auslösen. Falls der Angriff scheitert, kann die vorgerückte Streitmacht in dem beruhigenden Wissen zurückfallen, daß der größte Teil des Heeres, der noch ausgeruht und frisch bis jetzt in keine Kämpfe verwickelt war, bereit ist, den Rückzug zu decken.

Am meisten jedoch hatte mich Dietrich von Tarnburgs Koordination der Luft- und Bodenstreitkräfte beeindruckt sowie die Anpassung bestimmter Belage- rungstechniken und –waffen für den Kampf im Feld. Dem Luftangriff von Tarnkämpfern begegnet man normalerweise mit der militärischen Taktik des ›Schild- dachs‹ oder der ›Schildhütte‹, einer Formation, die große Ähnlichkeit mit der auf der Erde bekannten rö- mischen testudo oder ›Schildkröte‹ hat. Die Schilde bil- den eine Mauer für das äußerste Glied und ein Dach für die Männer im Innern. Dies ist hauptsächlich eine Verteidigungsformation, kann aber auch für den Vor- stoß unter gegnerischem Feuer verwendet werden. Die übliche goreanische Verteidigungstaktik gegen einen Tharlarianangriff – sofern man ihm auf offenem Ge- lände begegnen muß – ist das stationäre Karree, das mit gesenkten, in den Boden gerammten Lanzen verteidigt wird. Bei Rovere und Kargash hatte Dietrich seine Luft- und Bodenkavallerie derart koordiniert, daß der Geg- ner gezwungen wurde, widerstandsfähige, jedoch ziemlich unbewegliche große Karrees zu bilden. Dann ließ er die Bogenschützen in langen einkreisenden Li- nien vorrücken; auf diese Weise bot der Gegner eine wesentlich breitere Front für das niedrig gehaltene, aus nächster Nähe erfolgende Feuer als mit den kleinen Karrees.

Dann setzte Dietrich bei Rovere und später bei Kar-

gash zum ersten Mal in einer goreanischen Feldschlacht mobiles Belagerungsgerät ein, auf fahrenden Plattformen errichtete Katapulte, die über die Köpfe der Zugtiere schießen konnten. Die bis zu diesem Zeitpunkt allein bei Belagerungen eingesetzte Artillerie wurde zu einer überraschenden, verheerenden neuen Waffe, zu einer Feldartillerie; Töpfe mit brennendem Pech und loderndem Öl, Belagerungsspeere und riesige Felsbrocken regneten als zerstörerische Flut auf die unbeweglichen Abwehrkarrees herab. Die Schildhütte zerbrach. Die Geschosse der Bogenschützen trafen die verwirrten, glücklosen Verteidiger. Sogar bewegliche von Tharlarion gezogene Belagerungstürme wälzten sich auf sie zu, die Wälle voller Bogenschützen und Speerwerfer. Die Karrees zerbarsten. Dann stürmte die gewaltige, donnernde, brüllende, grunzende Tharlarionkavallerie heran, ließ die Erde erbeben und brach durch die Reihen, als handle es sich um trockenes Stroh, gefolgt von Wellen schwerbewaffneter schreiender Speerträger. Die Ränge des Feindes zerbrachen endgültig. Die Luft war von panischen Schreien erfüllt. Eine wilde, unkontrollierte Flucht setzte ein. Speere und Schilde wurden weggeworfen, damit die Männer schneller laufen konnten. Danach war nur noch wenig zu tun. Die Kavallerie kümmerte sich um den zurückweichenden Feind.

»Ich hatte eigentlich daran gedacht, mich eine Zeitlang als Kutscher zu verdingen«, sagte ich.

»Es werden Kutscher gesucht«, erwiderte Mincon.
»Kannst du mit einem Tharlarion umgehen?«

»Ja. Ich kann reiten.« Vor langer Zeit war ich als Wächter in der Karawane Mintars geritten, eines Kaufmanns aus Ar.

»Ich spreche von Zugtieren.«

»Mit denen komme ich schon zurecht.« Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich Schwierigkeiten haben sollte, diese fügsamen, langsamen Bestien zu lenken,

während ich doch ihren wesentlich temperamentvollen Bruder, den Satteltharlarion, gebändigt hatte.

»Sie brauchen viele Schläge auf Kopf und Nacken«, erklärte er.

Ich nickte. Das war beim Satteltharlarion nicht viel anders. In der Regel lenkt man die Echsen mit Befehlen und Hieben mit dem Speerschaft. Im Vergleich zu Säugetieren scheinen Tharlarion ein sehr langsam reagierendes Nervensystem zu besitzen, das gegen Schmerzen fast immun zu sein scheint. Die meisten der größeren Vertreter dieser Spezies verfügen über zwei Gehirne – oder genauer gesagt, ein Gehirn und ein kleineres gehirnähnliches Organ. Das Gehirn befindet sich im Kopf, das Organ an der Basis der Wirbelsäule.

Ich blickte zu Feiqa hinab, die neben dem Wagen herging. »Tharlarion«, sagte ich zu ihr, um Mincons Bemerkung zu erklären, »zeigen sich wenig empfänglich für Schmerzen.«

»Ja, Herr«, gab sie zur Antwort.

»Darin ähneln sie Sklavinnen.«

»O nein, Herr«, rief sie, »nein!«

»Nein?«

»Nein.« Sie blickte ängstlich und ernst zugleich zu mir hoch. »Wir sind sogar schrecklich empfänglich für Schmerzen.«

»Ist das so?« Ich lächelte.

Sie senkte zerknirscht den hübschen Kopf. »Der Herr macht sich über seine Sklavin lustig.«

»Vielleicht.«

Sie errötete. Mit dem Stahlkragen um den Hals sah sie wunderschön aus.

Ich griff nach unten, hob sie bei den Armen hoch und setzte sie im Wagen ab. Das Gehen hatte sie sicherlich ermüdet. »Vielen Dank, Herr«, sagte sie erfreut. Dann kniete sie hinter uns auf ein paar zusammengefalteten Säcken nieder, das Seil, das sie an den Wagen fesselte, hing noch immer an ihrem Hals. Ich dachte darüber

nach, auf welche Weise ich sie am Abend nehmen würde.

»Brot! Brot!« rief eine Frau am Straßenrand. Dort hatte ein weiterer Sa-Tarna-Wagen angehalten. Der Kutscher hatte wohl das Geschirr des Tharlarion richten müssen und saß nun wieder auf dem Kutschbock, Zügel und Peitsche in der Hand.

»Vorwärts!« schrie er.

Die Frau warf sich vor den Wagen und schrie: »Brot!« Er ließ die Peitsche knallen, und das Tharlarion setzte sich ruckartig in Bewegung. Die Frau schrie auf und konnte im letzten Moment aus dem Weg kriechen. Ich war fest davon überzeugt, daß sie, hätte sie sich nicht in Bewegung gesetzt, überfahren worden wäre.

»Die versuchen so gut wie alles«, sagte Mincon, als wir an der Frau vorbeifuhren. Sie zitterte am ganzen Leib; sie war gerade dem Tod oder der Verstümmelung entkommen. »Sie schicken ihre Kinder zum Betteln, während sie sich in den Büschen am Straßenrand verbergen. Manchmal werfe ich ihnen dann was zu, manchmal auch nicht. Wenn sie Brot haben wollen, sollten sie selbst kommen.«

»Vielleicht wollen sie nur nicht dafür zahlen – nach Art der Frauen, meine ich«, meinte ich.

»Die zahlen schon, wenn sie hungrig genug sind.«

Das entsprach sicher der Wahrheit. Mincon schien ein anständiger, gutherziger Bursche zu sein. Ich war Zeuge gewesen, wie er angehalten und den Bettlerinnen zu essen gegeben hatte. Und das, obwohl er dabei zweifellos einen Teil der Ladung weggegeben hatte. Viele Kutscher verhielten sich anders, davon war ich überzeugt. Außerdem hatte er nichts dagegen gehabt, daß ich bei ihm mitfuhr und Feiqa auf den Wagen gesetzt hatte. Ja, er schien ein anständiger Kerl zu sein.

»Wie weit vor uns sind die Truppen?« fragte ich.

»Die Aufmarschlinien erstreckten sich über viele Pa-

sang, dazwischen gibt es große Lücken, ebenfalls viele Pasang breit.«

Ich nickte. Die Heere würden Tage brauchen, um das Land zu durchqueren. Sie waren offenbar so weit vom Feind entfernt, daß sich niemand Sorgen wegen möglicher Befehle zum Sammeln machte. Soweit ich wußte, hatte es bis jetzt nicht einmal kurze Vorstöße des Gegners gegeben, um den Vormarsch zu stören. Die Invasoren hätten genausogut zu Friedenszeiten durch ihr eigenes Land marschieren können.

»Die hinteren Abteilungen der vor uns befindlichen Einheiten sind etwa zehn Pasang entfernt«, sagte er.

»Wie groß ist das Heer eigentlich?«

»Groß. Bist du ein Spion?«

»Nein.«

»Sieh mal da!«

Ich schaute nach rechts. Auf einer Anhöhe kamen sieben oder acht Tharlarionreiter mit Tharlarionlanzen. Die Krallen der Reitechsen rissen den Boden auf. Die Männer trugen Helme und waren in staubiges, schmutziges Leder gekleidet, das sie vor der Schuppenhaut der Echsen schützte. Zwei Reiter hatten die Schilde auf den Rücken geschlungen, bei den anderen baumelten sie links am Sattel. Sie machten einen heruntergekommenen, böartigen Eindruck. Um den Hals der Echsen und hinter den Sätteln hingen Tragekörbe voller Getreide und Netzsäcke mit getrocknetem Larma und braunen Suls. Ein Reiter transportierte zwei Verr quer über dem Sattel, deren Hinterläufe zusammengebunden und deren Kehlen durchschnitten waren; das Blut schimmerte braun auf der Tharlarionhaut. Sein Kamerad hütete einen verschnürten Korb voller Vulos; um den Hals hing ihm eine Wurstkette.

Die Abteilung trieb keine Tarsk oder Bosk vor sich her. Diese Tiere waren mittlerweile vermutlich sehr selten geworden, zumindest im Umkreis von zwei Tagesritten. Doch die Männer schienen Erfolg gehabt zu

haben. Zweifellos hatten sie besser abgeschnitten als andere Kameraden. Mir fiel auch auf, daß ihre Aufmerksamkeit nicht allein Lebensmitteln gegolten hatte. Bei mehreren hingen Armreifen, Tassen und Schüsseln mit zwei Henkeln am Sattel. Ein Reiter hielt ein langes Seil in der Hand, das an den über Kreuz gefesselten Handgelenken einer Frau endete. Zweifellos hatte man sie als anziehend genug für den Sklavenkragen befunden. Neben dem umherstampfenden Tharlarion des Anführers liefen zwei kräftige Bauernburschen in weißen Gewändern. Ihre Handgelenke waren zusammengebunden, zwischen den angewinkelten Ellbogen und dem Rücken steckten kräftige Balken. Alles war mit einem Seile an den Leib gefesselt. Sie würden Rekruten für einen Hauptmann abgeben, der Lücken in seinen Rängen aufzufüllen hatte. Sie würden ihren Häschern vermutlich einen Kupfertarsk pro Kopf einbringen.

Die Tharlarionreiter sahen zu der Kolonne herüber und ritten dann die Anhöhe hinunter. Hinter ihnen kamen einige Frauen in Sicht, die ihnen anscheinend zu Fuß aus irgendeinem Dorf gefolgt waren. Einer der Reiter rief ihnen wütend etwas zu, wendete das Tharlarion und trieb es lanzenschwingend die Anhöhe wieder hinauf, auf die Frauen zu. Sie wichen vor ihm zurück; er gab die Verfolgung auf und holte seine Kameraden ein. Die Frauen blieben stehen, sie wagten es nicht, den Männern weiter zu folgen. Ich sah den Reitern nach, die bereits ein paar Fuhrwerke vor uns waren; die beiden Bauernburschen und die Frau stolperten hinter ihnen her.

Ich drehte mich nach Feiqa um. Sie mied meinen Blick.

»Die vor uns liegenden Einheiten bilden doch bestimmt die Rückhut des Heeres.«

»Nein.«

»Nicht?«

»Da gibt es Einheiten«, sagte er, »und Fuhrwerke und dann wieder neue Einheiten. Ich weiß nicht, wie weit es sich erstreckt.«

Das brachte mich zum Schweigen. Es mußte sich hier um eine unglaubliche Anzahl von Männern handeln. Mir war natürlich bekannt, daß in Brundisium eine beträchtliche Streitmacht an Land gesetzt worden war. Ich wußte nur nicht, wie sich diese Truppen zur Zeit verteilten.

»Du bist sicher, daß du kein Spion bist?«

»Ja«, lächelte ich. »Da bin ich mir sicher.« Man konnte davon ausgehen, daß sich Ar bemühte, über Bewegungen des Feindes auf dem laufenden zu bleiben. Bei den Truppen oder den Nachschubzügen gäbe es Spione. Es ist nicht schwer, Spione in Söldnertruppen einzuschleusen, wo die Männer alle einen anderen Hintergrund aufweisen und den verschiedensten Kasten und Städten entstammen. Von ihnen wird kaum mehr verlangt als gewisse Fertigkeiten im Umgang mit den Waffen und der Wille zum Gehorsam. Falls Ar jedoch Männer entsandt hatte – oder Männer bezahlte –, um genaue Berichte und Einschätzungen zu liefern, waren keine Gegenmaßnahmen erfolgt, sei es aus mangelnder Vorbereitung oder anderen Gründen.

Ich betrachtete die endlose Wagenkolonne.

Wie sehr sich das alles von den Aufmärschen der Streitkräfte Ars oder anderer großer Städte unterschied! Wann immer zum Beispiel die Männer Ars marschierten – wobei sie nach Möglichkeit eine der großen Militärstraßen wie die Viktel Aria benutzten –, taten sie dies im Marschschritt, der vom Trommelschlag vorgegeben wurde, und legten jeden Tag eine berechenbare Strecke zurück, gewöhnlich etwa vierzig Pasang. In Abständen von vierzig Pasang legte man an den Militärstraßen befestigte Lager an, die im voraus mit ausreichend Proviant ausgestattet wurden. Einige dieser Lager dienten als Grundstein für Dörfer und später für

richtige Städte. Die Straßen mit ihren Lagern ermöglichten nicht nur einen schnellen und wirksamen Truppentransport, sondern halfen auch bei der militärischen Planung. Man konnte beispielsweise genau vorhersagen, wieviel Zeit benötigt wurde, um eine bestimmte Anzahl von Männern an einen bestimmten Ort zu bringen. Die ständigen Garnisonen spielten eine wichtige Rolle bei der Aufrechterhaltung des Friedens im äußeren Einflußbereich der Stadtstaaten. In diesen Lagern fand oft auch die Rekrutierung und Ausbildung statt. Man konnte von den Streitkräften Cos' nicht erwarten, ein paar Monate damit zu verbringen, entlang der Aufmarschroute ständige Lager zu errichten. Doch nach der Art der Nachschubzüge zu urteilen, ging der Vormarsch sehr langsam fast schon gemütlich voran, so als fürchteten sie nichts. Vermutlich hatte ihre Anzahl ihnen Mut gemacht. Ich fragte mich nur, warum Ar nicht gehandelt hatte.

»Hast du Tarnsmänner am Himmel gesehen?« fragte ich.

»Nein.« Cos würden natürlich Tarnsmänner zur Verfügung stehen. Aber nicht einmal die patrouillierten die Aufmarschlinien.

»Warum ist die Kolonne unbewacht? Das ist doch ungewöhnlich.«

»Ich weiß nicht«, antwortete er. »Darüber habe ich mich auch schon gewundert. Vielleicht hält man es für unnötig.«

»Hat es denn keine Angriffe gegeben?« Man konnte doch wohl davon ausgehen, daß Ar Tarnsmänner zum Einsatz brachte, um die feindlichen Nachrichten- und Nachschublinien zu zerstören. Vielleicht hatten es die Tarnsmänner nicht bis zu den Wagenzügen geschafft. Hätte in Ar die Befehlsgewalt in den Händen Marlenus gelegen, wäre bereits ein Gegenschlag erfolgt. Davon war ich fest überzeugt. Doch hielt sich Marlenus nicht in Ar auf, wenn man den Berichten Glauben schenkte.

Angeblich leitete er eine Strafexpedition in den Voltai, gegen die Räuberhorden von Treve. Ich verstand nur nicht, warum man ihn, falls möglich, nicht zurückgeholt hatte.

»Was tätest du, wenn Tarnsmänner aus Ar kämen?«

Er kicherte. »Mit einem Sprung unter dem Wagen verschwinden. Und wenn sie landen – laufen, so schnell ich kann.«

»Du würdest deine Ladung nicht verteidigen?«

»Das ist nicht meine Aufgabe«, erwiderte er. »Man bezahlt mich fürs Fahren. Und genau das tue ich auch.«

»Und die anderen Kutscher?«

»Die täten vermutlich dasselbe. Wir sind Kutscher, keine Soldaten.«

»Der ganze Nachschubzug wäre einem Angriff also schutzlos ausgesetzt. Und doch hat Ar nichts unternommen. Das ist bemerkenswert.«

»Wenn du meinst.«

»Warum eigentlich nicht?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Vielleicht können sie nicht bis hierher vordringen.«

»Nicht einmal mit Kommandotrupps, als Bauern verkleidet?«

»Keine Ahnung. Was weiß ich?«

Das Tageslicht schwand. An den Straßenrändern sah man gelegentlich die winzigen Lager der freien Frauen. In manchen flackerten kleine Feuer. Es gab gelegentlich behelfsmäßige Unterkünfte, kaum mehr als über Stöcke gelegte Planen oder Decken. Als wir vorbeifuhren, kam es vor, daß eine der Frauen vom Feuer aufstand und uns hinterhersah. Mir fiel die freie Frau wieder ein, die ich in der vergangenen Nacht in ihrer Hütte kennengelernt hatte. Wir hatten sie schlafend zurückgelassen. Ich hatte noch etwas von meinem Proviant neben sie gelegt, dem Kind hatte ich eine goldene Tarnscheibe aus Port Kar in die Ecke seiner Decke eingerollt. Damit könnte sie vieles kaufen. Vielleicht gelänge es ihr mit

dem Geld sogar, es bis zu einem anderen Dorf zu schaffen, weit abseits von dem Heerzug, wo sie es als Brautgeld verwenden, es also im Prinzip dazu benutzen könnte, sich einen Gefährten zu kaufen, einen guten Mann, der sich um sie und das Kind kümmerte. Im Gegensatz zu den Frauen der Stadt sind Bäuerinnen in solchen Dingen eher praktisch veranlagt. Sie hatte mir ihre Gastfreundschaft erwiesen.

»Wir haben das Lager bald erreicht«, sagte Mincon.

Plötzlich keuchte Feiqä entsetzt auf und wich zurück. Am rechten Straßenrand hatte man einen Mann gepfählt. Kopf und Gliedmaßen baumelten herab. Der Pfahl war etwa drei Meter hoch, mit einem Durchmesser von zehn Zentimetern. Man hatte ihn mit Felsbrocken und Steinen fest im Boden verkeilt. Das obere Ende war mit einem Breitbeil spitz zugehauen worden. Dann hatte man das Opfer über diese Spitze gehalten und es mit großer Kraft durchbohrt, so daß das Holz etwa einen knappen Meter aus dem Bauch aufragte.

»Vielleicht ein Spion«, sagte ich.

»Eher ein Deserteur oder ein Nachzügler«, meinte Mincon.

»Schon möglich.« Das war heute das erste echte Zeichen, daß vor uns tatsächlich Soldaten marschierten.

»Ist das Lager noch weit entfernt?«

»Nein«, sagte er.

Plötzlich ertönte der zögernde, erstickte Schrei eines Neugeborenen.

Genserix blickte von dem Feuer auf, um das wir saßen; er war breitschultrig und kräftig, hatte dichte Augenbrauen und einen herabhängenden langen Schnurrbart; das lange Blondhaar war zu Zöpfen geflochten. Das Gebrüll kam aus einem der Wagen.

Es klang bereits wesentlich lebhafter.

»Das Kind wird leben«, sagte einer der Krieger, die in der Nähe saßen.

Genserix zuckte mit den Schultern. Das müßte sich erst noch erweisen. Feiqa kniete hinter mir. Wir befanden uns in der Wagenburg von Genserix, einem Häuptling der Alar, viehzüchtenden Nomaden, die wie die Einwohner von Torvaldsland für ihr Geschick mit der Axt bekannt sind. Die Wagenburg der Alar bestand aus einem geschlossenen Kreis, in dessen Innern sich die Zugtiere sowie die Frauen und Kinder aufhielten. Manchmal kommen auch die Verr, Tarsk und Bosk hinzu; das kommt auf die Größe der Herden an, ob der Zug durch gefährliches Gebiet führt. Abwässer und Abfall stellen kein Problem dar – obwohl man das eigentlich erwarten könnte –, da die Lager ständig verlegt werden.

»Es ist ein Sohn«, sagte eine der Frauen, die sich aus dem Wagen dem Feuer näherten.

»Noch nicht«, erwiderte Genserix.

Die Wagenvölker sind ständig unterwegs. Die Bosk brauchen neue Weidegründe. Tarsk und Verr brauchen frische Schößlinge und Wurzeln. Die Bedürfnisse der Tiere, die für die Alar die Lebensgrundlage darstellen, dienen den Nomaden als ständige Rechtfertigung für

ihre Reisen, die manchmal zu richtigen Völkerwanderungen werden. Man muß wohl nicht näher darauf hinweisen, daß diese Wanderungen, vor allem wenn sie dichter besiedelte Gegenden berühren, die Wagnvölker in Konflikt mit den Bauern bringen, woraus sich wiederum Schwierigkeiten mit den Stüdtern ergeben, da diese auf die Nahrungsmittelproduktion der Bauern angewiesen sind. Vom rechtlichen Standpunkt aus gesehen stellen die Nomadenwanderungen eine Invasion dar, zumindest aber Gebietsverletzungen, da sich die Nomaden ohne Erlaubnis in den Herrschaftsbereich der Stüdte begeben.

Manchmal zahlen sie für das Privileg, durch ein Land ziehen und die Weiden benutzen zu dürfen, aber das ist eher die Ausnahme. Die Alar sind ein wildes Volk, und es bedürfte schon einer mutigen Stadt, auf die Angemessenheit einer solchen Maßnahme hinzuweisen. Genausogut könnte man von den Alar verlangen, für die Atemluft zu bezahlen, schließlich ist beides lebenswichtig. ›Ohne Gras werden die Bosk sterben‹, sagen sie. ›Und die Bosk werden leben‹, fügen sie dann hinzu. Meistens berühren sie nur die Grenzen eines der Stadtstaaten, aber manchmal, wenn es das Wetter oder der Zustand des Weidelandes vorschreiben, dringen sie auch tiefer in das Gebiet ein. In der Regel nimmt die offizielle Seite wenig Notiz von ihnen, man tauscht keine Kriegserklärungen aus, sondern betrachtet sie als unwillkommene Wanderer, als unberechenbare, gefährliche Besucher auf Zeit, mit denen die Bewohner des Landes eine unbehagliche Zeitlang zusammenleben müssen. Es gibt kaum einen Dorf- oder Stadtrat, der nicht aufatmet, wenn die Wagen ihr Land verlassen.

Die Frau, die Genserix die Nachricht überbracht hatte, drehte sich um und kehrte zu dem Wagen zurück.

Wird ein Land von Schwäche oder Chaos heimgesucht, werden die normalen sozialen Strukturen so zer-

stört, daß die öffentliche Ordnung mit ihrer Disziplin und Verantwortlichkeit zusammenbricht, ist es nur natürlich, daß Völker wie die Alar kommen. Sie haben die Neigung, über solche Orte herzufallen. Manchmal können sie sich dort ansiedeln und den Ackerboden zu dem ihren machen; manchmal nehmen sie die Verhaltensweisen und Vorrechte von adligen Erobern an und werden schließlich zu Begründern einer neuen Zivilisation. Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, daß das von der cosischen Invasion verursachte Chaos daran schuld war, daß sich die Alar so weit nach Süden gewagt hatten. Andererseits hatte mir Mincon – bei dem ich auf der Straße des Genesian mitgefahren war – erzählt, daß man die Alar offiziell gebeten hatte, dem Heer als Kutscher und Nachschubbesorger zu dienen. In dieser Eigenschaft hielten sie sich in dieser Nähe zur Straße auf. Da sich die Alar auf dieses Angebot eingelassen hatten, befanden sie sich in der hervorragenden Position, die Geschehnisse zu verfolgen und – wenn es praktisch erschien – sofort etwas zu unternehmen. Hier konnten sie nach territorialen oder finanziellen Gelegenheiten Ausschau halten. Vielleicht hatten die Männer aus Cos, die keine Narren waren, sie eingeladen, damit sie in der Gegend blieben und so den Streitkräften Ars die Zurückeroberung erschwerten. Vielleicht hofften sie, die Alar durch Landschenkungen zu dankbaren, durch Treueide gebundenen Verbündeten zu machen.

In einem der Wagen waren Bewegungen zu hören. Ein Frau mit einem Armvoll Kleidung und Wasser kletterte hinein. Das Kind schrie wieder.

Neben der Axt vertrauen die Nomaden auf das Alar-Schwert, eine lange, schwere, zweischneidige Waffe. Ihre Schilde sind meistens von ovaler Form wie die der Turianer. Zum Reiten benutzen sie den mittelschweren Satteltharlaron, der zwar kleiner und schwächer als der normale Hohe Tharlaron, dafür aber wesentlich

schneller und flinker ist. Die Sättel verfügen über Steigbügel und ermöglichen deshalb den Einsatz der eingelegten Stoßlanze. Manche Städte setzen die Alar als Tharlarionkavallerie ein. Aber es gibt auch viele, die davon nichts wissen wollen und die Nomaden nicht einmal als Hilfssoldaten einstellen würden, geschweige denn als reguläre Truppen. Wenn die Alar in die Schlacht reiten, haben sie zumeist ihre Wagenburg im Rücken, in die sie sich im Fall der Niederlage schnell zurückziehen können. Auf offenem Feld sind es wilde, gefürchtete Krieger. Sie verstehen jedoch nur wenig von Politik oder Belagerungstechnik. Die angegriffene Stadt muß lediglich die Tore schließen und darauf warten, daß die Nomaden weiterziehen, was wegen der Bedürfnisse ihrer Tiere unausweichlich ist.

Eine Frau stieg aus dem Wagen, ein kleines Bündel im Arm. Sie kam zum Feuer, und Genserix gab ihr mit einer Geste zu verstehen, daß sie das Bündel zwischen ihm und dem Feuer auf den Boden legen sollte. Sie gehorchte. Dann bückte er sich und schob mit den großen Händen behutsam die Decke beiseite. Das winzige Kind lag nun vor ihm; es war kaum dazu in der Lage, den Kopf von einer Seite auf die andere zu drehen; nur Minuten alt, schnappte es in winzigen Zügen nach Luft. Die furchteinflößende neue Erfahrung des Atmens hatte nach der nun unwiederbringlich verlorenen Zuflucht des Mutterleibs noch nichts von ihrem Schrecken eingebüßt; das galt auch für das Durcheinander der vielen anderen Eindrücke. Die Nabelschnur war durchtrennt und am Bauch abgebunden worden. Der kleine, heiße, krebsrote Körper war von Blut und allen anderen Flüssigkeiten gesäubert worden. Dann hatte man ihn mit Tierfett eingerieben. Wie winzig waren Kopf und Finger! Wie überraschend und wunderbar schien es, daß so ein zartes Wesen überhaupt leben konnte! Genserix sah es eine Zeitlang an, drehte es dann um und betrachtete es noch länger. Dann legte

er es wieder auf den Rücken. Er stand auf und blickte auf das Neugeborene hinab.

Die um das Feuer sitzenden Krieger, die Frau und ihre beiden Geschlechtsgenossinnen, die ebenfalls den Wagen verlassen hatten, sahen ihn an.

Genserix bückte sich und hob das Kind auf. Die Frauen stießen Begeisterungsschreie aus, die Männer grunzten zustimmend. Glücklicherweise hielt Genserix das Kind fest, wobei es fast in seinen großen Händen verschwand, und hob es dann hoch über den Kopf.

»Ho!« riefen die Krieger und standen auf. Die Frauen strahlten.

»Es ist ein Sohn!« rief eine der Frauen.

»Ja!« erwiderte Genserix. »Es ist ein Sohn.«

»Ho!« riefen die Krieger. »Ho!«

»Was geschieht da?« fragte Feiqa.

»Das Kind wurde begutachtet«, erklärte ich. »Es ist für gut befunden worden. Es darf leben. Jetzt gehört es zu den Alar. Außerdem hat er das Kind hochgehoben. Damit erkennt er es als das seine an.«

Genserix reichte das Kind einem der Krieger. Er zog ein Messer.

»Was tut er denn jetzt?« stieß Feiqa hervor.

»Sei still!« befahl ich.

Genserix machte vorsichtig zwei Schnitte in das Gesicht des Säuglings, einen auf jede Wange. Das Kind fing an zu schreien. Blut lief die Wangen hinunter, den Hals entlang, bis auf die kleinen Schultern. »Bringt ihn zu seiner Mutter«, verlangte Genserix.

Die Frau, die das Kind ans Feuer gebracht hatte, hob die Decke auf, wickelte den Säugling wieder darin ein, nahm ihn dem Krieger ab und kehrte zum Wagen zurück.

»Das ist ein Kriegervolk«, sagte ich zu Feiqa. »Das Kind ist ein Alar. Bevor es die erste Milch erhält, muß es lernen, Schmerzen zu erdulden.«

Feiqa zuckte zusammen, voller Angst, sich in Gegen-

wart solcher Männer aufzuhalten. Auf Genserix' Wangen waren genau wie auf den Gesichtern der Umstehenden schmale weiße Narben zu sehen, die der Welt verkündeten, daß er zu seiner Zeit die gleiche Zeremonie erduldet hatte. An solchen Narben konnte man die Alar erkennen.

»Ich freue mich über dein Glück«, sagte ich zu Genserix, der seinen Platz am Feuer wieder eingenommen hatte. Genserix neigte lächelnd den Kopf und breitete die Hände aus.

»In Zeiten solchen Glücks kann man darauf verzichten, dich zu töten, weil du ohne Einladung in unser Lager gekommen bist«, sagte ein Mann, der sein langes schwarzes Haar mit einem perlenverzierten Lederband zurückgebunden hatte.

»Nicht so schnell!« wandte ich voller Unbehagen ein. »Im Lager der Kutscher, die den Nachschub für Cos transportieren, sagte man mir, daß ich hier vielleicht Arbeit finden könnte.«

Ein paar der Männer schlugen sich belustigt auf die Schultern.

»Also nehme ich an, daß das nicht der Wahrheit entspricht«, sagte ich.

»Sollen wir ihn trotzdem umbringen?« fragte einer der Krieger.

»Es kommen doch sicher oft Leute vorbei«, meinte ich.

»Du darfst Parthanx und Sorath nicht beachten«, meinte ein breitschulteriger großer Mann, der mit überkreuzten Beinen neben mir saß. Wie Genserix hatte er langes blondes, zu Zöpfen geflochtenes Haar und einen Schnurrbart. Er hatte auch blaue Augen. Helle Haut, blonde Haare und blaue Augen sind unter den Alar weitverbreitet. »Sie machen nur Spaß. Sie sind unsere Scherzbolde. Wie du weißt, kommen viele Leute zu den Wagen, Informanten, Sklavenhändler, Kaufleute, Schmiede, Handwerker, Bauern, die Lebensmittel für

Häute und Schmuckstücke eintauschen wollen, und noch viele mehr. Andernfalls besäßen wir weder die Dinge, die wir nun einmal besitzen, noch erführen wir Neuigkeiten. Wir wären von der Welt abgeschnitten und könnten unsere Angelegenheiten niemals so wohlüberlegt regeln, wie das unsere Art ist.«

Ich nickte. Völker wie die Alar ziehen durch besiedelte Gebiete. Sie müssen sich nicht auf große Ebenen beschränken wie beispielsweise einige der subäquatorialen Stämme der Wagnvölker wie die Tuchuks oder Kassar.

Parthanx und Sorath stießen sich freundschaftlich an, erfreut über ihren Scherz.

»Bringt Armreifen!« rief Genserix.

»Ich bin Hurtha«, sagte der blonde Mann an meiner Seite. »Du darfst uns nicht für Barbaren halten. Erzähl uns von den Städten.«

»Was möchtest du gern wissen?« fragte ich, obwohl ich es mir denken konnte. Er würde sich für den Zustand ihrer Mauern, die Anzahl der Tore, ihre Verteidigung, die Stärke ihrer Garnisonen und ähnliches mehr interessieren.

»Ist Ar so schön, wie man sich erzählt?« fragte er. »Und wie ist es, dort zu leben?«

»Ar ist sehr schön«, sagte ich. »Und obwohl ich weder Bürger von Ar noch von Telnus bin, der Hauptstadt von Cos, ist das Leben dort zweifellos einfacher als hier zwischen den Wagen. Warum fragst du?«

»Hurtha ist ein Schwächling und ein Dichter!« lachte Sorath.

»Ich bin Krieger und ein Alar«, sagte Hurtha. »Aber es ist richtig, daß ich Gedichte mag.«

»Buchstaben und Waffen sind nicht unvereinbar«, sagte ich. »Oft sind die größten Soldaten begabte Männer.«

»Ich habe daran gedacht, dorthin zu gehen, um mein Glück zu suchen«, sagte er.

»Was tätest du dort?«

»Mein Arm ist stark, und ich kann reiten.«

»Würdest du dich bei einem Hauptmann verdingen?«

»Ja«, antwortete er. »Wenn möglich, bei dem besten.«

»Auf Gor gibt es viele Streitigkeiten«, sagte ich. »Wie auch viele Hauptmänner.«

»Zuerst könnte ich mich bei irgend jemandem verdingen.«

»Viele Hauptmänner wählen ihre Aufträge auf den Waagen der Kaufleute aus«, sagte ich. »Sie wägen Eisen gegen Gold ab. Sie kämpfen für den Ubar mit dem umfangreichsten Geldbeutel, fürchte ich.«

»Ich bin ein Alar«, sagte Hurtha. »Die Städte führen ständig Krieg gegen uns. Es ist immer das Land gegen die Mauern. Gleichgültig, in welche Richtung ich mich wende oder gegen wen ich antrete, es wäre ein Schlag gegen den Feind.«

»Auf gewisse Weise bin ich ein Söldner«, sagte ich. »Aber für gewöhnlich habe ich mir meine Kämpfe mit Sorgfalt ausgesucht.«

»Das sollte man auch tun«, stimmte Hurtha mir zu. »Sonst geschieht es, daß man sein Glück nicht fördert.«

Ich sah ihn an.

»Ich kann mit der Vorstellung vom Vorhandensein der richtigen Seite nichts anfangen, wenn du davon sprichst«, sagte Hurtha. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob es so etwas wie die richtige Seite überhaupt gibt. Ich habe sie noch nie geschmeckt oder gesehen, oder gar gefühlt. Sollte es tatsächlich so etwas geben, dann bestimmt bei beiden Parteien, so wie das Sonnenlicht oder die Luft. Es hat mit Sicherheit noch keinen Krieg gegeben, in dem nicht beide Parteien behauptet hätten und auch davon überzeugt waren, im Recht zu sein. Wenn sich also beide Seiten stets für die richtige Seite halten, kann man also nichts Falsches tun, wenn man sich für eine davon entscheidet. Und wenn das der

Fall ist, warum sollte man dann nicht auch für die Wagnisse bezahlt werden, die man eingeht?«

»Hast du jemals die Ehre gesehen, gefühlt oder gar geschmeckt?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte Hurtha. »Ich habe die Ehre geschmeckt, sie gesehen und sie gefühlt, aber das ist nicht so, als würde man Brot schmecken, einen Felsen sehen oder eine Frau spüren. Es ist anders.«

»Vielleicht ist das bei der Schwierigkeit mit der richtigen Seite so ähnlich.«

»Vielleicht«, sagte Hurtha. »Aber das scheint mir eine sehr vertrackte, schwierige Angelegenheit zu sein.«

»Den Eindruck habe ich auch. Ich bin oft überrascht, warum anderen das anscheinend so leicht fällt.«

»Das ist wahr.«

»Vielleicht haben sie eine Gabe, dies zu spüren«, dachte ich laut nach.

»Schon möglich. Aber warum herrscht dann soviel Zwietracht unter ihnen?«

»Diese Frage kann ich nicht beantworten«, gab ich zu.

Die Armبänder wurden gebracht, schwere Armبänder aus Silber und Gold, und Genserix verteilte sie an hochrangige Gefolgsleute. Aus derselben Kiste holte er Münzen, die er unter den anderen verteilte. Selbst ich erhielt einen Silbertarsk. Offenbar besaß das Wagnenvolk große Schätze. Der Tarsk kam aus Telnus. Diese scheinbar unbedeutende Tatsache bestärkte mich in der Überzeugung, daß zwischen den Manövern von Cos und dem Zug der Alar zur Straße des Genesian ein Zusammenhang bestand.

»Gibt es in den Städten solche Frauen?« fragte Hurtha und deutete auf Feiqa.

»Tausende.«

»Wir sollten uns mit den Belagerungstechniken besser vertraut machen«, lächelte Hurtha.

Feiqa zuckte zusammen.

»Man kann solche Frauen in der Stadt kaufen, auf Sklavenmärkten oder bei Kaufleuten. Sicherlich fändest du auch bei den Wagen welche, du mußt nur nach ihnen suchen. Du könntest sie scharenweise vorführen lassen, damit man sie sich ansieht, sie untersucht und bei Zufriedenheit erwirbt.« Interessanterweise waren mir in dieser Wagenburg noch keine Sklaven begegnet. Bei den Wagnenvölkern im fernen Süden war das ganz anders. Dort waren wunderschöne Sklavinnen – in schamlos enthüllenden Chatkas und Curlas – mit winzigen Ringen in den Nasen etwas Alltägliches. »Du hast doch eben davon gesprochen, daß unter anderem auch Sklavenhändler zu euren Wagen kommen.«

»Ja«, sagte er. »Aber gewöhnlich nur um die Beute zu erwerben, die wir bei Raubzügen oder Kämpfen machen.«

»Warum gibt es hier so wenig Sklavinnen?«

»Die freien Frauen töten sie.«

Feiqa keuchte auf. Vermutlich war es vernünftiger, bald aufzubrechen. Sie war eine Schönheit, die Männer erotisch erregen konnte, und zwar auf eine unvorstellbare, betörende Weise. Ich hatte keine Lust, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Sie war genau die Art von Frau, die mit ihrer Hilflosigkeit, ihrem Kragen, ihrer Verletzlichkeit und der kurzen Tunika eifersüchtigen Haß hervorrufen konnte, einen Haß, der bei freien Frauen manchmal schon an Wahnsinn grenzte, vor allem bei den Häßlichen und sinnlich Unbefriedigten.

»Oh!« rief Feiqa aus, als Sorath sie beim Oberarm packte. Sein Griff war fest, unmißverständlich. Er wollte sie haben.

»Warte«, sagte ich und legte ihm die Hand auf den Arm.

»Ich soll warten?« fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Warte.«

»Du bist kein Alar«, sagte er. »Ich werde sie mir nehmen.«

»Nein.«

»Das ist unser Lager.«

»Sie ist meine Sklavin.«

»Gib sie mir«, verlangte er. »Wenn ich sie dir zurückgebe, wird sie viel glücklicher sein.«

»Nein.«

»Im Lager tue ich das, was ich will.«

»Daran habe ich meine Zweifel.«

Er stand auf. Ich schloß mich ihm an. Er war ein Stück kleiner als ich, dafür aber außerordentlich breit und kräftig. Kein ungewöhnlicher Körperbau bei den Alar.

»Du hast von unserem Essen gegessen«, sagte Sorath.

»Und das habe ich gern getan. Vielen Dank.«

»Du bist hier Gast«, sagte Sorath.

»Und ich erwarte den damit verbundenen Respekt und die Höflichkeit.«

»Überlaß sie ihm doch für ein paar Ehn«, schlug Hurtha vor.

»Er hat nicht gefragt.«

»Dann frag ihn«, mischte sich ein Mann ein.

»Nein«, sagte Sorath.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Holt zwei Äxte«, schlug Sorath vor.

»Er kennt sich mit der Axt nicht aus«, sagte Hurtha.

»Er gehört nicht zum Wagnenvolk.«

»Dann holt Schwerter!« brüllte Sorath.

»Eine Axt ist schon in Ordnung«, sagte ich. Ich hatte den Gebrauch der Waffe in Torvaldsland gelernt. Es war eigentlich unvorstellbar, daß es jemanden geben sollte, der den Torvaldsländern im Gebrauch der Axt überlegen war.

»Nehmt Äxte ohne Klingen«, befahl Genserix. Das war ein überraschender Vorschlag, aber ich hieß ihn willkommen. Es schien eine anständige Geste zu sein, die Genserix da machte. Nicht jeder Anführer der Alar wäre so rücksichtsvoll gewesen. So würde der Verlierer

schlimmstenfalls einen aufgeschlagenen Kopf davontragen. Die Männer am Feuer grunzten zustimmend. Es schienen alle ziemlich anständige Burschen zu sein. Zu meiner Freude war Sorath einverstanden. Offenbar hegte er, nachdem sein Jähzorn verraucht war und er Zeit zum Nachdenken gehabt hatte, nicht den Wunsch, mich zu töten. Er wäre vermutlich damit zufrieden, mich bewußtlos zu schlagen. Am Morgen würde ich dann nackt und an einen Holzpflöck außerhalb der Wagenburg gefesselt aufwachen. Ein paar Tage später, nachdem ich ausreichend über meine Undankbarkeit nachgegrübelt hätte, während ich wie ein Tarsk von Wasser aus einem Erdloch und Küchenabfällen gelebt hätte, ließe man mich vielleicht wieder frei, wenn die Wagen weiterführen; man gäbe mir die oft benutzte Feiqa zurück, möglicherweise mit einem frischen Alar-Brandmal, damit ich mich von Zeit zu Zeit an den Zwischenfall erinnerte.

Zwei sehr lange schwere Axtschäfte wurden gebracht.

Ich wog einen in der Hand. Er war gut ausbalanciert.

»Paß auf dich auf, Freund«, sagte Hurtha. »Sorath ist ein vorzüglicher Axtkämpfer.«

»Danke.«

Feiqa wimmerte.

»Bereite dich in Gedanken schon einmal auf deine Zukunft vor«, sagte ich.

»Herr?« fragte sie verblüfft.

»Soll die Frau gefesselt werden?« fragte einer der Krieger.

»Das ist nicht nötig«, sagte ich. »Bleib auf den Knien, Feiqa!«

»Ja, Herr.« Sie würde gehorchen.

Sorath spuckte in die Hände und ergriff den Schaft. Er ließ ihn ein paarmal durch die Luft pfeifen. Ich begab mich zu einer freien Stelle in der Nähe des Feuers.

»Hast du gesehen?« sagte einer der Krieger. »Er hat eine Stellung eingenommen, in der er das Feuer im Rücken hat.« Die anderen Männer nickten, es war ihnen durchaus nicht entgangen.

Nach Möglichkeit – es richtet sich natürlich nach den Gegebenheiten des Terrains – sorgt ein Krieger dafür, daß er Sonne und Wind stets im Rücken hat. Der Glanz der Sonne kann, selbst wenn er nicht blendet, den Feind ermüden, besonders wenn der Kampf eine Ahn lang dauert. Die Vorteile, die es mit sich bringt, den Wind im Rücken zu haben, sind offensichtlich. Die Reichweite eines abgeschossenen Pfeils vergrößert sich, jede vorwärtsgerichtete Bewegung wird verstärkt, jeglicher Staub, den der Wind möglicherweise mit sich trägt, behindert eher den Feind.

Sorath hieb wild mit dem Axtschaft auf mich ein, und ich blockte den Schlag ab. Es war ein einfacher, offensichtlicher Hieb gewesen, und wenn es nicht seine Absicht gewesen war, mir die Kraft zu rauben oder den Schaft zu zerbrechen, ergab er wenig Sinn. Er trat zurück und überdachte seine Taktik.

»Einen Alar hättest du auf diese Weise bestimmt nicht angegriffen«, sagte ich. Es konnte ihm nicht entgangen sein, daß ich seine offene Deckung nicht ausgenutzt und keinen Hieb nach seinem Hals geführt hatte, einen Hieb, der zumindest mit einer Torvaldslandaxt einem Mann den Kopf von den Schultern trennen kann.

»Das stimmt, Fremder«, sagte da eine Frauenstimme. Ich trat zurück, in dem sicheren Wissen, daß zwischen Sorath und mir in diesem Augenblick Waffenstillstand herrschte; trotzdem behielt ich ihn im Auge. Er konnte seinen Standpunkt nicht verändern, ohne daß es mir entging.

»Ich habe Tharlarion gesehen, die besser mit einem Axtschaft umgehen können«, sagte sie. Sorath errötete wütend. Allem Anschein nach war sie eine freie Frau der Alar, obwohl sie im Gegensatz zu den anderen

Frauen keines der rauhen, schweren, bodenlangen Kleider trug. Sie trug Männerkleidung, Felle und Leder. In ihrem Gürtel steckte sogar ein Messer. Sie war von betörender Schönheit, obwohl sie nach ihrer Miene und ihrem Benehmen zu urteilen eine derartige Bemerkung nicht als Kompliment aufgefaßt hätte. Sie hatte etwa Feiqas Größe, war vielleicht ein wenig kleiner und hatte dunkles Haar und dunkle Augen.

Von ihrer Bemerkung aufgestachelt, machte Sorath einen wilden, unkontrollierten Ausfall. Ich blockte die Schläge ab, da ich seinen Leichtsinn nicht ausnutzen wollte. Ich versetzte ihm keinen Schlag. Wären es richtige Äxte mit scharfem Eisen gewesen, hätte ich ihn mehrfach töten können. Ich weiß nicht, ob ihm das bewußt war, aber einigen der Zuschauer blieb es nicht verborgen. Hurtha und Genserix zum Beispiel schienen sich da keinen Täuschungen herzugeben, wenn ich ihre besorgten Mienen richtig deutete. Gut, bei richtigen Äxten hätte Sorath vielleicht mit größerer Umsicht gekämpft.

Er wich keuchend zurück.

»Kämpf, Sorath!« verspottete ihn die Frau. »Er ist ein Außenseiter. Bist du kein Alar?«

»Schweig, Frau!« murrte Genserix.

»Ich bin eine freie Frau«, erwiderte sie. »Ich kann sagen, was ich will.«

»Halt dich aus Männerangelegenheiten heraus«, verlangte Genserix.

Sie betrachtete die Gruppe von ihrem Standpunkt auf der anderen Seite des Feuers aus. An den Füßen trug sie Fellstiefel. Ihre Arme waren aufsässig unter der Brust verschränkt. »Sind hier denn Männer?« fragte sie. »Das sollte mich doch wundern.«

Die versammelten Krieger stießen ein ärgerliches Gemurmel aus. Aber niemand unternahm etwas, um die Frau in die Schranken zu weisen. Natürlich war sie frei. Bei den Alar haben freie Frauen einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert.

»Hältst du dich für einen Mann?« fragte einer der Krieger.

»Ich bin eine Frau, aber ich unterscheide mich durch nichts von dir.«

Erneutes ärgerliches Gemurmel.

»Tatsächlich bin ich mehr Mann als jeder von euch.«

»Gebt ihr eine Axt!« befahl Genserix.

Man reichte der Frau eine typische Alar-Axt, mit langem Schaft und schwerer Eisenklinge. Sie nahm sie, konnte sie aber nur mit Mühe halten. Es war klar, daß die Waffe zu schwer für sie war. Sie konnte sie kaum hochheben, geschweige denn damit kämpfen.

»Du könntest diese Klinge nicht einmal fürs Holzhacken schwingen«, sagte Genserix.

»Wie ist dein Name?« fragte ich.

»Tenseric«, sagte sie.

»Das ist ein Männername.«

»Ich habe ihn selbst ausgesucht. Ich tate ihn mit Stolz.«

»Hat man dich schon immer so genannt?« wollte ich wissen.

»Man rief mich bis zum Zeitpunkt meiner Reife Boabissia. Dann habe ich mir selbst einen Namen ausgesucht.«

»Du bist noch immer Boabissia«, sagte einer der Krieger.

»Nein!« widersprach sie. »Ich bin Tenseric.«

»Du bist doch eine Frau, oder?« fragte ich.

»Sicher«, sagte sie ärgerlich. »Und?«

»Bedeutet das denn nichts?«

»Nein. Es bedeutet gar nichts.«

»Also gibt es keinen Unterschied zwischen dir und einem Mann?« fragte ich.

»Nein!«

Die Krieger am Feuer lachten.

»Es braucht mehr als Felle und Leder und einen

großspurig im Gürtel getragenen Dolch, um ein Mann zu sein.«

Sie sah mich wütend an.

»Du bist eine Frau!« rief einer der Männer. »Benimm dich auch so!«

»Nein!« schrie sie.

»Zieh dir ein Kleid an!«

»Niemals! Ich will keine jener armseligen Kreaturen sein, die euch auf jede erdenkliche Weise bedienen müssen!«

»Bist du eine Alar?« fragte ich.

»Ja!«

»Nein«, sagte Genserix. »Sie ist keine Alar. Wir haben sie vor Jahren als Säugling am Straßenrand gefunden, zurückgelassen in einer Decke, inmitten der brennenden Reste einer überfallenen Karawane.«

»Waren es die Alar?« fragte ich.

»Nein«, sagte ein Krieger und kicherte.

»Ich wünschte, die Karawane wäre uns in die Hände gefallen«, sagte sein Nachbar. »Nach ihrer Größe zu urteilen, wäre es eine beträchtliche Beute gewesen.«

»Bei unserem Eintreffen war kaum noch etwas da.«

»Laß dich nicht in die Irre führen«, grinste Hurtha. »Wir gehen nicht oft auf Raubzüge. Das stört die guten Beziehungen zu den Städtern.«

Das ergab einen Sinn. Die Alar und ähnliche Völker können bei der Suche nach Weidegründen angriffslustig und kriegerisch sein, aber wenn man sie gewähren läßt, veranstalten sie nur selten Raubzüge.

»Wir nahmen das Kind auf und zogen es groß«, erklärte Genserix. »Wir nannten es Boabissia, ein guter alarischer Name.«

»Dann gehörst du eigentlich gar nicht richtig zum Wagnenvolk«, sagte ich zu dem Mädchen. »Aller Wahrscheinlichkeit nach bist du eine Frau aus der Stadt.«

»Nein! Ich bin eine Angehörige des Wagnenvolks!«

sagte sie. »Ich habe mein ganzes Leben bei ihnen verbracht.«

»Sie gehört nicht zum Wagnenvolk, nicht durch das Blut«, sagte ein Mann.

Boabissia starrte ihn wütend an. »Bringt mir Gesichtsnarben bei!« rief sie.

»Wir zerschneiden die Gesichter unserer Frauen nicht«, erwiderte der Mann.

»Schneidet mich!« verlangte sie.

»Nein«, sagte Genserix.

»Dann werde ich es selbst tun!«

»Laß es!« verlangte Genserix mit strenger Stimme.

»Also gut«, sagte sie. »Ich werde tun, was mein Häuptling befiehlt.«

Mir war klar, daß sie sich in Wirklichkeit gar nicht nach Art der Krieger verstümmeln wollte. Bemerkenswert. Die Männer wollten es natürlich auch nicht. Zum einen gehörte sie nicht zu den Kriegern und hatte darum auch gar kein Anrecht auf dieses Standeszeichen; hätte sie es als Frau getragen, wäre es für Außenstehende ständiger Anlaß zum Spott gewesen und hätte die Alar in Verlegenheit gebracht. Es hätte die Bedeutung geschmälert und etwas Anstößiges daraus gemacht. Die Ehrenzeichen der Männer werden genau wie ihre Kleidung zu bedeutungslosen, verachtenswerten Dingen, wenn man sie Frauen zugesteht. So etwas führt schließlich zur Entmännlichung des männlichen Geschlechts und zur Entfräulichung des weiblichen Geschlechts, eine Widernatürlichkeit, der Goreaner grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen – ob dies nun der Wahrheit entspricht oder nicht, sei dahingestellt.

Davon abgesehen war Boabissia eine schöne Frau, und die Krieger wollten sie nicht entstellt sehen.

»Dein Häuptling dankt dir«, sagte Genserix ironisch.

Sie erröte und senkte den Kopf. In ihrer Wut hatte sie kaum eine andere Wahl als vorzutäuschen, daß sie seine Bemerkung ohne Hintergedanken hinnahm. Ich

fragte mich, warum Genserix ihr nicht einfach die Kleidung wegnahm und sie ein paar Tage unter einem Wagen ankettete. Sie starrte mich wütend an.

»Ich bin eine Alar«, wiederholte sie.

Einige der Krieger lachten.

»Mir erscheint es wahrscheinlicher, daß du eine Frau aus der Stadt bist«, sagte ich.

»Nein! Nein!«

»Betrachte deine Hautfarbe, denk an deine Größe, dein dunkles Haar, deine Augen. Bedenke die bemerkenswerten weiblichen Formen, die sich unter den Fellen und dem Leder andeuten.« Die meisten Frauen der Alar waren ziemlich groß, flachbrüstig, kalt, blond und blauäugig. »Du erinnerst mich an viele Frauen, denen ich auf Sklavenmärkten begegnet bin.«

Das rief bei den Kriegern lautes Gelächter hervor.

»Nein!« schrie Boabissia sie an. »Nein!« schrie sie mich an.

»Es stimmt.«

»Nein!« rief sie.

Die Männer lachten noch lauter.

»Ich bin eine Alar! Ich bin eine freie Frau!« rief sie mit einem haßerfüllten Blick in Feiqas Richtung, die sich zitternd zusammenduckte.

»Heb die Axt, die du trägst«, sagte Genserix. »Hoch, über den Kopf, als wolltest du jemanden damit schlagen. Halt sie am Griffende!«

Sie versuchte es. Aber schon einen Augenblick später konnte sie das Gewicht nicht länger halten, sie wand sich und die Axt sauste herab und bohrte sich in den Boden. Die Krieger waren darüber nicht erfreut. Wütendes Gemurmel erhob sich.

»Ich schaffe es nicht«, erklärte Boabissia.

Ich persönlich hätte sie auf die Knie gezwungen und dafür gesorgt, daß sie die Axt säuberte. Für eine Sklavin kann es auf Gor bereits ein Kapitalverbrechen sein, eine Waffe auch nur zu berühren.

»Heb sie hoch, schwing sie!« befahl Genserix streng.

Sie versuchte die Axt zu heben, und dann noch einmal, Schließlich senkte sie die Waffe und hielt sie wie vorhin mühsam mit beiden Händen. »Ich kann es nicht.«

»Dann leg sie nieder und geh«, sagte Genserix.

»Ja, mein Häuptling.« Sie legte die Axt auf den Boden und stürzte wütend in die Dunkelheit davon. Ich konnte mir denken, was mit ihr geschehen war. Vermutlich hatte sie in ihrer Jugend kaum eine Verwandtschaft zu den Frauen der Alar verspürt. Auf jeden Fall hatte sie sich geweigert, sich mit ihnen gleichzusetzen. Und da sie nicht vom Blut der Alar war, hatten die Nomaden sie im Gegenzug niemals richtig anerkannt. Ich hatte den Eindruck, daß sie, wie es bei den Kindern der Nomaden häufig der Fall ist, mit großer Nachsicht erzogen worden war. Unfähig, sich mit den Frauen zu identifizieren oder von ihnen anerkannt zu werden, entwickelte sie einen bitteren Neid auf die Männer, ihre Stellung und ihr Ansehen, so daß sie versuchte, sich ihnen als gleichberechtigt zu erweisen. Sie nahm männliche Verhaltensweisen an, trug die gleiche Kleidung und versuchte auf diese Art verzweifelt und wütend, einen Platz unter dem Wagnvolk zu finden. Und das Ergebnis war, daß sie von keinem der beiden Geschlechter anerkannt wurde. Sie erschien mir verwirrt und furchtbar unglücklich. Ich glaubte nicht, daß sie ihre Identität kannte, daß sie wußte, wer sie in Wirklichkeit war. Vermutlich kannten einige der Männer sie besser als sie sich selbst.

»Laßt uns den Kampf fortsetzen«, schlug Genserix vor.

Zustimmendes Gemurmel erhob sich.

Sorath und ich traten wieder gegeneinander an. Diesmal, da er nicht von der Frau verspottet wurde, kämpfte er außerordentlich gut. Wie Hurtha mich gewarnt hatte, war Sorath ein Meister der Axt. Jetzt, da

sich sein Temperament abgekühlt hatte, kämpfte er mit Schnelligkeit und Genauigkeit. Der Leichtsinn und das manchmal unvernünftig auflodernde Temperament von Männern wie Sorath waren unter den stolzen Alar nichts Ungewöhnliches; sie wären klug beraten gewesen, sich dagegen zu wappnen. Zu oft riß es solche Völker in den Untergang. Hunderte von Malen erwiesen sich schon nüchtern durchdachte Verteidigungslinien und verantwortungsvolle Taktiken roher Kraft und Wut gegenüber als überlegen. Der Mut der Barbaren richtet nur selten etwas gegen einen kühl denkenden, entschlossenen, vorbereiteten Feind aus. Aber die Bewohner der Städte sollten besser bei dem Gedanken erzittern, daß eines Tages jemand unter den Horden aufsteigt, der den Sturm bändigen und den Blitzschlag lenken kann.

Ich wich seitwärts aus, wirbelte den Axtschaft herum und traf Sorath in den Solarplexus, jenes Netzwerk aus Nerven hoch oben in der Magengrube, das vor dem oberen Teil der Unterleibsarterie liegt. Ich stieß nicht fest genug zu, um ihn zu verletzen, seinen Leib aufzureißen oder die Ader zum Platzen zu bringen, sondern gerade so hart, daß ich ihn ausschaltete. Um gänzlich sicherzugehen, brachte ich das linke Stück des Schaftes nach oben und ließ es auf seinen Nacken niedersausen, als er sich wie erwartet gehorsam und stöhnend zusammenkrümmte. Ich schlug nicht hart genug zu, um ihm die Wirbelsäule zu brechen. Er sackte auf die Knie, erbrach sich und fiel dann halb bewußtlos vornüber. Da stand ich bereits hinter ihm, das Holz am Griffende festhaltend. Von dieser Position aus kann man mit einem Schlagstock dem Gegner den Hals brechen oder ihm den Schädel einschlagen. Wäre der Schaft mit der Axtklinge ausgestattet gewesen, hätte man ihn natürlich köpfen können. Sorath war schnell. Ich war schneller.

»Töte ihn nicht«, sagte Genserix.

»Natürlich nicht«, sagte ich. »Er ist einer meiner Gastgeber.« Ich trat von Sorath zurück.

»Du hast gut gekämpft«, sagte Genserix.

»Sorath ist sehr gut, findest du nicht auch?« fragte Hurtha.

»Ja«, sagte ich. »Er ist ganz gut.«

»Dein Können hat gezeigt, daß du die Gastfreundschaft der Alar wert bist«, sagte Genserix. »Willkommen in unserem Lager. Willkommen beim Licht und bei der Wärme unseres Feuers.«

»Danke«, sagte ich und warf den Axtschaff weg.

»Lebst du noch?« fragte Parthanx seinen Freund fürsorglich.

»Ja«, erwiderte Sorath.

»Dann sei nicht so faul. Steh auf.« Parthanx schien den Kampf wie die anderen auch genossen zu haben.

»Laß mich dir helfen«, sagte ich, gab Sorath die Hand und schleifte ihn fast bis zu seinem Platz am Feuer. Er sah kopfschüttelnd zu mir hoch. »Gut gemacht«, sagte er.

»Danke. Aber du warst auch nicht schlecht.«

»Danke.«

Ich sah mich um. »Ich nehme an, ich bin hier jetzt willkommen.«

»Ja«, sagte Genserix.

»Ja«, sagte Sorath.

Die anderen murmelten beifällig.

»Danke«, sagte ich. »Ich bin dankbar für eure Gastfreundschaft. Ich danke euch auch für das Essen und Trinken, das ich hier bekommen habe, für die Wärme und das Licht des Feuers, für eure Kameradschaft. Eure Gastfreundschaft entspricht dem, was ich über die Alar gehört habe. Ich täte jetzt gern etwas für euch, aus freiem Willen, wie jetzt allen klar sein dürfte, etwas, das in geringem Ausmaß dazu dienen soll, meinen Dank auszudrücken.«

Genserix und seine Krieger sahen sich verblüfft an.

Ich wandte mich an Feiq. »Zieh dich aus.«

»Herr?« fragte sie.

»Muß ich den Befehl wiederholen?«

»Nein, Herr!« rief sie. Im Nu war sie nackt.

»Steh gerade«, sagte ich. »Heb die Arme über den Kopf.« Sie gehorchte augenblicklich. Im Licht des Feuers bot sie einen wunderschönen Anblick.

»Solche Frauen kann man in den Städten kaufen«, sagte ich.

Anerkennendes Gemurmel erhob sich, als sich die Männer an der vom Feuerschein erleuchteten Schönheit der nackten Sklavin erfreuten.

»Tanz!« befahl ich.

»Ja, Herr.«

Einer der Krieger fing an zu singen und klatschte dabei in die Hände.

Feiq tanzte.

Die Männer stießen Begeisterungsrufe aus, viele stimmten in das Lied ein und gaben den Rhythmus mit den Händen vor. Ich war unglaublich stolz auf Feiq. Wie oft kam es vor, daß die ungehobelten Viehtreiber der Alar solch eine willige Schönheit in ihrem Lager und ihren Armen hatten? Solche Frauen waren hier bestimmt nicht erlaubt. Dafür sorgten schon die freien Frauen. Vermutlich verbargen sie sie in den Wagen, bis sie verkauft oder getötet werden konnten. Wie schön Feiq war! Welch unglaubliche Macht sie über die Männer ausübte! Wie sie sie erfreute und ihnen Beifallsstürme entlockte! Wie unglaublich lebendig und unverfälscht sie war.

»Das ist ekelhaft!« schrie plötzlich Boabissia, die zum Feuer zurückgekehrt war. Die freie Frau war noch immer in Fell und Leder gekleidet. Sie stürmte in den Kreis, eine kurze dicke Peitsche in der Hand. Sie schlug auf Feiq ein, die schreiend auf die Knie fiel. »So etwas wie dich erlauben wir nicht im Lager der Alar!« schrie die freie Frau. Feiq senkte den Kopf. Schläge regneten auf sie herab.

Mit einem Satz stand ich neben Boabissia, riß ihr die Peitsche aus der Hand und warf sie wütend fort. Die freie Frau starrte mich voller Zorn an, sie konnte nicht fassen, daß ich gewagt hatte, hier einzugreifen. »Mit welchem Recht mischst du dich ein?« verlangte sie zu wissen.

»Mit dem Recht eines Mannes, der über dein Benehmen nicht erfreut ist, Frau«, erwiderte ich.

»Frau?« brüllte sie wütend.

»Ja.«

Ihre Hand zuckte zu dem Dolch in ihrem Gürtel. Ich sah sie nur an. Ängstlich nahm sie die Hand vom Dolchgriff und machte ihrer Wut mit einem Schrei Luft. Dann hob sie die Fäuste, um auf mich einzuschlagen. Nur um erneut aufzuschreien, als ich mühelos ihre Handgelenke packte. Sie konnte nichts dagegen tun. »Halt!« schrie sie dann protestierend auf, als ich sie langsam auf die Knie zwang. Ich drehte sie um, warf sie auf den Bauch und setzte mich auf ihre Hüften. Dort entfernte ich den Dolch aus seiner Scheide. »Nein!« rief sie, als ich ihr mit ihrem eigenen Dolch die Kleider vom Leib schnitt.

»Ein Seil«, verlangte ich, ohne aufzusehen; ich streckte einfach nur die Hand aus. Jemand reichte es mir, und einen Augenblick später waren ihr die überkreuzten Hände sicher zusammengefasst. Ich hatte sie wie eine Sklavin gebunden.

»Hilfe!« rief sie den Kriegern zu. »Hilfe!«

Aber keiner rührte sich, um Boabissia beizustehen. Ich verlagerte meine Position auf ihrem Körper, so daß ich jetzt in Richtung der Füße sah. Ich packte die Fußgelenke, zog sie heran, bis die Unterschenkel einen Winkel von etwa fünfzig Grad eingenommen hatten, überkreuzte sie und band sie mit dem Seilende, das von den Handgelenken herabbaumelte, fest zusammen. »Bitte!« wandte sie sich an die Krieger, aber niemand beachtete sie. Ich hob sie auf die Knie und drückte ihren Körper zurück, bis ihr Haar den Boden berührte,

damit die Krieger die geschwungene Linie ihrer ganzen Schönheit bewundern konnten,

»Sie ist hübsch«, sagte ein Mann. »Ja«, sagte ein anderer. Es stimmte. Boabissia hatte einen wunderschönen Körper. Bis jetzt hatte die Männerkleidung ihn verborgen, obwohl Fell und Leder zumindest angedeutet hatten, welche schönen, aufregenden Formen sich darunter befanden. »Kommt her, seht euch Boabissia an, gebunden wie ein Tarsk!« rief ein Krieger. Leute kamen angelaufen, darunter sogar einige freie Frauen. Boabissia, die mittlerweile aufrecht knien durfte, kämpfte vergeblich gegen die Fesseln an. Sie war hilflos.

»Feiqä wird jetzt tanzen«, sagte ich. »Wenn du willst, wird man dir die Augen verbinden oder dir eine Kapuze über den Kopf ziehen.« Sie starrte mürrisch und wütend zu Boden, schüttelte dann den Kopf. »Solltest du etwas sagen, wirst du geknebelt. Hast du das verstanden?«

»Ja.«

Mein Blick fiel auf ihren Hals. Dort hing eine Lederschnur, an der eine kleine Kupferscheibe befestigt war. »Was ist das?« fragte ich sie. Boabissia antwortete nicht. Ich stieß sie auf den Rücken, beugte mich über sie und hob die Scheibe an, um sie im Feuerlicht besser betrachten zu können. Boabissia wehrte sich nicht. Gefesselt, wie sie war, konnte sie sowieso nichts unternehmen. Die in der Mitte durchstoßene Kupferscheibe war nicht besonders groß, der Durchmesser betrug etwa drei Zentimeter. Eingeprägt waren der Buchstabe ›Tau‹ sowie eine Zahl.

»Was ist das?« fragte ich Genserix und zeigte auf die Kupferscheibe.

»Das wissen wir nicht«, sagte er. »Es war um ihren Hals gebunden, als wir sie vor Jahren in die Decke gehüllt in den Trümmern der Karawane fanden.«

»Du hast dir darüber doch sicherlich deine Gedanken gemacht«, sagte ich zu Boabissia.

Sie sah wortlos weg.

»Es muß der Schlüssel zu deiner Herkunft sein«, sagte ich.

Sie schwieg.

Ich ließ die Kupferscheibe an dem Lederband los. Sie stellte nun ihre ganze Bekleidung dar, von den Fesseln einmal abgesehen.

Feiq kniete noch immer an Ort und Stelle, auf ihrem Rücken zeichneten sich noch deutlich die Aufmerksamkeiten der freien Frau ab.

»Du darfst jetzt weitertanzen, Feiq«, sagte ich.

»Ja, Herr.«

Die Männer gaben ihrer Begeisterung Ausdruck und schlugen sich auf die linke Schulter, die goreanische Art des Beifalls. Da Feiq sich nicht länger vor der freien Frau zu fürchten brauchte, dauerte es nicht lange, bis sie wieder eine lebendige, sinnliche Vorstellung gab, zugleich wunderbar und unterwürfig, begierig und freudig, allein mit der Absicht, ihren Herrn zu erfreuen. Ich war so erregt, daß es schon weh tat. Ich konnte es kaum erwarten, sie zurück ins Lager der Kutscher zu führen. Gelegentlich warf ich Boabissia einen Blick zu. Sie lag zusammengeschnürt auf der Seite und sah Feiq zu. In ihren Augen funkelte Ehrfurcht und das Begreifen, was eine Frau zustande bringen konnte.

Einige Ahn später – es war fast schon Morgen – kehrte ich ins Lager zurück. Feiq ging langsam hinter mir her; sie war erschöpft und hatte die winzige Tunika über die linke Schulter geworfen. Kurz vor dem Lager drehte ich mich zu ihr um. »Bevor du dich zurückziehen darfst, kommst du noch unter meine Decke.«

Sie lächelte. »Ja, Herr.«

Dann hatten wir Mincons Wagen erreicht und zogen uns für den Rest der Nacht zurück.

»Was willst du?« fragte ich Hurtha.

»Ich komme mit dir«, sagte er. »Ich will die Welt sehen, mein Glück machen.«

»Du hast kein Tharlaron«, bemerkte ich.

»Du auch nicht.«

Ich mußte lächeln. »Das ist wahr.«

»Ich habe ihn im Lager verkauft. Es schien nicht praktisch, ihn mitzunehmen. Hier gibt es nur wenige Reittiere. Außerdem weiß ich nicht, wohin die Reise geht oder was wir tun werden.«

»Vor mir liegt ein schwerer Weg«, sagte ich. »Es könnte gefährlich werden.«

»Großartig.«

Ich sah ihn an.

»Ich langweile mich rasch.«

»Ach so.«

»Du hast doch nichts dagegen, daß ich dich begleite, oder?«

»Nein.«

»Dann ist die Angelegenheit damit erledigt«, verkündete er.

»Aber du darfst dich zu nichts verpflichtet fühlen, du kannst mich jederzeit wieder verlassen«, sagte ich. Ich hatte keine Lust, ihn in Gefahr zu bringen.

»Wenn du darauf bestehst.«

»Ich fürchte, ich habe keine andere Wahl.«

»Ich nehme deine Bedingung an.«

»Gut.«

»Du bist ein harter Verhandlungspartner.«

»Danke.«

»Die Hälfte von meinem Geld gehört dir«, sagte er.
»Nimm es ruhig.«

»Das ist sehr großzügig.«

»Dafür gehört dann die Hälfte deines Geldes mir.«

Ich sah ihn verblüfft an.

»Da wir doch zusammen reisen.«

»Wieviel Geld hast du?«

»Siebzehn Kupfertarsk und zwei Tarskstücke.«

»Das ist alles?« fragte ich.

Er nickte.

»Aber du hast doch gerade dein Tharlarion verkauft, und gestern abend hat dir Genserix genau wie mir auch einen Silbertarsk gegeben.«

»Das ist richtig, aber ich habe das meiste davon gebraucht, um alte Schulden zu bezahlen. Du würdest doch nicht wollen, daß ich das Wagnenvolk verlasse, obwohl ich noch Schulden habe?«

»Natürlich nicht«, sagte ich.

»Außerdem habe ich dieses großartige Schwert erworben.« Er zog es aus der Scheide und fuchtelte damit herum. Er schwang es ohne Mühen. Um ein Haar hätte er dabei einen vorbeigehenden Kutscher geköpft. Es handelte sich um ein langes Schwert mit scharfer Klinge, das beim Wagnenvolk den Namen *spatha* trug. Auf dem Rücken eines Tharlarion ist es nützlicher als das *gladius*. Unter Hurthas Besitztümern befand sich noch ein *sacramasax*, ein kurzes Schwert zum Zustecken, das dem *gladius* sehr ähnelt und zweifellos davon abstammt. »Darum habe ich nur siebzehn Münzen«, sagte er und schob das Schwert in die Scheide. »Wieviel besitzt du?«

»Etwas mehr ist es schon.«

»Großartig. Wir werden vermutlich jedes Tarskstück brauchen.«

»Wieso?«

»Ich habe einen teuren Geschmack«, erklärte er. »Außerdem bin ich ein Alar, und wir Alar sind ein großzügiges, edles Volk.«

»Das ist eine allseits bekannte Tatsache.«

»Wir haben einen Ruf aufrechtzuerhalten.«

»Zweifellos.«

»Wenn uns das Geld ausgeht, kann ich noch immer jemandem eins über den Schädel geben und mir seinen Geldbeutel nehmen.«

»Sicherlich verhältst du dich im Lager deines Volkes anders«, sagte ich

»Natürlich!« erwiderte er ziemlich überrascht. »Es sind doch Alar.«

»Ich verstehe.«

»Keine Außenseiter, keine Städter.«

»Ich muß dich warnen«, sagte ich. »Außerhalb der Wagenkolonne sieht man es gar nicht gern, wenn man jemanden eins über den Schädel gibt und seinen Geldbeutel nimmt.«

»Ach ja?«

»Ja. Viele Männer haben da ganz bestimmte Vorstellungen.«

»Bemerkenswert.«

»Du lieferst dich doch auch nicht gern niedergeschlagen, oder?«

»Natürlich nicht.«

»Siehst du.«

»Aber ich bin ein Alar.«

»Und welchen Unterschied macht das?«

»Jeden Unterschied der Welt«, sagte er. »Kannst du mir das Gegenteil beweisen?«

»Nein.«

»Siehst du.«

»Ich versichere dir, es gefiele den Leuten nicht, und man könnte dich pfählen oder in Stücke schneiden.«

»Ich bin nicht uneinsichtig, was solche Überlegungen angeht«, sagte er. »Aber ich war der Ansicht, wir besprächen hier bloß Probleme der Moral.«

»Du solltest nicht einmal an Raubzüge denken.«

»Ich versichere dir, für mich ist so etwas keineswegs anstößig. Außerdem steht mir ein derartiges Verhalten durchaus zu.«

»Wieso denn das?«

»Ich bin ein Alar«, antwortete er.

»Da ich nicht die geringste Lust verspüre, gepfählt oder in Stücken an die Sleen verfüttert zu werden, wüßte ich es für die Dauer unserer Reise zu schätzen – sozusagen als persönlichen Gefallen –, wenn du darauf verzichten könntest, gewisse deiner Vorrechte als Alar auszuüben.«

»Aber du hast doch nichts dagegen, wenn mir jemand etwas leiht oder mir Geschenke macht.«

»Natürlich nicht. Wer sollte dagegen etwas haben?«

»Großartig«, sagte er.

Ich entspannte mich.

»Ich hatte schon Angst, du könntest irgendwelche ausgefallene Vorbehalte pflegen.«

»Ich doch nicht.«

»Großartig«, sagte er herzlich.

Wir befanden uns im Lager der Kutscher, die den Nachschub für die Soldaten aus Cos und die cosischen Söldner transportierten. Es war kurz vor Sonnenaufgang. Das Frühstück war vorbei, die Kutscher bereiteten die Wagen vor und schirrten die Tharlarion an. Einige waren sogar schon aufgebrochen. Weder schienen die Fuhrwerke numeriert zu sein, noch gab es Lageraufseher. Trotz der Länge der Kolonne und der so unterschiedlichen Ladung schien alles nur oberflächlich organisiert zu sein. Das war ein krasser Gegensatz zu der Disziplin, die ich beim Transport und dem Schutz solcher Waren erwartet hätte. Ich konnte nicht verstehen, daß Ar derart zögerte, diese Schwächen auszunutzen.

»Bist du bereit?« fragte Mincon, unser Kutscher. Er zurrte das Geschirr des Tharlarion fest.

»Gleich«, sagte ich. »Feiqa, halt still.«

In Mincons Nähe kniete Tula. Das war ein Mädchen aus seinem früheren Dorf, das er gestern abend während meines Besuchs bei den Alar zu seiner Sklavin

gemacht hatte. Sie hatte um Nahrung gebettelt. Er stieß sie beiseite. Tula trug eine Tunika, die Mincon für sie gefertigt hatte. Aus weißer Wolle war sie, kurz und ärmellos. Tula hatte prächtige Beine. Anscheinend hatte Mincon ihre einstige Kleidung als freie Frau für ihre Sklavinnentracht benutzt. Sie besaß jetzt auch eine Art Schal, den sie umlegen konnte, wenn der kalte Wind wehte. Aus einem anderen Stück hatte er behelfsmäßige Schuhe gemacht, die sie sich um die kleinen Füße gebunden hatte. Im Se'Kara wären die Pflastersteine der Straße kalt. Ich warf noch einen Blick auf Tulas Beine. Die neue Tunika enthüllte sie auf bemerkenswerte Weise, wie es sich für eine Sklavin gehörte.

Auf Gor entblößen nur die Sklaven die Beine, und obwohl sie es für gewöhnlich voller Stolz und bereitwillig tun, ist ihnen doch klar, das sie letztlich keine andere Wahl haben. Solche Dinge obliegen dem Herrn. Man muß über solche Entscheidungen nicht lange nachsinnen, denn die meisten goreanischen Sklavenhalter sind kraftvolle, starke, überlegene Männer. Es ist daher üblich, daß Sklavinnen, die sowieso nur die Kleidung tragen, die ihr Herr erlaubt hat, ihre Beine und den damit verbundenen prickelnden Reiz ihrer Oberschenkel, Waden und zarten Fesseln zur Schau stellen.

Freie Frauen hingegen würden niemals die Beine entblößen. Sie würden es einfach nicht wagen. Allein der Gedanke würde sie entsetzen. Der durch diese Handlung ausgelöste Skandal würde ihren Ruf zerstören. Es gibt auf Gor das Sprichwort, daß jede Frau, die ihre Beine enthüllt, eine Sklavin ist. In manchen Städten würde eine freie Frau, die derart verantwortungslos handelt, vom Magistrat festgenommen und zur Fesselung verurteilt; man würde ihr den Status nehmen – manchmal sogar öffentlich –, sie zur Ware degradieren und an einen Sklavenhändler übergeben. Damit die Gefühle der freien Frauen nicht verletzt werden, transportiert man die neue Sklavin mit Kapuze, Sklavenkra-

gen und in Ketten zu einem fernen Markt, wo sie nach dem Verkauf ein neues Leben beginnt.

»Au!« rief Feiq.

»Halt still!« befahl ich und stieß ein letztes Mal mit der Nadel zu. Dann steckte ich sie in mein Nähzeug zurück.

»Laß die Finger von den Wunden.«

Feiq sah mich an. Ihre Augen schimmerten feucht, und sie schien Angst zu haben. In ihrem Blick lag eine ganz bestimmte Überraschung, als begreife sie nur mit Mühe, was eigentlich mit ihr geschehen war.

»Tut es weh?« fragte ich.

»Nein.«

Ich wischte die winzigen Blutströpfchen weg. Dann befestigte ich die kleinen Gegenstände.

»Sie sind wunderschön«, sagte Hurtha voller Bewunderung.

»Sie sind billig«, erwiderte ich.

»Das ist schon in Ordnung«, meinte er.

Ich wollte vermeiden, daß freie Frauen ihre Wut an Feiq ausließen und die Ohringe abrisen.

Ich drehte Feiqs Kopf von einer Seite zur anderen. Ja, sie sahen wirklich schön aus.

»Wir sind soweit«, sagte ich zu Mincon. »Du darfst aufstehen, Feiq.«

»Stell dich hinter den Wagen«, befahl Mincon seiner Sklavin.

Ich band ein Seil um Feiqs Hals und befestigte es an der Wagenseite.

»Muß ich dich festketten?« fragte Mincon sein Mädchen.

»Nein, Herr«, erwiderte sie.

»Das ist meine Entscheidung«, sagte er. Dann nahm er eine Kette aus dem Wagen und befestigte sie mit einem schweren Vorhängeschloß um ihren Hals. Das andere Ende der Kette befestigte er an einem Ring am Wagenende. Tula mußte hinter dem Wagen hergehen.

»Ja, Herr«, sagte sie mit einem Lächeln und senkte den Kopf.

Hurtha warf seine Habseligkeiten auf die Ladefläche. Darunter befand sich auch die schwere Alar-Kriegsaxt. Für diejenigen, die es interessiert: In der Sprache der Alar nennt man diese Axt die francisca. Jene, die sie zu fürchten gelernt haben, nennen sie ebenfalls bei diesem Namen.

Ich entschied mich, eine Zeitlang neben dem Fuhrwerk herzugehen. Auf dem Kutschbock war neben Mincon nicht genug Platz für Hurtha und mich.

»Ho!« rief Mincon seiner Echse zu, riß mit der Linken an den Zügeln und ließ mit der Rechten die Peitsche knallen. Der Wagen setzte sich mit einem Ruck in Bewegung, die Räder versanken in den Spurrillen der anderen Fuhrwerke, und wir fuhren langsam auf die Straße zu.

»Halt an!« rief ich Mincon zu, als wir den Straßenrand erreichten. Er riß an den Zügeln.

Die freie Frau eilte auf uns zu. »Ich wußte nicht, wo ich euch fände«, sagte sie atemlos. »Ich wußte nur, daß ihr diesen Weg kommt. Ich habe auf euch gewartet.«

»Kennst du die Frau?« wollte Mincon wissen.

»Ja«, sagte ich.

Mincon hatte es eilig. Seine Hand verkrampfte sich um die Tharlalionpeitsche. Falls es sich bei dieser Frau nur um eine weitere Bettlerin handelte, war er bereit, sie zu vertreiben.

»Du trägst ein Kleid«, sagte Hurtha.

»Ja«, antwortete sie.

»Hast du es geschafft, dich allein zu befreien?«

Sie wurde rot. »Nein, ich konnte mich nicht befreien. Ich war völlig hilflos.«

Hurtha musterte sie.

»Genserix hat mich losgeschnitten.«

»Da ist eine freie Frau«, sagte ich zu Feiqa. Sie kniete sofort nieder. »Den Kopf auf den Boden«, flüsterte ich

ihr zu. Sie gehorchte sofort. Tula folgte eingeschüchtert ihrem Beispiel. In gewisser Weise war der Kragen für sie beide etwas Neues. Sie mußten eben lernen, wie sie sich in Gegenwart einer freien Person zu verhalten hatten.

Hurtha sagte: »Du trägst ein Kleid. Ich habe dich noch nie zuvor in einem Kleid gesehen.«

»Und?«

»Nichts. Ich bin nur überrascht, dich so zu sehen.« Boabissia trug weder Fell noch Leder. Sie hatte eines der einfachen wollenen Kleider der Alar angelegt; es hatte lange Ärmel, wurde in der Mitte von einem Gürtel gehalten und reichte bis zu den Knöcheln. Es war braun. Der Gürtel saß sehr eng. Sie hatte die Kordel, die im Nacken eingenäht war, zum Brustansatz heruntergezogen, sie dort gekreuzt und dann zwischen den Brüsten hindurchgeführt, sie unter ihnen wieder nach hinten gezogen und an den Seiten des Gürtels stramm festgebunden. Diese Mode traf man bei den Frauen der Alar häufiger an. Obwohl sie frei sind, lassen sie es sich nicht nehmen, ihre Männer daran zu erinnern, daß sie Frauen sind. Es ist eine einfache Mode, aber nicht unansehnlich. Sie bedeckt fast alles mit der nötig erscheinenden Schicklichkeit, das aber auf eine Weise, die den Mann daran denken läßt, das Kleid auszuziehen. Boabissia war sich dessen vermutlich, gar nicht bewußt. Von ihrem Standpunkt aus gesehen hatte sie nichts anderes getan, als sich in der Tracht der Alar zu kleiden. Doch allein schon die Tatsache, daß sie ein Kleid angezogen hatte, schien auf einen grundsätzlichen Wandel in ihrer Einstellung hinzudeuten. Wie schon in der Nacht zuvor trug sie einen Dolch im Gürtel.

»Ich habe ein Recht, mich auf diese Weise zu kleiden«, sagte sie verteidigend.

»Dann bist du eine Frau«, sagte Hurtha.

Sie hielt es nicht für nötig, darauf eine Antwort zu geben.

»Bist du eine Frau?«
»Ja«, erwiderte sie wütend. »Ich bin eine Frau!«
»Dann ist es angemessen, daß du ein Kleid trägst.«
»Vielleicht.« Sie sah ihn finster an.
»Wann hast du erkannt, daß du eine Frau bist? Letzte Nacht?«

Sie gab keine Antwort.

»Ja«, sagte er nachdenklich. »Zweifellos.«

Ihre kleinen Fäuste ballten sich.

»Warum bist du hier?«

»Ich will mit euch kommen«, sagte sie und senkte den Kopf.

»Wir müssen los«, meinte Mincon. Andere Wagen verließen das Lager, fuhren die kleine Anhöhe hinauf und rollten auf die Straße. Die beiden Sklavinnen knieten noch immer. Sie hatten noch nicht die Erlaubnis erhalten, ihre Haltung zu ändern.

»Du bleibst besser in der Sicherheit des Wagensvolkes«, sagte Hurtha. »Das da draußen ist eine große Welt. Du weißt nicht, welche Zukunft dich dort erwartet.«

»Ich habe keine Angst«, erwiderte sie.

»Du könntest getötet werden.«

»Ich habe keine Angst«, wiederholte sie.

»Du könntest in Gefangenschaft geraten, in Ketten gelegt werden.«

»Das fürchte ich am meisten«, sagte sie. »Das wäre ein Schicksal, tausendmal schlimmer als der Tod.«

Feiq, die mit gesenktem Kopf an meiner Seite kniete, unterdrückte ein Kichern. Ich versetzte ihr einen leichten Tritt, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Bleib beim Wagensvolk«, schlug Hurtha vor.

»Nein.«

»Du bist recht hübsch.«

»Beleidige mich nicht.«

»Ich frage mich, wie du als Sklavin aussähest, nackt, in Ketten, mit einem Kragen um den Hals.«

»Bitte, Hurtha!« sagte sie.

»Glaubst du, du könntest einem Mann Freude bereiten?«

»Ich habe kein Interesse daran, einem Mann Freude zu bereiten.«

»Aber könntest du es?«

»Ich weiß es nicht!«

»Bleib beim Wagnvolk.«

Sie sah Hurtha an, dann mich, dann wieder Hurtha. Die ganze Zeit über spielte sie an dem Anhänger herum, der Kupferscheibe, die man bei ihr als Säugling gefunden hatte, die Scheibe, auf der der Buchstabe ›Tau‹ und eine Zahl eingraviert war. »Nein«, sagte sie.

Ein weiterer Wagen rollte die Anhöhe hinauf in Richtung Straße.

Hurtha sah mich an. Ich zuckte mit den Schultern. Sie war hübsch, und sie war frei. Sie konnte tun, was sie wollte. Sie war keine Sklavin wie Feiqä oder Tula.

»Hast du Geld?« fragte Hurtha.

»Nein.«

»Trägst du das Kleid in der Art der Alar?«

Sie errötete und nickte.

Noch war Se’Kara und nicht Winter. Darum würde sie nur das Kleid tragen. Und nichts darunter.

Hurtha trat auf sie zu und knüpfte die Bänder auf, die die Dolchscheide hielten.

»Was tust du da?«

»Ich nehme den Dolch«, sagte er. »Ich werde ihn fortwerfen, hier, am Straßenrand. Keine Angst. Er wird seinen Zweck schon erfüllen. Zweifellos wird ihn jemand finden.«

»Aber dann bin ich ja völlig schutzlos!« protestierte Boabissia.

»Eine solche Waffe kann dir den Tod bringen. Es ist besser, wenn sie nicht trägst.«

»Aber ohne sie bin ich schutzlos!« beharrte sie.

»Du warst schutzlos mit der Waffe, nur hast du es

nicht gewußt. Glaubst du wirklich, jemand, der dich nehmen oder dir etwas antun will, ließe sich von diesem winzigen Dolch abhalten? Gib dich keiner Selbsttäuschung hin. Nur wenige Männer würden es als Scherz betrachten, es könnte einen Angreifer sogar so wütend machen, daß er ihn dir ins Herz stößt. Doch wie dem auch sei, auf jeden Fall würde man dich streng für die Anmaßung bestrafen, eine Waffe zu tragen.«

»Worin liegt dann mein Schutz?« fragte sie.

»In den Tugenden deines Geschlechts.«

»Ach ja?«

»Denn das bist du, Boabissia, eine Frau.«

»Ich verstehe.«

»Fügsamkeit und völliger Gehorsam.«

»Ich verstehe.«

»Kehr zum Wagnenvolk zurück.«

»Nein.«

Er sah sie an.

»Ich will mit euch kommen.«

»Wenn du uns begleiten willst, dann als Frau.«

»Dann wäre ich hilflos.«

»Das bist du schon immer gewesen, Boabissia, auch wenn du es beim Wagnenvolk vielleicht nicht erkannt hast.«

»Ich wäre auf dich angewiesen, auf Männer, nur um geschützt zu sein.«

»Ja«, sagte Hurtha. Sklaven sind Ware. Ob sie geschützt werden, richtet sich nach den Entscheidungen freier Personen, genau wie der Schutz anderer Güter, wie zum Beispiel Gold, abgerichtete Tharlarion, Kisten voller Sandalen. Viele Karawanen konnten sich retten, indem sie ihre hübschesten Sklavinnen zurückließen, um die Verfolger aufzuhalten. Mehr als ein Kaufmann hat seinen Hals gerettet, indem er Schönheiten absetzte, die zu sinnlich waren, als daß die Straßenräuber sie hätten zurücklassen können. Besser, nur einen Teil der Ladung zu verlieren als alles.

»Willst du uns begleiten?« fragte Hurtha.

»Ja.«

»Willst du uns als Frau begleiten?«

»Ja. Ich werde... als Frau mit euch kommen.«

Hurtha warf den Dolch mitsamt Scheide fort.

Sie sah ihm nach. Ich nahm sie beim Arm und führte sie zu der Stelle, an der Tula kniete. »Das ist eine freie Frau«, sagte ich zu Tula. »Sie wird uns begleiten.« Tula flüsterte: »Herrin.«

Dann führte ich Boabissia zu Feiq, der ehemaligen Lady Charlotte von Samnium, einer hochrangigen Lady von adliger Geburt und Erziehung, die aus einer der besten Familien auf der Straße der Münzen stammte. »Herrin«, flüsterte Feiq.

»Als einer freien Frau stehen dir die Sklavinnen zur Verfügung«, sagte ich Boabissia. »Andererseits, sie gehören nicht dir. Deshalb darfst du ihnen nichts antun, was einen körperlichen Schaden hinterläßt. Es sei denn, sie verweigern dir den Gehorsam.«

»Ich verstehe«, sagte Boabissia.

»Und selbst dann wird erwartet, daß du zuerst die Erlaubnis ihres Herrn einholst.«

»Das verlangt die übliche Höflichkeit«, bestätigte Boabissia. Dann rief sie: »Oh!«

Hurtha hatte sie einfach unter den Achseln gepackt und auf den Kutschbock gehoben»

»Gut«, sagte Mincon. »Wir müssen los.«

Die restlichen Wagen waren bereits mehr als eine Pasang entfernt.

»Die werden wir nie einholen«, sagte Mincon.

»Hoch mit euch!« befahl ich den Sklavinnen.

Tula und Feiq sprangen auf.

»Darf ich sprechen, Herr?« fragte Feiq.

»Ja.«

Sie berührte die Ohringe. Ich sah, daß sie sehr erfreut war, sie zu besitzen. Die Schmuckstücke waren nicht nur schön, sondern bestätigten in goreanischen

Augen ihren Status. Feiqas Begeisterung war unübersehbar. »Herr, bekomme ich Sklavenseide?«

Ich lächelte. Nur eine Sklavin würde es wagen, Sklavenseide zu tragen. Der Stoff ist so wunderschön und durchsichtig, daß er eine Frau noch nackter als nackt erscheinen läßt, er kann einen Mann so verrückt vor Leidenschaft machen, daß er sich kaum noch beherrschen kann. »Vielleicht«, sagte ich.

»Danke, Herr«, flüsterte sie glücklich.

Mir entging nicht, wie sich Boabissias Fäuste ballten.

»Stimmt etwas nicht?« fragte ich.

»Mach sie hinter dem Wagen fest, wo sie hingehört.«

»Höre ich ein Bitte?«

»Ja, bitte«, erwiderte Boabissia ärgerlich.

»Also gut.« Ich entschied, Boabissia den Wunsch zu erfüllen, zumindest diesmal. Schließlich war sie eine freie Frau. Vermutlich wollte sie neben sich keine schöne, leichtbekleidete Sklavin sehen.

»Herr?« fragte Feiqa.

»Sei still.«

»Ja, Herr.«

Ich machte sie los und führte sie zur Rückseite des Wagens. Dort waren drei Ringe angebracht; der mittlere Ring, an dem Tula befestigt war, wurde meistens dafür gebraucht, um Vieh anzubinden, während an den anderen beiden Ringen oft weitere Wagen befestigt wurden. Ich band Feiqa rechts an. Sie lächelte. Vermutlich genoß sie es, daß sie Boabissia störte.

»Wir sind soweit!« rief ich.

»Ho!« brüllte Mincon der Zugechse zu. Er schüttelte die Zügel und ließ die Peitsche knallen. Der Wagen fuhr an und rollte auf die Straße des Genesian. Hurtha und ich gingen nebenher. Boabissia saß auf dem Kutschbock und paßte sich den Bewegungen des Wagens an. Tula und Feiqa folgten hinten.

»Die holen wir nie ein«, brummte Mincon. Dann ließ er die Peitsche erneut knallen.

»Hurtha, was hast du da?« fragte ich.

»Obst, getrocknetes und frisches, Süßigkeiten, Nüsse, vier Sorten Fleisch, frisches Brot, ausgesuchte Kuchen, einen ausgezeichneten Paga und köstlichen Ka-la-na«, erwiderte er schwerbeladen.

»Wo hast du das alles her?«

»Es war für die Messe der hohen Offiziere bestimmt, ein Stück weiter die Straße entlang.«

»Offenbar sind sie nicht eingetroffen.«

»Keine Angst«, sagte er. »Ich habe alles ehrlich erworben.«

»Du hast es heimlich von Marketendern gekauft«, spekulierte ich.

»Es stimmt schon, die Verhandlungen fanden hinter einem Wagen statt. Andererseits steht es mir nicht zu, die Verkaufspraktiken solcher Burschen zu kritisieren oder wo und wie sie ihre Geschäfte abwickeln.«

»Ich verstehe.« Sollten diese Geschäfte auffliegen, konnte man nur hoffen, daß Strafen wie Foltern und Pfählen allein an den Marketendern und nicht auch an ihren Kunden vollzogen wurden. Und vor allen Dingen nicht an Leuten, die in Gesellschaft der Kunden reisten. Zugegebenermaßen wurden unerbittliche Strafen wie Verstümmelung oder Hinrichtung, die die Aufdeckung derartiger Tätigkeiten technisch gesehen zur Folge hatten, selten tatsächlich vollzogen; gewöhnlich schafften Geschenke oder Bestechungen solche Schwierigkeiten aus der Welt.

»Greif nur zu!« sagte Hurtha und lud seine Erwerbungen neben dem Lagerfeuer ab, wobei er die Hälfte einfach fallen ließ.

»Das hättest du nicht tun sollen«, sagte ich.

»Unsinn«, erwiderte er geringschätzig. Er lächelte dabei, ein deutliches Signal, daß er keine übertriebene Dankbarkeit erwartete – gleichgültig, wie gerechtfertigt auch immer sie sein mochte.

»Das ist ein Mahl für Generale«, sagte ich.

»Es ist ausgezeichnet.«

»Das ist ein Mahl für Generale«, wiederholte ich.

»Für die ist noch genug übriggeblieben«, versicherte mir Hurtha.

»Du hättest das nicht tun sollen.«

»Es ist Zeit, daß ich meinen Anteil zu unseren Ausgaben beisteure.«

»Ich verstehe.« Dagegen ließ sich nur schwerlich etwas sagen.«

»Das da sind Ta-Trauben, von den Terrassen von Cos, wie man mir versichert hat.«

»Stimmt. Zumindest sind es Ta-Trauben.«

»Cos ist eine Insel.«

»Das habe ich auch schon gehört.« Ich sah mir alles an. »Das alles muß doch schrecklich kostspielig gewesen sein.«

»Stimmt. Aber Geld spielt keine Rolle.«

»Das ist erfreulich.«

»Ich bin ein Alar«, erklärte Hurtha. »Nimm dir einen gefüllten Pilz.«

Ich fragte mich, was gefüllte Pilze auf dem Schwarzmarkt in einem Kriegsgebiet kosteten, das von den organisierten Beutezügen requirierender Soldaten fast in eine Wüste verwandelt worden war. Das heißt, eigentlich dachte ich über den Preis gefüllter Pilze nach, die vermutlich unter großem Risiko von der Tafel cosischer Generäle abgezweigt worden waren.

»Nimm dir zwei«, forderte Hurtha mich auf.

Plötzlich beschleunigte sich mein Pulsschlag erheblich. »Soviel Essen kostet doch mehr als siebzehn Kupferstücke und zwei Tarskstücke.« Das war, wenn ich mich richtig entsann, das Ausmaß der Barschaft, die

Hurtha mitgebracht hatte, und wenn nicht genau die Summe, dann zumindest doch in dieser Größenordnung.

»Oh, es war sogar viel teurer«, meinte Hurtha.

»Das dachte ich mir.«

»Nimm dir einen Pilz. Sie sind ganz gut.«

»Was hat das alles gekostet?«

»Weiß ich nicht mehr. Aber die Hälfte des Wechselgeldes gehört dir. Vierzehn Kupfertarsk.«

»Behalt sie.«

»Auch gut.«

»Ich bin ziemlich hungrig, Hurtha«, sagte Boabissia.

»Darf ich mir etwas zu essen nehmen?«

»Würdest du darum betteln?«

»Nein.«

»Na gut, dann nicht.« Er reichte ihr den Teller mit den Pilzen. Sie bediente sich – etwas zu großzügig, wie ich fand. »Ah, Mincon, mein Freund«, sagte Hurtha. »Komm, bedien dich!«

Er würde sich bestimmt auch auf die Pilze stürzen. Doch konnte ich ihm eine gewisse Gier nicht übernehmen, denn er war ein guter Kutscher und ein prächtiger Bursche. Wir waren seit vier Tagen Reisegefährten. An jedem dieser Tage waren wir spät aufgebrochen, jedesmal noch später als am Vortag. Mit Sklavinnen wie Tula und Feiqä unter den Decken fiel es schwer, früh aufzustehen. Als freie Frau mußte Boabissia natürlich auf uns warten, während wir uns mit den Sklavinnen vergnügten. Ich hatte den Eindruck, daß ihr das nicht gefiel. Jedenfalls schien sie manchmal etwas ungeduldig zu sein. Ihre Gereiztheit war für mich ein Hinweis, daß sie ziemlich unter ihren eigenen Bedürfnissen litt.

Feiqä und Tula hockten ein Stück entfernt. Vermutlich wollten sie auch etwas zu essen haben. Ich wollte lieber gar nicht darüber nachdenken, wann der morgige Aufbruch stattfinden würde. Ich hoffte, daß es uns gelänge, Hurtha und Mincon gegen Mittag zu wecken.

Es gab Paga und sogar Ka-la-na. Mincon nahm Pilze von dem Teller und fing an, Tula damit zu füttern. Hatte er vergessen, daß sie eine Sklavin war?

»Nimm dir von den Pilzen«, sagte Hurtha.

Mincon gab sogar Feiqa einen Pilz. Ich sah zu. Er war wirklich sehr großzügig, was diese Pilze anging.

»Nein, vielen Dank.« Ob man sich durch den Genuß eines Pilzes wohl unweigerlich zum Komplizen einer schrecklichen Tat machte?

»Die sind gut«, sagte Hurtha.

»Da bin ich mir sicher«, sagte ich. Gefüllte Pilze aß ich für mein Leben gern.

Die Sklavinnen würden keine Schwierigkeiten bekommen, das stand fest. Ihnen konnte niemand einen Vorwurf machen, man würde ja auch keinem Schoß-Sleen einen Vorwurf machen, wenn er einen ihm zugeworfenen Happen fraß.

Mincon und Boabissia würden sicher auch ungeschoren davonkommen. Schließlich wußten sie nicht, wo das Mahl herstammte. Mincon war ein hochgeschätzter Kutscher und ein allseits beliebter Bursche. Boabissia war frisch vom Wagnervolk gekommen. Ihr würde man vermutlich vergeben. Außerdem war sie hübsch. blieb nur noch die Frage, ob man mich zu den Schuldigen zählen würde, gleichgültig, ob ich nun von den Pilzen gegessen hatte oder nicht. Schließlich war mir bekannt, woher sie stammten. Eigentlich wäre es nicht richtig, gepfählt zu werden, ohne vorher von den Pilzen gegessen zu haben. »Womit sind sie denn gefüllt?« fragte ich Hurtha.

»Wurst.«

»Tarsk?«

»Natürlich.«

»Meine Lieblingsfüllung«, sagte ich. »Ich werde mir doch einen nehmen.«

»Tut mir leid. Es ist keiner mehr da.«

»Oh.« Ich räusperte mich. »Sag mal, da scheint jemand bei den Wagen herumzulungern.«

Hurtha drehte sich um.

Es war ohne jeden Zweifel ein cosischer Nachschuboffizier. Vermutlich wäre es ein Fehler, ihm ein Messer zwischen die Rippen zu jagen. Doch zumindest einen Augenblick lang dachte ich fieberhaft darüber nach, welchen Nutzen uns diese Handlung brächte.

»He!« rief Hurtha dem Mann fröhlich zu.

Der etwas beleibte Mann zuckte zusammen, als hätte er sich erschreckt. Vielleicht war er doch kein Nachschuboffizier. Da fehlte zum Beispiel das Dutzend Wächter.

»Kennst du ihn?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte Hurtha. »Er ist mein Wohltäter.«

Ich sah noch einmal hin.

»Komm!« rief Hurtha. »Setz dich zu uns! Willkommen!«

Es sah so aus, als würde sich der Mann auf dem Absatz umdrehen.

»Es tut mir leid, daß es keine Pilze mehr gibt«, sagte Hurtha an mich gewandt.

»Schon gut.«

»Probier doch einen gewürzten Verrwürfel.«

»Vielleicht später«, meinte ich unbehaglich. Der wohlbeleibte Bursche am Wagen kam nicht näher, war aber auch nicht gegangen. Er schien mit verstohlenen Zeichen meine Aufmerksamkeit erregen zu wollen. Aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein. Als Hurtha in seine Richtung sah, tat er jedenfalls nichts dergleichen. Der Mann war mir unbekannt, da war ich mir ziemlich sicher.

»Die sind wirklich gut, aber natürlich kein Vergleich zu den gefüllten Pilzen.«

»Entschuldige, aber ich glaube, der Kerl da drüben will mit dir sprechen«, sagte Mincon.

»Entschuldige mich«, sagte ich zu Hurtha.

»Na klar.«

Einen Augenblick später stand ich vor dem beleibten Fremden. »Ja bitte?«

»Ich will auf keinen Fall stören«, begann er, »aber kennst du zufällig den Mann, der da am Feuer sitzt?«

»Ja, warum? Das ist Mincon, ein Kutscher.«

»Nicht den. Den anderen.«

»Welchen anderen?«

»Den großen Kerl mit den blonden Zöpfen und dem Schnurrbart.«

»Ach, den meinst du?«

»Ja.«

»Er heißt Hurtha.«

»Reist du mit ihm?«

»Möglich, daß wir denselben Weg hatten«, sagte ich vorsichtig. »Man lernt unterwegs so viele Leute kennen. Du weißt ja, wie das ist.«

»Bist du für ihn verantwortlich?« fragte er.

»Das will ich nicht hoffen. Warum?«

»Es ist keine Ahn her, da sprang er hinter einem Wagen mit hocherhobener Axt aus der Dunkelheit hervor. Er rief: ›Die Alar kommen jetzt über dich. Zumindest einer von ihnen!‹«

»Das klingt ganz wie Hurtha«, mußte ich zugeben.

»Er war es«, beharrte der Mann.

»Vielleicht hast du dich getäuscht.«

»Von seiner Sorte gibt es hier nicht viele.«

»Aber vielleicht zumindest einen.«

»Er war es«, sagte der Mann. »Er hat die Axt geschwungen und mich heftig nach einem Darlehen bedrängt. Mir verschlug es vor Schreck die Sprache. Ich fürchtete, er könnte es als Zögern mißdeuten.«

»Ich verstehe«, sagte ich mitfühlend.

»Ich rief: ›Nimm meinen Geldbeutel, mein ganzes Gold!‹ ›Als Geschenk?‹ hat er dann scheinbar hocherfreut gefragt. Und ich habe nur noch ›Ja!‹ gerufen.«

»Ich verstehe.« Als Hurtha den Mann eben gesehen

hatte, hatte er ihn nicht als ›Geldverleiher‹ bezeichnet, sondern überschwenglich als ›Wohltäter‹.

»Das war sehr nett von dir, ihm solch ein Geschenk zu machen«, sagte ich.

»Soll ich Wächter rufen? An der Straße weiter vorn lagert eine Abteilung.«

»Ich glaube nicht, daß das nötig ist.«

»Der Geldbeutel enthielt achtzehn Goldstater aus Tyros, drei goldene Tarnscheiben, zwei aus Ar und eine aus Port Kar, sechzehn Silbertarsk aus Tabor, zwanzig Kupfertarsk und etwa fünfzehn Tarskstücke.«

»Du führst genau Buch«, meinte ich.

»Ich komme aus Tabor.«

»Und vermutlich bist du ein Kaufmann.«

»Ja, das stimmt.«

Das hatte ich befürchtet. Die Kaufleute aus Tabor sind berühmt für die Genauigkeit ihrer Konten.

»Nun, was ist?«

»Möchtest du dich zu uns setzen?«

»Nein.«

»Es ist genug zu essen da.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte er.

»Es ist nicht meine Schuld, wenn du aus freiem Willen heraus entscheidest, meinem Freund ein großzügiges Geschenk zu machen.«

»Soll ich die Wächter rufen?«

»Nein.«

»Also? Was ist nun?«

»Hast du ein von Zeugen beglaubigtes Dokument, das den angeblichen Inhalt deines Geldbeutels bestätigt?« fragte ich. »War der Geldbeutel mit einem nummerierten Siegel verschlossen, das mit der Registrierungsnummer auf dem Dokument übereinstimmt?«

»Ja.«

»Oh«, meinte ich.

»Hier«, sagte er. »Ich glaube, du wirst keine Beanstandungen haben.«

Ich hatte vergessen, daß der Kerl aus Tabor kam.

»Das Dokument scheint mir doch ein bißchen alt zu sein«, sagte ich nach einem kurzen Blick. »Zweifelloos ist es nicht länger gültig und damit kein legales Papier mehr. Das Datum ist zwei Wochen alt. Wohin willst du?«

»Die Wächter holen.«

»Ich glaube, mit dem Dokument ist doch alles in Ordnung.«

Dann gab ich dem sturen Kerl die volle Summe zurück, die er vorher aus freien Stücken – wie ich nicht vergaß, ihn zu erinnern – meinem Freund Hurtha geschenkt hatte. Ich tat es mit wenig Begeisterung.

»Ich hätte gern eine Entschädigung für meine Schwierigkeiten«, sagte er. »Ein Silbertarsk würde reichen.«

»Natürlich«, sagte ich. Er ging zufrieden. Wie wenig doch ausreicht, um manche Leute zufriedenzustellen. Ich entschied, daß ein Gespräch mit Hurtha fällig war. Ich kehrte zum Lagerfeuer zurück.

»Ich nehme einen der gewürzten Verrwürfel«, verkündete ich.

»Die haben wir aufgegessen«, sagte Hurtha. »Du hättest meinen Freund einladen sollen.«

»Das habe ich getan. Aber er wollte nicht.«

»Vielleicht ist es auch besser so«, meinte Hurtha. »Es ist nicht mehr viel übrig. Was wollte er?«

»Oh, nichts.«

»Schön zu hören«, sagte Hurtha nachdenklich.

»Er wollte sich nur vergewissern, daß es dir gut geht.«

»Ein großartiger Bursche.«

»Was ich noch sagen wollte: Bevor du dich entscheidest, um ein Darlehen zu bitten oder ein ungewöhnlich großzügiges Geschenk anzunehmen, besonders wenn eine Axt im Spiel ist, wüßte ich es zu schätzen, wenn du dich mir vorher anvertraust. Zumindest solange wir zusammen reisen.«

»Aber natürlich, mein geschätzter Freund«, sagte Hurtha. »Was immer du willst.«
Ich sah ihn an.
»Habe ich etwas falsch gemacht?«
»Nein.«
»Welche Erleichterung. Man muß so vorsichtig sein, wenn man mit Leuten aus der Zivilisation zu tun hat.«
»Hurtha...«, fing ich an.
»Ja?«
»Nichts.«
»Wenn ich mich richtig erinnere, hast du mir gesagt, keiner könnte etwas dagegen haben, wenn mir jemand etwas leiht oder etwas zum Geschenk macht. Zumindest mußte ich das nach deinen Aussagen glauben.«
»Das stimmt.«
»Es ist nicht mein Fehler, wenn mich ein völliger Fremder nett findet und sich spontan entscheidet, mir ein schönes Geschenk zu machen.«
»Natürlich nicht«, sagte ich.
»Siehst du.«
»Frag mich das nächste Mal einfach vorher, ja?«
»Aber natürlich, mein Freund.«
»Ich bin jetzt fast völlig mittellos.«
»Keine Angst«, sagte er. »Die Hälfte meines Geldes gehört dir!«
»Das wären dann etwa sieben Kupfertarsk, wenn ich mich recht erinnere.«
»Stimmt genau«, sagte Hurtha.
»Ist noch etwas zu essen da?« fragte ich.
»Ich fürchte, nicht viel«, sagte Hurtha.
»Haben wir noch Paga?«
Er nickte.
»Gib ihn her.«

»Endlich sind wir unterwegs, du fauler Sleen«, sagte Boabissia erzürnt, die auf dem Kutschbock durchgeschüttelt wurde. »Ich hatte schon jede Hoffnung aufgegeben.«

»Bitte«, sagte Mincon. »Mein Kopf.«

»Es ist schon weit nach Mittag!« rief Boabissia.

»Wie geht es dir?« fragte ich Mincon.

»Ich bin wieder nüchtern. Endlich sehe ich nur noch eine Straße vor mir.«

»Du hast dich gut gehalten«, gratulierte mir Hurtha. »Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mann aus der Stadt soviel trinken kann.«

»Wir können viele erstaunliche Dinge, wenn wir richtig Lust dazu haben«, sagte ich. Mit geschlossenen Augen fiel es leichter, dem Glanz des von den Steinen widergespiegelten Lichts zu entgehen. Man konnte sich mit einer Hand am Fuhrwerk festhalten. Natürlich erhöhte es das Risiko, in Schlaglöcher zu treten.

Hurtha fiel gegen die Seite des Wagens. »Alles in Ordnung?« fragte ich.

»Aber sicher.«

»Ihr seid alle Ungeheuer und faule Sleen«, schimpfte Boabissia. »Wir werden die anderen niemals einholen, jedenfalls nicht bis nach Einbruch der Dunkelheit.«

»Das ist meine Sorge«, sagte Mincon blinzeln und schüttelte den Kopf.

»Dann schlage ich vor, du tust etwas dagegen!«

»Bitte!« flehte Mincon.

»Ich glaube, ich werde euch alle dem Nachschuboffizier melden«, fuhr sie fort. »Er wird bestimmt etwas über eure großzügige Einstellung zum Zeitplan zu sagen haben, von den unentschuldbaren Verspätungen

und der Pflichtvergessenheit ganz zu schweigen. Glaubt ihr, ihr werdet fürs Rasten bezahlt? Ihr habt Waren zu liefern!«

»Bitte!« flehte Mincon. »Bitte!«

Boabissia war schon den ganzen Morgen über unerträglich gewesen. Sie hatte uns kaum Schlaf gegönnt. Schon vor Einbruch der Morgendämmerung, als die anderen ihr Frühstück zubereiteten und schließlich das Lager abbrachen, hatte sie uns ständig zur Eile angetrieben.

»Wir sind ganz allein auf der Straße«, sagte Boabissia. »Euretwegen haben wir die Sicherheit der Kolonne verloren. Das könnte gefährlich werden! Warum hört ihr nicht auf mich? Was ist, wenn wir von Straßenräubern überfallen werden?«

Ich hoffte, daß das nicht geschähe, da ich mir nicht sicher war, ob ich mein Schwert finden würde. Aber dann spürte ich es; es steckte in seiner Scheide, hinter der linken Schulter. Schwierig wäre es nur, es zu ziehen.

»Euch können die Räuber ja bloß töten«, jammerte Boabissia. »Aber ich bin eine freie Frau! Ich habe viel mehr zu befürchten! Man könnte mir den Kragen anlegen und mich zur Sklavin machen! Wie die beiden Schlampen da hinten. Ihr hättet Rücksicht auf mich nehmen können! Nie nehmt ihr Rücksicht auf mich!«

Ich grübelte über die Frage nach, wie es wohl kam, daß jedesmal, wenn ich den Fuß wieder auf die Straße setzte, mir der Schädel schmerzte. Das war erstaunlich. War es normal? Soviel mir bekannt war, stand nichts im Kodex der Krieger, das ausdrücklich den Widerstand gegen Straßenräuber verlangte, obwohl es vermutlich einfach vorausgesetzt wurde. Das war eine wichtige Frage, die der Auslegung bedurfte, vielleicht sogar der Aufmerksamkeit des Hohen Rates. Falls mich das Schwert eines Räubers enthauptete, wäre ich die Kopfschmerzen los. Natürlich läßt sich diese Medizin nur

einmal anwenden. Das spricht gegen sie. Es entsprach auch nicht der Wahrheit, daß wir auf Boabissia keine Rücksicht nahmen. Wir dachten oft an sie. Tatsächlich dachte ich in diesem Augenblick an sie.

»Männer sind Tiere«, sagte sie. »Tarsk! Elende, besoffene Sleen!«

Tula und Feiqa hatten sich nicht wohl gefühlt. Sie schliefen beide hinten auf der Ladefläche. Hurtha und ich hatten sie nur mit Mühe dort hinaufschaffen können. Natürlich hätten wir sie niemals zurückgelassen. Dafür waren wir zu klug. Außerdem hätte sich das auch nicht gehört. Tula und Feiqa waren viel zu begehrenswert, viel zu sinnlich. Sicher, wir hatten am Abend vergessen, sie anzuketten – eigentlich war es ja schon Morgen gewesen –, aber soweit wir wußten, hatte keine mit dem Gedanken an Flucht gespielt.

»Au!« rief Hurtha.

»Warte!« sagte ich Mincon.

Ich kehrte zu der Stelle zurück, wo Hurtha von der Straße abgekommen war, und zog ihn mit beiden Händen aus dem Graben, der glücklicherweise nicht tief war. »Halt dich am Wagen fest!« riet ich ihm. Er packte die obere Kante der Ladefläche mit beiden Händen. Einen Augenblick später waren wir wieder unterwegs.

»Ihr seid alle betrunkene Tarsks!« zeterte Boabissia.

Davon konnte natürlich überhaupt keine Rede sein. Gestern abend, nun, da waren wir möglicherweise leicht beschwipst gewesen.

»Möchtest du einen Schluck Paga?« fragte Hurtha großzügig, während er sich eisern am Wagen festklammerte.

»Nein.«

»Es ist auch keiner mehr da«, sagte Boabissia.

»Alles weg?« fragte Hurtha verzweifelt.

»Ja«, erwiderte Boabissia.

»Wirklich alles?« Er ließ nicht locker.

»Ja doch.«

Mich beunruhigte diese Nachricht nicht.

»Das ist natürlich durchaus vorstellbar«, sagte Hurtha. »Ich bin ein Alar.«

Tula drehte sich herum und stöhnte. Im Licht des Feuers waren sie wunderschön gewesen, nackt bis auf den Kragen. Mehr als nur einmal hatten wir sie vom Ka-la-na trinken lassen. Wie wunderschön und begehrenswert sind doch die Frauen! Wie wunderbar sind Sklavinnen!

Boabissia wandte sich wieder Mincon zu. »Hättest du auf mich gehört, wären wir bereits vor vier Ahn auf der Straße gewesen!«

Ich schwang mich auf den Kutschbock und betrachtete die Ladefläche.

»Dann wären wir bestimmt nicht so weit hinter den anderen... Was!«

Boabissia starrte mich ungläubig und voller Wut an.

Mincon sagte: »Gut!«

Ich schob ihr das Säckchen mit dem Daumen tiefer zwischen die Lippen, bis ihr hübscher, wenn auch manchmal nervtötender Mund ausgefüllt war. Das Säckchen hatte eine Schnur zum Zubinden. Ich nahm sie, zog sie zwischen ihren Zähnen nach hinten und knotete sie im Nacken fest zusammen. Es war nicht zu verstehen, was Boabissia sagte.

»Sei still.«

Sie verstummte.

»Du wirst das so lassen, bis einer der Männer es für richtig erachtet, es wieder zu entfernen.«

Sie sah mich an.

»Solltest du den Knebel selbst entfernen oder es auch nur versuchen, wird er sofort wieder angebracht, außerdem wirst du ausgezogen, in Sklavenketten gelegt und bekommst die Hände auf den Rücken gefesselt. Dann wirst an ein Seil gebunden, damit du hinter dem Wagen hergehen kannst, in Ketten und geknebelt wie eine Sklavin. Hast du das verstanden? Wenn ja, nicke!«

Boabissia starrte mich wütend an. Dann nickte sie mit Tränen in den Augen. Ich stieg wieder zur Straße hinunter.

»Jetzt ist es viel friedlicher«, sagte Hurtha.

Boabissia schlug mit den Fäusten auf den Deckel des Wagenkastens, der als Kutschbock diente. Aber sie unternahm keinen Versuch, den Knebel zu entfernen, der sie in Übereinstimmung mit dem Willen der anderen Männer zum Schweigen gebracht hatte.

»Stimmt«, sagte ich.

»Da vorn ist Rauch«, sagte Mincon, zog die Zügel zurück und brachte das Fuhrwerk zum Stehen. Boabissia und er standen auf und blickten zum Horizont. Ich stieg an Boabissias Seite auf eine Speiche des Vorderrades. Es war später Nachmittag. Den Knebel, den ich kurz nach unserem Aufbruch in der Mittagsstunde angebracht hatte, hatte ich ein paar Ahn später zuerst gelockert und dann entfernt. Boabissia war danach etwas stiller gewesen, denn ihr war klar gewesen, daß er sofort wieder angebracht werden konnte. Er hing als Erinnerung noch immer feucht an ihrem Hals.

»Was ist?« fragte Hurtha.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich.

Feiqä und Tula, die im hinteren Teil des Wagens auf Säcken knieten, bewegten sich. Sie waren den ganzen Nachmittag sehr still gewesen. Ich glaube, sie hatten keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Schließlich fuhren sie, statt angebunden hinter dem Wagen herlaufen zu müssen. War das nicht fast so, als wären sie privilegierte freie Frauen? Sklavenmädchen können sehr schlau sein, was solche Dinge angeht. Mincon und ich hatten nachsichtig so getan, als würden wir es nicht bemerken.

»Was ist das?« fragte Boabissia.

»Ich weiß es nicht.«

Feiqä und Tula sahen sich ängstlich an.

»Bleibt hier«, sagte ich. »Ich werde es mir ansehen.«

»Ich komme mit dir«, sagte Hurtha.

Ich nickte. Die Gesellschaft des Alar war mir im höchsten Maße willkommen.

»Ich glaube, es gibt Schwierigkeiten«, sagte Mincon.

»Achte auf unser Signal.«

Ich stieg vom Rad und zog das Schwert. Dann ging ich die Straße entlang. Hurtha nahm seine Axt vom Wagen und folgte mir.

Der Mann hob kraftlos die Hand, als wolle er einen Schlag abwehren.

»Keine Angst«, sagte ich.

»Bist du einer von ihnen?« fragte er.

»Nein.«

»Sie kamen wie aus dem Nichts.«

»Sie kamen aus getarnten Schlupflöchern, die sie in der Nähe der Straße gegraben hatten«, erklärte ich.

»Plötzlich waren sie überall, stießen Schreie aus, mit blutverschmierten Klingen«, berichtete er. »Sie waren ohne Gnade. Und schnell. Wir konnten nichts tun. Wir sind keine Soldaten. Dann waren sie weg.«

»Gibt es noch mehr Überlebende?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

Ich sah die Straße entlang. »Da sind noch andere.«

»Ja.«

Freie Frauen waren zur Straße gekommen. Sie durchsuchten Trümmer und Asche, drehten Leichen um, hielten nach Beute oder Lebensmitteln Ausschau. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie viel fanden.

Der Gestank nach Rauch lag schwer in der Luft.

»Wann ist das geschehen?« fragte ich.

»Vielleicht vor einer Ahn oder vor zweien«, sagte der Überlebende. »Ich weiß es nicht.« Er saß erschöpft am Straßenrand und hielt sich den Kopf.

»Eher zwei Ahn«, sagte ich. Fast alle Feuer waren erloschen. Gebrochene Veminiunhalme am Straßenrand waren getrocknet.

Hurtha sah sich unbehaglich um.

»Ich glaube nicht, daß noch jemand hier ist«, erklärte ich. »Ihre Arbeit ist getan.«

»Jetzt sind nur noch die Frauen da«, sagte er verbittert.

»Ja«, erwiderte ich. »Jetzt sind nur noch die Frauen da.«

Ich warf selbst einen Blick in die Runde. Wäre das Gelände sorgfältig erforscht und der Nachschubzug richtig geschützt worden, hätte das nicht geschehen können. Zumindest wäre der Angriff nicht so verheerend gewesen.

»Ar hat zugeschlagen!« verkündete Hurtha grimmig.

»Ich glaube nicht, daß dies das Werk von Soldaten aus Ar ist«, sagte ich.

»Aber wer dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wessen Soldaten?«

»Das sieht mir nicht nach der Arbeit regulärer Truppen aus. Denk an die Wagen, die Leichen.«

Die Wagen waren nicht einfach in Brand gesteckt worden, um die Ladung zu zerstören; man hatte sie offensichtlich geplündert. Abdeckplanen, Säcke und zerbrochene Fässer lagen überall verstreut. Es sah so aus, als wären einige der Toten eilig durchsucht worden. Manchen hatte man Teile der Kleidung ausgezogen. Ich hatte niemanden gefunden, dessen Geldbeutel noch unberührt gewesen wäre. In einigen Fällen waren Finger abgeschnitten worden, vermutlich um an Ringe zu kommen.

»Söldner«, sagte Hurtha.

»So sieht es aus.« Es ist schwierig, solche Männer unter Kontrolle zu halten. In gewissen Situationen lassen die meisten Befehlshaber ihnen ihren Willen, da der Versuch, die Disziplin durchzusetzen, dann außerordentlich gefährlich sein kann. Das ist so ähnlich, als gäbe man dem Sleen, der noch im Bann des Jagdfiebers ist und dessen Kiefer noch vor Blut triefen, den Befehl, seine Beute abzugeben. Dazu muß man wissen, daß der durchschnittliche Söldner Beute als sein Einkommen betrachtet. Für ihn ist sie ein Teil des Soldes. Das Versprechen von Beute ist fast immer eines der Lockmittel der Rekruteure.

»Söldner aus Cos?«

»Wer weiß?« Es erschien mir durchaus möglich, daß Söldnertrupps, die mit dem cosischen Heer marschierten, einen Abstecher nach hinten gemacht hatten, um eine der eigenen Nachschubreihen anzugreifen. Der fehlende Schutz der Transporte war ihnen sicher nicht entgangen.

Ich sah mir die Frauen an, die in den Trümmern herumstöberten. Sie hatten nicht lange gebraucht, um an Ort und Stelle zu sein. Weitere kamen von den Hügeln herunter. Vermutlich lagerten sie ganz in der Nähe. Die Kolonne bildete eine lange Reihe, die etwa eine Pasang lang war. Ein paar der Fuhrwerke hatten die Straße verlassen; die meisten wiesen Brandspuren auf. Es waren nur wenige Tharlarion zu sehen. Man hatte die Geschirre durchtrennt, dann waren sie entweder weggetrieben worden oder hatten sich verlaufen. In der Nähe lag ein toter Tharlarion, und die Frauen schnitten ihn mit Messern in Stücke, stopften sich Fleisch in den Mund oder steckten es sich unters Kleid.

»Jards«, sagte Hurtha voller Abscheu.

Ich zuckte mit den Schultern. Es waren Bäuerinnen. Die Feinheiten der Städterinnen waren ihnen fremd. Außerdem waren sie ohne jeden Zweifel am Verhungern.

»Jards!« wiederholte Hurtha.

»Selbst Jards wollen leben«, sagte ich.

»Es kommt oft vor, daß solche Frauen aufs Schlachtfeld kommen, selbst wenn sie keinen Hunger leiden.«

»Das ist wahr.« Vielleicht gehörten alle Frauen in den Kragen.

»Wir könnten den Räubern folgen.«

»Das könnten wir«, stimmte ich zu. Die Spur war dazu zweifellos noch frisch genug. Ein einzelner Mann, der genau weiß, was er tut, ist sehr schwer zu verfolgen. Eine große Gruppe hingegen hat Mühe, die Spuren zu verwischen.

»Sollen wir?« fragte Hurtha.

»Willst du sie wirklich einholen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Es ist nicht unsere Angelegenheit«, sagte ich. »Sondern die Angelegenheit von Cos.«

Hurtha nickte.

»Vielleicht solltest du Mincon das Signal geben«, schlug ich vor.

Der Alar ging zurück, bis er den Kamm der Straßensenke erreicht hatte. Er hob die Axt und winkte die anderen heran.

»Geht es dir gut?« fragte ich den Mann am Straßenrand.

»Ja.«

»Nicht verletzt?«

»Ich habe mich versteckt. Ich glaube, keiner hat mich gesehen. Mir ist nur schlecht. Das ist alles.«

»Wir haben einen Wagen«, sagte ich. »Wenn du willst, kannst du bis zum nächsten Lager mit uns fahren.«

»Danke.«

»Du weißt wirklich nicht, wer das war?«

»Nein.«

Der Kopf von Mincons Tharlarion kam in Sicht, gefolgt von dem Wagen. Ich ging ihm entgegen.

Boabissia saß bleich auf dem Kutschbock. Ich erinnerte mich daran, daß sie keine Alar war. Um ihren Hals hing noch immer der Knebel. »Es ist nicht nötig, genau hinzusehen«, sagte ich.

»Was ist geschehen?« fragte Mincon.

»Der Krieg«, antwortete Hurtha.

»Wer hat das getan? Soldaten aus Ar?«

»Wir wissen es nicht.«

Feiqa sah aus, als wäre ihr schlecht. Sogar Tula, ein Bauernmädchen, sah blaß aus.

»Sklavinnen, legt euch im Wagen auf den Bauch.« So wären ihre Köpfe unten, und sie könnten nichts sehen.

Boabissia sah mich an.

»Wir können nichts tun«, sagte ich.

Sie nickte.

»Alles in Ordnung?«

»Hätten wir heute morgen das Lager mit den anderen verlassen«, flüsterte sie, »wären wir dabei gewesen.«

»Ja. Aber wir hätten es überstehen können. Zweifellos gibt es Überlebende. Es gibt immer Überlebende. Vermutlich haben die vorausmarschierenden Abteilungen bereits hiervon erfahren.«

»Wir wären dabei gewesen«, wiederholte sie.

»Das stimmt.«

Ich trat zu dem Mann, den wir am Straßenrand gefunden hatten, und half ihm auf die Füße.

»Ich möchte, daß dieser Mann auf dem Kutschbock sitzt, Boabissia. Geh bitte nach hinten.«

Boabissia begab sich wortlos nach hinten. Sie setzte sich mit dem Rücken an das Seitenbrett.

Ich half dem Mann auf den Kutschbock. Er war unsicher auf den Beinen. Vermutlich hatte er einen Schock erlitten. Ich legte ihm eine Woldecke um.

»Können wir?« fragte Mincon.

Ich nickte.

Wir bahnten uns einen Weg um die ausgebrannten Fuhrwerke herum. Gelegentlich hielten die freien Frauen in ihrem Tun inne und beobachteten uns. Zweimal schlug Mincon voller Wut nach ihnen, und sie wichen zurück. Aber bereits einen Augenblick später kehrten sie hinter uns an ihre Arbeit zurück.

»Reiter«, sagte Mincon.

Hurtha und ich gingen zu Fuß neben dem Fuhrwerk her; wir sahen noch nichts.

»Das ist sicher noch mehr cosische Kavallerie«, sagte Hurtha.

Das entsprach vermutlich der Wahrheit. Banditen würden sich wohl kaum so offen bewegen. Dennoch lockerte ich die Schwertklinge in der Scheide. Früher am Abend waren mehrere Abteilungen Kavallerie an uns vorbeigaloppiert.

Boabissia saß mittlerweile wieder neben Mincon auf dem Kutschbock; sie sah ängstlich auf Hurtha hinunter. Doch er nahm sie gar nicht wahr. Er sah nach vorn, die Axt in der Hand.

»Schlüpft unter die Decke!« befahl ich Feiqa und Tula.

Die Wagen in unserer Reihe wurden langsamer und hielten an. Ein Soldat auf einem Tharlarion stemmte sich in den Steigbügel hoch.

»Wer sind sie?« fragte ich Mincon.

»Ich glaube, cosische Kavallerie.«

Vor uns ertönten Trompetensignale. Genau wie Paßwörter werden diese Signale häufig ausgewechselt.

»Ja«, sagte Mincon, »so wie es aussieht, tragen sie die richtigen Abzeichen.«

Es war der zweite Tag nach dem Massaker. Am Vorabend waren wir in einem befestigten Lager auf den uns zugewiesenen Stellplatz gefahren. Soweit mir bekannt war, war es das erste auf diesem Marsch, das die Cosianer erbaut hatten. Solche Lager sind bei den go-reanischen Streitkräften verbreitet. Der Lagerplatz wird von einem Graben umgeben. Der Aushub wird aufge-

türmt und bildet zusammen mit dem Graben eine primitive Mauer. Ist genügend Rohmaterial vorhanden, errichtet man auf dem Mauerkamm eine Palisade. Bei kurzzeitigen Lagern umgibt man es mit Gebüsch. Die Zelte der Befehlshaber errichtet man gewöhnlich auf höherem Grund in der Lagermitte. Das erleichtert Verteidigung, Kommunikation und Aufklärung.

Ich stand auf einer Speiche des Vorderrades. »Ja, schon möglich.« Hurtha stand in der Nähe des Wagens. Er konnte sofort dahinter verschwinden oder sich an die Seite drücken. Die näher kommenden Reiter kamen in Sicht. Die Reitechsen ließen den Boden erbeben. Soweit ich es erkennen konnte, trug die Abteilung die blaue Farbe von Cos. Die Wimpel an den Lanzen der ersten Reiter zeigten das Banner von Cos. Gleich wären sie an uns vorbei, von dem Wagenzug auseinandergerissen wie ein Strom, der an einem Felsen vorbeifließt. Ich warf einen Blick in den Wagen. Feiqa und Tula lagen auf der Ladefläche; die rauen Säcke würden auf ihrer Haut Abdrücke hinterlassen, ihnen aber gleichzeitig etwas Schutz vor den groben Holzplanken des Wagens verschaffen. Sie lagen reglos zwischen Getreidesäcken, eine dunkle Decke über sich gebreitet, und wagten es kaum, Luft zu holen. Es wäre keine gute Idee gewesen, die Sklavinnen starken Männern zu zeigen.

Es dauerte nur einen kurzen Augenblick – erfüllt von Männern und klirrenden Waffen –, dann waren die Cosianer vorbei. Ein berittener cosischer Soldat am Straßenrand salutierte mit der Lanze. Bereits wenige Ahn nach dem Massaker wurde der Rest der Kolonne von Wächtern begleitet. Die Fuhrwerke setzten sich wieder in Bewegung.

»Heute abend sind wir in Sicherheit«, sagte Mincon.
»In Torcodino.«

Torcodino auf den Ebenen von Serpeto ist ein Verkehrsknotenpunkt. Die Stadt liegt am Schnittpunkt mehrerer Straßen: Die Straße des Genesian verbindet

Brundisium und andere Küstenstädte mit dem Süden, die Nördliche Salzstraße ist die Ost-West-Verbindung, die Nördliche Seidenstraße die Nord-Süd-Verbindung. Die Straße der Pilger führt zum Sardargebirge, und die Oststraße, die auch Schatzstraße genannt wird, verbindet die Städte des Westens mit Ar. Torcodino mit seiner strategischen Lage war angeblich mit Ar verbündet. Den letzten Gerüchten zufolge hatte sich die Stadt jedoch seit neuestem anders orientiert.

Ein Sprichwort lautet: Es gibt keine Stadt, die sich nicht hinter Mauern zurückziehen könnte, die ein goldbeladenes Tharlarion errichtet hat. Vielleicht hatte der Rat von Torcodino auch kein Bedürfnis verspürt, mit einer so großen Streitmacht wie die der Invasoren zu diskutieren. Vor die Wahl Gold oder Tod gestellt, denken nur wenige Männer lange nach. Trotzdem war ich überrascht, daß Ar seinem Verbündeten nicht schnell zur Hilfe geeilt war. Soweit ich wußte, hatte man Torcodino der Gnade der cosischen Armee überlassen. Die Stadt diente jetzt als cosischer Stützpunkt und Sammelpunkt. Zum Beispiel sollte Mincon, nachdem er seine Ladung in Torcodino abgeliefert hatte, über die Straße des Genesian nach Brundisium zurückkehren, wo bereits die nächste Ladung auf ihn wartete. Cos' Aufmarsch wirkte sehr gemächlich, vor allem dann, wenn man bedachte, daß sich das Jahr seinem Ende zuneigte. Wie bereits erwähnt, werden Söldner im Herbst oftmals ausgemustert, um im Frühling wieder aufgenommen zu werden. Andererseits wurde es in diesen Breiten zwar recht kalt, aber der Winter war nicht so streng, daß das blutige Spiel des Krieges unterbrochen werden mußte.

»Das da sind die Aquädukte von Torcodino!« erklärte Mincon.

Vor mehr als einem Jahrhundert hatte man feststellen müssen, daß Torcodinos natürliche Wasserquellen, die für eine geringe Bevölkerung ausreichten, die sich aus-

breitende Stadt nicht länger versorgen konnten. Nun brachten zwei Aquädukte aus einer Entfernung von mehr als hundert Pasang Frischwasser in die Stadt: das erste Aquädukt kam vom Issus, einem in nordwestlicher Richtung fließenden Nebenfluß des Vosk, das zweite von den Quellen auf den Hügeln von Etocles, südwestlich von Corcyrus. Die Pumpstationen wurden von Garnisonen geschützt. Die Aquädukte selbst wurden ständig patrouilliert, während Ingenieure und Arbeiter sie ununterbrochen inspizierten und für ihre Instandhaltung sorgten. Es waren großartige Konstruktionen.

Ich zog den Sklavinnen die Decke herunter. Falls es vor den Toren Torcodinos Kontrollen gäbe, wäre es unmöglich, sie zu verstecken. Außerdem gefiel mir ihr Anblick.

»Wann haben wir die Stadt erreicht?« fragte Boabisia.

»Die ersten Wagen sind zweifellos schon an den Stadttoren«, erwiderte Mincon.

Etwa eine halbe Ahn später standen wir vor Torcodinos Sonnentor. Viele Städte haben ein »Sonnentor«. Der Name rührt daher, daß es gewöhnlich bei Sonnenaufgang geöffnet und erst bei Anbruch der Dämmerung wieder geschlossen wird. Sobald eine goreanische Stadt ihre Tore schließt, ist es sehr schwer, sie wieder zu verlassen. Sie werden nur selten für Privatpersonen geöffnet. Es kommt vor, daß sich Straßenräuber, Banditen und manchmal sogar Sklavenhändler in Tornähe herumtreiben und versuchen, Spätankömmlinge im Schatten der Mauern zu überfallen. Viele hübsche Frauen sind auf diese Weise der Schlinge eines Sklavenhändlers zum Opfer gefallen. Normalerweise gibt es ein unter Bewachung stehendes »Nachttor«, durch das in der Stadt bekannte Bürger oder Leute, die sich ausweisen können, zu später Stunde eingelassen werden.

Zwei Torwächter stiegen auf den Wagen. Mincon

überreichte dem Toroffizier seine Papiere. »Söldner aus dem Norden«, sagte Mincon und zeigte auf Hurtha und mich. Der Offizier nickte. »Jeden Tag kommen mehr. Sie wittern Beute«, sagte er. »Und wer ist das?« Er wies auf Boabissia, während er Mincon die Papiere zurückgab. Anscheinend waren sie in Ordnung.

»Ich bin eine Frau der Alar«, sagte Boabissia.

»Nein«, mischte sich Hurtha ein. »Sie ist nur eine Frau, die bei den Alar gelebt hat.«

Boabissia ballte die kleinen Fäuste.

Der Offizier zog eine Peitsche aus dem Gürtel. Er hielt sie Boabissia vors Gesicht. »Weißt du, was das ist?«

»Natürlich«, sagte sie unbehaglich. »Das ist eine Sklavenpeitsche.«

»Ist sie eine freie Frau?« fragte der Soldat.

»Ja«, sagte Mincon.

Hurtha nickte.

Feiqa und Tula, die hinten im Wagen knieten, senkten am ganzen Leib zitternd die Köpfe auf die grobleinenen Säcke. Einer der Wächter ergriff Feiqas Kopf und zog ihn hoch, dann bog er ihren ganzen Körper zurück, bis sie der Welt schamlos ihre Schönheit entgegenstreckte. Das gleiche tat er dann bei der blonden Tula. »Nicht schlecht«, sagte er.

»Von der Sorte gibt es viele in Torcodino«, meinte der Offizier. Seine Männer sprangen vom Fuhrwerk, und er winkte uns weiter. Einen Augenblick später hatten wir das Tor passiert.

»Wie stehen unsere Finanzen?« fragte Hurtha.

»Wir haben nur wenig«, sagte ich.

»Was sollen wir tun?« fragte er besorgt.

»Keine Ahnung. Wir könnten arbeiten.«

»Arbeiten?« fragte Hurtha entsetzt. Er war ein Krieger der Alar. Andererseits wurde körperliche Arbeit vom Kodex meiner Kaste auch nicht gerade hoch angesehen.

»Es wäre eine Möglichkeit«, sagte ich. Schließlich greifen verzweifelte Männer auf verzweifelte Maßnahmen zurück.

»Kommt nicht in Frage«, sagte Hurtha.

»Und wie sollen wir dann mit ehrlichen Mitteln an unser Abendessen kommen?«

»Ihr könnt mit mir essen«, sagte Mincon.

»Vielen Dank«, erwiderte ich. »Aber deine Gastfreundschaft auszunutzen, käme für uns nur zeitweilig in Betracht.«

»Ich hielte es andererseits nicht für unter meiner Würde, eine oder zwei Mahlzeiten anzunehmen, um mich vor dem Verhungern zu schützen«, erklärte Hurtha.

»Ich nehme an, du wirst morgen früh nach Brundisium zurückkehren«, vermutete ich.

»Das stimmt«, räumte Mincon ein.

»Damit wäre fürs Abendessen und Frühstück gesorgt«, sagte Hurtha.

»Ich habe noch ein paar Münzen.«

»Ich dachte, du wolltest bloß edel sein.«

»Das bin ich auch«, antwortete ich. »Es fällt immer leichter, edel zu sein, wenn man genug Geld fürs Abendessen besitzt.«

»Das hat fast schon etwas Poetisches.« Hurtha war beeindruckt.

»Danke.« Ich hatte vergessen, daß Hurtha ein Dichter war. Das war also ein hohes Lob. Zwar hatte er es mit der Einschränkung ›fast‹ versehen, aber was machte das am Ende schon aus?

»Ha!« rief Hurtha aus.

»Was?«

»Ich habe eine Idee«, verkündete er.

Mich überlief ein eiskalter Schauer.

»Willst du Boabissia verkaufen?« fragte Mincon. Sie zuckte zusammen.

»Nein«, sagte Hurtha. »Es ist eine andere Idee.«

»Das höre ich gern«, sagte Boabissia.

»Aber es könnte genauso gut werden, wenn nicht sogar noch besser.«

»Ich versichere dir, das höre ich nur zu gern«, sagte Boabissia.

»Möchtest du sie gern hören?« fragte Hurtha.

»Sicher«, sagte ich mit leichtem Unbehagen.

»Du hättest doch sicher nichts dagegen, wenn wir etwas verkaufen würden.«

»Was denn? Etwa mich?« fragte Boabissia.

»Nein, zumindest nicht in diesem Augenblick.«

»Was könntest du verkaufen?« fragte ich Hurtha.

»Dein Besitz ist doch nicht groß.«

»Das ist wahr«, meinte er. Seine Augen leuchteten vor Aufregung.

»Würdest du deine Axt verkaufen?« Es war eine prächtige Waffe.

»Natürlich nicht.«

»Was dann?«

»Vertrau mir.«

»Muß das sein?«

»Ich wünsche mir nur eines von dir, der du erfahrener in den seltsamen Sitten der Zivilisation bist als ich: Du sollst keine Einwände haben, wenn ich ein paar Dinge verkaufe, um Geld zu bekommen.«

»Wer könnte dagegen etwas einzuwenden haben?« meinte ich.

»Ausgezeichnet«, sagte er überschwenglich. »Wir treffen uns am Wagenhof!« Er drehte sich um und verschwand.

»Er ist ein guter Kamerad«, sagte ich.

»Ja«, meinte Mincon. »Ich frage mich, was er verkaufen will.«

»Keine Ahnung.«

»Soweit ich es mitbekommen habe, hat er nichts mitgenommen.«

»Richtig.« Hurthas Sack lag noch immer im Wagen.

»Vielleicht verkauft er die Axt«, sagte Mincon. »Die hat er dabei.«

»Das bezweifle ich.«

»Aber was dann?«

»Vielleicht besitzt er Edelsteine, die er in seine Kleidung eingenäht hat, für den Notfall.«

»Das muß es sein«, sagte Mincon.

»Genau.«

»Wie dem auch sei, Hurtha ist ein kluger Bursche. Zweifellos weiß er genau, was er da tut.«

»Zweifellos.«

»Ich habe großes Vertrauen in ihn.«

»Ich auch«, sagte ich.

Mincon ließ die Peitsche knallen. Der Tharlarion setzte sich in Bewegung. Wir bogen in die Straße ein und folgten den an den Häuserwänden aufgemalten Zeichen, die zum Wagenhof führten.

»Es ist nicht nötig, sich das anzusehen«, sagte ich Boabissia.

Sie hatte den Kopf bereits gesenkt.

Nach dem Zustand der Leichen zu urteilen, an dem Vögel – hauptsächlich Jards, die jetzt noch fraßen –, Wind und Regen schuld waren, hingen sie dort bereits seit mehreren Wochen. Man hatte die Henkerseile mit Pech getränkt, um sie gegen das Wetter unempfindlich zu machen. Ein deutlicher Hinweis, daß von Anfang an beabsichtigt gewesen war, die Toten dort hängen zu lassen. Die reglosen sterblichen Überreste, jetzt kaum mehr als Totenschädel und Knochen, an denen noch ein paar Fleisch- und Kleidungssetzen hingen, pendelten sanft im Luftzug. Man hatte sie entlang der Straße des Adminius aufgestellt, der Hauptdurchgangsstraße Torcodinos, in der Nähe des Semniums, der Halle des Hohen Rates. Zweifellos zu erzieherischen Zwecken.

»Hängen die noch immer da«, knurrte Mincon ärgerlich.

»Du siehst sie also nicht das erste Mal«, stellte ich fest.

»Zweimal schon.«

»Ich verstehe.«

»Es ist überhaupt nicht nötig, hier entlangzufahren, um den Wagenhof zu erreichen!«

»Du kennst Torcodino?«

»Oberflächlich.«

»Wir sind den Schildern gefolgt«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte er verbittert.

Ich nickte. Es war volle Absicht gewesen, daß sämtliche Neuankömmlinge in Torcodino diesen Weg nahmen.

»Wer sind sie?« fragte ich.

»Mitglieder des Hohen Rates, der Ausschüsse sowie bestimmte Anhänger, die die Partei Ars ergriffen haben.«

»Das habe ich mir schon gedacht.«

»Hast du sie gezählt?«

»Nein.«

»Es sind mehr als zweihundert Mann.«

»Das ist eine große Zahl.«

»Es sind noch mehr umgekommen«, sagte er. »Aber die waren wohl nicht wichtig genug, um als Warnung zu dienen.«

»Ich verstehe.«

Wir fuhren weiter.

»In den letzten Wochen muß eine Menge Vorräte ihren Weg nach Torcodino gefunden haben«, sagte ich.

»Stimmt«, antwortete Mincon.

»Es ist auffällig, daß Ar noch nicht zugeschlagen hat.«

»Mag sein.«

»Falls man Torcodino stürmen und in Brand stecken, die Vorräte erbeuten oder vernichten würde, würde das den Aufmarsch von Cos behindern, wenn nicht sogar ganz zum Stillstand bringen. Solch eine Tat würde die Invasion erschweren und letztlich scheitern lassen. Ar würde die Zeit gewinnen, die es braucht, um sich ausreichend zu wappnen, damit es den Feind stellen kann.«

»Die Cosianer sind ganz in der Nähe«, erklärte Mincon. »Man würde ein großes Heer brauchen, um eine Bresche durch sie hindurch zu schlagen.«

»Vielleicht gibt es andere Möglichkeiten.«

»Aber nicht mit Tarnsmännern.«

»Möglich.«

»Zu dieser Tageszeit ist die Sicht sehr schlecht, aber der Himmel über der Stadt ist mit Tausenden von Tarndrähten verspannt«, sagte Mincon. »Selbst am Tag er-

kennt man sie nur mühsam. Aber sie sind da, das kann ich dir versichern.«

Das bezweifelte ich nicht. An einigen der Gebäuden waren Aufhängungen befestigt.

»Die Tore Torcodinos sind stark«, fuhr er fort, »die Mauern hoch und fest.«

»Zweifellos.«

»Torcodino ist uneinnehmbar. Man kann es nicht erobern.«

»Ich wüßte, wie ich es anstellen müßte«, sagte ich.

Boabissia war still. Auch Feiqä und Tula sagten kein Wort. Ich schaute mich um. Die Straßen waren nicht sonderlich bevölkert. Ich sah einen Händler mit seinem Wagen; ein Sklavenmädchen in einer kurzen Tunika ging vorbei. Sie sah mich an und senkte sofort den Blick. Unter der winzigen kurzen Tunika befände sich nichts weiter als bloße Haut. Darauf achten goreanische Sklavenbesitzer. Bei Feiqä und Tula war das nicht anders. So vergessen die Mädchen nicht, daß sie Sklavinnen sind. Ich sah Boabissia an. Sie hielt noch immer den Kopf gesenkt. Der lange Rock reichte ihr bis zu den Fußgelenken.

»Wir haben den Wagenhof in einer Viertelahn erreicht«, sagte Mincon.

»Gut«, erwiderte ich.

»Vielleicht kannst du dich noch an mich erinnern«, sagte der Mann.

»Nein. Tut mir leid«, antwortete ich schnell.

»Es ist ein paar Abende her«, sagte er. »Auf der Straße des Genesian, in einem der Lager.«

»Tatsächlich?«

»Ich bin ein Kaufmann, aus Tabor.«

»Ach ja, richtig.« Es war tatsächlich der Kaufmann aus Tabor, der dicke Bursche, der so stur entschlossen gewesen war, das Geschenk zurückzubekommen, das er Hurtha aus freien Stücken gemacht hatte – worauf ich ihn ausdrücklich hingewiesen hatte. »Wie geht es dir?« fragte ich und fürchtete zugleich, daß mir die Antwort nicht gefallen würde.

»Es geht mir gut«, antwortete er, doch in seiner Stimme schwebte ein Hauch Verbitterung.

»Das höre ich gern.« Sein ganzes Benehmen machte deutlich, daß er beabsichtigte, sich erneut zu beschweren. Ich hatte auch schon einen Verdacht, worum es sich dabei handeln mochte. In solchen Situationen ist es angebracht, freundlich zu sein und häufig zu lächeln.

»Ich wüßte nicht, was da zu lächeln gibt«, sagte er.

»Es tut mir leid.«

Er sah sich um. »Der große Tölpel mit dem Schnurrbart, den Zöpfen und der Axt ist nicht da, oder?«

»Wen meinst du?«

»Ich spreche von dem Mann, der sich Hurtha nennt«, erläuterte der Kaufmann.

»Oh.«

»Zumindest ist das der Name, den du mir bei unserer letzten Begegnung genannt hast.«

»Ja«, erwiderte ich. »Richtig.« Vielleicht war die Ent-

hüllung von Hurthas Namen ein Fehler gewesen. Andererseits konnte es nicht besonders schwierig sein, ihn aufzuspüren, selbst wenn sein Name unbekannt war. Es gab im unmittelbaren Umkreis nicht viele, die ihm ähnelten. Übrigens fand ich die Bezeichnung Töpel für ihn nicht besonders schmeichelhaft. Selbst wenn es in gewisser Weise zutreffen mochte – von einem bestimmten Standpunkt aus gesehen –, war er doch ein Dichter und verdiente deshalb einen gewissen Respekt, ganz besonders dann, wenn man noch nichts von ihm gelesen hatte. Außerdem rühmte er sich seines Feingefühls. »Nein«, sagte ich. »Er ist nicht da.«

»Hier«, sagte der Kaufmann energisch und hielt mir ein Stück Papier vor die Nase. Darauf stand etwas geschrieben.

»Wer hat das geschrieben?« fragte ich.

»Ich.«

»Oh.« Wie die meisten Alar war Hurtha des Lesens und Schreibens unkundig. Boabissia übrigens auch. Aber das hat bis jetzt kaum einen Dichter von der Kunst abgehalten. Tatsächlich waren einige der größten Dichter aller Zeiten Analphabeten. Bei Völkern wie den Tuchuk und Torvaldsländern beispielsweise wird die Dichtkunst nur selten niedergeschrieben. Man lernt Gedichte und Heldenlieder auswendig und singt sie an den Feuern und in den Hallen; auf diese Weise wird die literarische Tradition fortgesetzt. Und Dichter wie Hurtha ließen sich erst recht nicht vom Analphabetentum an ihrer Kunst hindern.

»Er ist hinter einem Wagen hervorgesprungen, mit erhobener Axt!« sagte der Kaufmann. »»Ich bin ein Dichter«, verkündete er mit seiner Axt in der Faust. ›Willst du ein Gedicht kaufen?‹ fragte er. Ich habe natürlich sofort eingewilligt. Dann hat er mir dieses Gedicht diktiert, das ich in Todesangst auf dieses Stück Pergament gekritzelt habe.«

»Mit anderen Worten, du hast es aus freiem Willen

getan«, bemerkte ich, da ich es für wichtig hielt, diese Tatsache zu unterstreichen.

»Ich will meinen Silbertarsk zurück!« verlangte er.

»Es ist ein sehr schönes Gedicht.«

»Du hast es nicht einmal gelesen«, stellte er fest.

»Ich habe schon andere gelesen«, erwiderte ich. »Ich bin überzeugt, es ist genauso gut.« Tatsächlich hatte ich an diesem Abend bereits drei Gedichte gelesen. Der Kaufmann aus Tabor war der vierte Mann, der mich aufsuchte. Und er war auch der vierte Mann, der seinen Silbertarsk zurückverlangte.

»Ich finde es höchstens absonderlich«, sagte der Kaufmann. »Es ist völliger Schwachsinn, aber ich bin nur ein einfacher Geschäftsmann und kein Schriftgelehrter. Zweifellos fallen diese Dinge eher in dessen Gebiet.«

»Das ist wahr«, sagte ich.

»Könntest du mir diese Zeile erklären?« bat er und wies mit dem Finger auf die bewußten Worte.

»Nein.«

»Und wie wäre es mit dieser hier?«

»Auch nicht.«

»Was ist hiermit? ›Ihre Augen waren wie grüne Monde.«

Ich nickte. »Das ist doch einfach zu verstehen. Die Monde stehen zweifellos für Romantik, und Grün symbolisiert neues Leben und Vitalität.«

»Das Gedicht ist einem verwundeten Tharlarion gewidmet.«

»Oh.«

»Ich will meinen Silbertarsk zurück«, sagte er.

»Natürlich.« Ich leerte den Inhalt meines Geldbeutels auf die Handfläche. Es war nicht schwer. »Vermutlich ist es der Tarsk hier.«

»Vermutlich«, erwiderte er. »Da ist nur ein Tarsk, und er trägt den Stempel der Münze von Tabor.«

»Genau«, sagte ich und gab ihn zurück. Eines mußte

man über Hurtha wissen. Er schätzte seine Dichtkunst sehr hoch ein. Er gab seine Werke nicht kostenlos weiter. Sie waren nicht billig. Doch ein Silbertarsk schien ein gewaltiger Preis für ein Gedicht zu sein, selbst für ein großartiges Werk von Hurtha. Vor allem dann, wenn man es selbst niederschreiben mußte. Viele schöne Sklavinnen bringen auf dem Auktionsblock weniger als einen Silbertarsk ein.

»Danke«, sagte der Kaufmann.

»Was denn noch?« fragte ich, weil er nicht ging.

»Mir steht doch sicherlich eine Entschädigung für meine Mühen zu.«

Die anderen Männer hatten diese Einstellung nicht vertreten. Andererseits waren es auch keine Kaufleute gewesen.

»Hier«, sagte ich und gab ihm einen Kupfertarsk. Jetzt hatte ich nur noch zwei Münzen.

»Danke«, sagte er, nachdem er das Geldstück einer genauen Untersuchung unterzogen hatte.

»Keine Ursache.« Er verschwand.

Hurtha trat näher; er wirkte völlig verzweifelt. »Ich fürchte, ich habe einen schrecklichen Fehler gemacht.«

»Wie das?« fragte ich.

»Ich fürchte, in meinem gutherzigen Bemühen, unsere Lage zu verbessern, habe ich mich entehrt, wenn nicht sogar ruiniert.«

Ich sah ihn erwartungsvoll an. Das würde sicherlich eine interessante Geschichte werden.

»Ich habe meine Gedichte verkauft.« Er ließ sich neben dem Wagen an Mincons Lagerfeuer sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

»So?«

»Ja. Du weißt doch, die vier Silbertarsk, die ich dir vorhin gegeben habe.«

»Natürlich. Was ist damit?«

»Ich habe sie für den Verkauf meiner Gedichte be-

kommen – meiner Gedichte!« Er war innerlich so aufgewühlt, daß er zitterte.

»Nein!« rief ich aus.

»Doch!« sagte er kläglich.

»Ich hatte angenommen, das Geld stamme aus dem Verkauf zahlloser kostbarer Edelsteine, die zweifellos in deinem Gewand eingenäht waren.«

»Nein. Ich habe mich auf den Wagenhöfen umgesehen, und sobald ich einen Burschen erblickte, der einen anständigen, feinfühligem und wohlhabenden Eindruck machte, einen Mann jener Art, die meiner Meinung nach meine Kunst zu schätzen wissen, bot ich ihm eines meiner Gedichte an, für nicht mehr als ein kleines Zeichen seiner Wertschätzung, für einen Silbertarsk.«

»Das war unglaublich großzügig.«

»Es war ein schrecklicher Fehler!«

Ich murmelte: »Ich bin froh, daß du das erkannt hast.«

»Was?«

»Nichts.«

»Meine Gedichte sind unbezahlbar.«

»Glaubst du, du hättest mehr als einen Silbertarsk verlangen sollen?« fragte ich beunruhigt.

»Nein, ich hätte sie gar nicht erst verkaufen sollen.«

»Ich verstehe«, sagte ich erleichtert. »Aber sie sind doch bestimmt nicht alle so schlecht.«

»Was?« fragte er.

»Nichts.«

»Ich habe es nach dem letzten Gedicht erkannt«, sagte er unglücklich. »Ich blickte auf den Silbertarsk in meiner Hand und auf das Gedicht in der Hand des Käufers, und mir wurde alles klar. Ich erkannte, wie schrecklich mein Tun doch war, meine Gedichte zu verkaufen, meine Gedichte, meine kostbaren, unbezahlbaren Gedichte! Sie gehörten nun einer anderen Person! Es wäre besser gewesen, ich hätte mir das Herz herausgerissen und es für ein Tarskstück verkauft!«

»Vielleicht.«

»Und dann habe ich den Kerl angefleht, seinen wertlosen Tarsk zurückzunehmen und mir dafür das Gedicht zu geben.«

»Und, hat er es getan?« fragte ich.

»Ja«, sagte Hurtha und sah zu mir hoch.

»Nun, dann hat doch alles ein gutes Ende genommen.«

»Nein!« rief er mit Tränen in den Augen. »Du verstehst mich nicht.«

»Wir haben jetzt einen Tarsk weniger?«

»Nein!« rief Hurtha. »Ich habe vier Gedichte verkauft! Ich werde sie nie zurückholen können! Sie sind weg, weg!« Er legte schluchzend das Gesicht in die Hände. »Es wird mir niemals gelingen, diese Männer wieder ausfindig zu machen. Ich hatte die Gedichte gerade verkauft, als sie auch schon eilig davonhasteten, bevor ich es mir anders überlegen konnte, die neidischen, glücklichen, gierigen Kerle. Nun werde ich sie niemals wieder aufspüren und voller Ernst inständig an ihr Gewissen appellieren können, ihr schmutziges Geld zurückzunehmen. Welch ein Narr war ich doch! Meine Gedichte, weg! Für bloße vier Silbertarsk verkauft! Welche Verschwendung! Ich habe meine Ehre verloren! Das ist mein Ruin! Was ist, wenn diese Geschichte jemals die Ohren des Wagnenvolks erreicht? Ich bin es nicht wert, diese Narben zu tragen!«

»Hurtha, alter Junge!« sagte ich leise.

»Ja?«

Ich legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Sieh her.«

Er hob den Kopf und sah auf.

»Hier«, sagte ich leise und zeigte ihm die vier Gedichte, die mir seine Kunden zuvor gegeben hatten.

»Sie sind es!« rief er überrascht und mit Tränen in den Augen.

»Ja.«

»Du hast es gewußt!«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Du konntest nicht zulassen, daß ich es tat!« schluchzte er. »Du hast nach ihnen gesucht! Du hast sie zurückgekauft! Du hast mich vor mir selbst gerettet, vor meiner eigenen Dummheit!«

»Was tut man nicht alles für einen Freund!«

Er sprang auf die Füße und umarmte mich weinend. Ich rang mühsam nach Atem, die Gedichte in der Hand. So mußte sich der Klammergriff der gefürchteten Hith anfühlen, der einen Mann zerquetschte, ihm die Knochen brach und ihn wie eine Frucht zerplatzen ließ; er konnte nicht viel schlimmer sein.

»Wie kann ich dir jemals danken?« rief er und trat zurück, hielt mich dabei aber stolz bei den Armen gepackt.

»Zwischen Freunden ist kein Dank nötig, er ist nicht einmal möglich.«

»Auch dich haben deine Gefühle übermannt!« rief er voller Mitleid.

»Ich versuche zu atmen.«

»Gib mir die Gedichte!« bat er. Er legte sie zu dem anderen, das er zurückgenommen hatte, ein Handel, in den ich glücklicherweise nicht verstrickt worden war. »Ich habe sie zurück, das habe ich nur dir zu verdanken!«

Mein Atem hatte sich fast wieder normalisiert.

»Da sind sie«, sagte er freudestrahlend. »Auf Papier geschrieben, mit kleinen Zeichen.«

»So schreibt man gewöhnlich die Dinge nieder«, sagte ich.

»Sind sie gut aufgeschrieben?« wollte er wissen.

»Ich glaube schon«, sagte ich und holte tief Luft.

»Alles in Ordnung?«

»Ja. Gelegentlich ist eine Zeile schwer zu entziffern, und hier und da scheint ein Wort falsch geschrieben zu sein.« Das war auch nicht anders zu erwarten, berück-

sichtigte man die Umstände, unter denen die Gedichte aufgeschrieben worden waren. An einigen Stellen verunzierte ein Fleck das Pergament. Vermutlich waren das Schweißtropfen, die dem Schreiber von der Stirn getropft waren.

»Bist du sicher, daß es dir gutgeht?« fragte Hurtha.

»Ja, es ist wieder alles in Ordnung.«

»Eigentlich überrascht es mich nicht, daß da kleine Fehler wie ein schlecht geschriebener Buchstabe oder dergleichen auftauchen«, sagte Hurtha. »Einige der Käufer haben die Gedichte am ganzen Leib zitternd aufgeschrieben. Sie schienen beinahe überwältigt.«

»Bemerkenswert. Vermutlich lag das an der überwältigenden Erfahrung, die Meisterwerke das erste Mal zu hören.«

»Ja, das kann sein.«

»Du kennst deine Macht als Dichter nicht.«

»Die kennen die wenigsten von uns«, sagte Hurtha.

»Glücklicherweise haben wir die fünf Gedichte zurück. Es wäre zu schade gewesen, sie zu verlieren.«

»Eine Tragödie, ja«, sagte Hurtha. »Aber ich habe noch mehr.«

»Ach ja?«

»Ja, mehr als zweitausend Stück.«

»Das ist viel.«

»Eigentlich nicht, wenn man ihre Qualität bedenkt.«

»Du bist ein fruchtbarer Dichter.«

»Alle großen Poeten sind fruchtbar«, sagte er. »Möchtest du etwas von mir hören?«

»Jetzt nicht«, sagte ich. »Weißt du, ich habe eben noch einige von ihnen gelesen. Ich weiß nicht, ob ich im Augenblick weitere verkraften würde.«

»Ich verstehe«, erwiderte Hurtha. »Ich bin mir durchaus der Schwierigkeit bewußt, wahre Größe zu verarbeiten. Die Qualen, die entstehen, wenn man mit dem beinahe ewig Erhabenen ringt, die schmerzhaft Intensität der authentischen ästhetischen Erfahrung, die Pein

erschütternder Bedeutsamkeit, die Erschöpfung, die die Konfrontation mit der plötzlichen, überraschenden Quintessenz tieferer Wahrheiten mit sich bringt. Nein, alter Freund, ich verstehe diese Dinge nur zu gut. Ich werde dich nicht überfordern.«

»Danke«, sagte ich.

Er betrachtete die Gedichte. »Kannst du dir vorstellen, daß diese Werke erst heute abend das Licht der Welt erblickten, daß ich sie an Ort und Stelle diktiert habe?«

»Ja, doch.«

Er sah sie an, voller Ehrfurcht vor seiner Begabung.

»Ich frage mich, ob man Gedichte nicht grundsätzlich niederschreiben sollte«, meinte er nachdenklich.

»Meine Handschrift ist sehr schlecht«, sagte ich. »Ganz besonders bei den Zeilen, die von rechts nach links führen.«

»Ich kann nicht schreiben«, wandte Tula schnell ein; in der Bedrohlichkeit der Situation vergaß sie sogar, die Erlaubnis zum Sprechen einzuholen.

»Ich auch nicht«, sagte Mincon glücklich.

Boabissia konnte natürlich auch nicht lesen und schreiben. Sie saß auf dem Boden und lehnte sich an das Hinterrad des Fuhrwerks.

Hurtha sah zu Feiqā hinüber. Sie konnte lesen und schreiben. Sie war überaus klug, hatte eine vorzügliche Erziehung genossen und stammte aus einer bekannten Stadt. Sie hatte vor der Versklavung sogar eine hohe gesellschaftliche Stellung eingenommen.

Sie wurde bleich.

»Feiqā ist eine Sklavin«, sagte ich.

»Stimmt ja«, sagte Hurtha und strich sie sofort aus den Gedanken.

Feiqā warf mir einen dankbaren Blick zu. Gerade auf Gor wird das Kopieren von Texten, niederrangige Schreibaarbeit und das Führen unwichtiger Bücher meistens von Sklaven erledigt. Hurtha zog es jedoch an-

scheinend vor, seine Gedichte von freien Personen niederschreiben zu lassen. Da hatte Feiqa noch einmal Glück gehabt.

»Ich habe Hunger«, verkündete ich.

Hurtha horchte in sich hinein. »Ich auch«, sagte er dann. »Aber ich bleibe bei meinem Entschluß, meine Dichtung nicht zu verkaufen. Lieber verhungere ich.«

»Da hast du recht.«

»Wieviel Geld haben wir noch?«

»Etwa zwei Kupfertarsk und vier oder fünf Tarskstücke.«

»Das muß dann wohl reichen«, seufzte er.

Das mußte es wohl.

»Die Stadt wird erobert! Die Stadt fällt!«

Ich blieb still liegen. Kein Waffengeklirr war zu hören. Oder Laufschrte. Es gab keine Schmerzensschreie oder gar Todesschreie von Männern, die man in ihren Decken erschlug.

In der Ferne wurden Alarmstäbe geschlagen.

Ein oberflächlicher Betrachter wäre zu dem Schluß gekommen, daß ich die Augen geschlossen hielt. Doch sie waren geöffnet. In einer solchen Situation ist es wichtig, über das volle Sichtfeld zu verfügen. In diesem ersten Augenblick schien ich noch tief zu schlafen, doch in Wirklichkeit war jeder meiner Sinne angespannt und hellwach. Dort stand das Fuhrwerk. Da waren die Überreste des Feuers zu sehen. Ich entdeckte keinerlei Bewegungen in meiner unmittelbaren Umgebung.

Der Ruf des Mannes war ebenfalls verstummt.

Oftmals ist es das erste sich schnell bewegende Objekt, das – zumeist völlig zu recht – vom Angreifer als das gefährlichste eingestuft wird und seine uneingeschränkte Aufmerksamkeit einnimmt. Diejenigen, die sich haben überraschen lassen, die fluchen oder für den Augenblick wie gelähmt sind, können erst einmal unbeachtet bleiben. Solche Angelegenheiten unterliegen einer finsternen Mathematik, es sind vertrackte Gleichungen, die Reaktionszeiten gegen die Schnelligkeit von Klingen aufrechnen. Man läßt sich auf ein ungewisses Spiel ein. Ist der Augenblick, den man abwartet, diese flüchtige Zeitspanne furchtsamer Erkundung, in der man hofft, den Feind überzeugen zu können, daß man in diesem Moment keine Gefahr darstellt, ein Augenblick des Gewinns oder des Verlustes? Spielt er dem Gegner eine Gelegenheit in die Hände, oder kann man

sie selbst ergreifen? Viel hängt von der Situation ab. Wird man von bekannten Stimmen geweckt, steht man für gewöhnlich rasch auf. Man nimmt die Verteidigungsstellung ein. Weiß man nicht, was um einen herum vorgeht, ist es klüger, dies erst einmal in Erfahrung zu bringen, bevor man aufspringt und dem Feind, der unter Umständen unmittelbar neben einem steht, ins gezückte Schwert läuft. Meine rechte Hand ruhte auf dem Schwertgriff, die linke auf der Scheide, deren Bänder ums Handgelenk geschlungen waren, um das Ziehen zu erleichtern. Ohne jeden Zweifel schien ich noch zu schlafen. Aber in der Nähe blieb alles still, kein Kampfeslärm ertönte.

Ich setzte mich schnell auf, befreite mich von der Decke. Doch ich verzichtete vorerst darauf, das Schwert zu ziehen, da ich keine unmittelbare Notwendigkeit dafür sah. Ich schlang es mir an den Riemen über die linke Schulter. In dieser Position kann man die Scheide schneller abstreifen, als wenn man die Lederbänder quer über den Körper führt.

»Hurtha«, sagte ich, »aufwachen!« Ich berührte ihn an der Schulter.

»Was ist? Es ist doch noch früh am Morgen!« stöhnte der Alar.

»Hier geht etwas Seltsames vor. Steh auf! Man hat die Alarmstangen geschlagen.«

»Ich höre nichts«, sagte er, setzte sich aber auf.

Es stimmte: Die Alarmstangen schwiegen.

»Ich verstehe das nicht«, sagte ich. »Ein Mann rief, die Stadt sei erobert worden. Ich höre ihn nicht mehr. Außerdem wurde die Alarmstange geschlagen. Da bin ich mir sicher.«

»Es ist noch so früh«, klagte Hurtha.

»Steh auf!«

Ich blickte zu Boabissia hinüber. Ihre Augen waren geöffnet. Sie sah mich ängstlich an.

»Hast du die Alarmstange gehört?« fragte ich.

»Ja.«

»Steh auf, Hurtha.« Er war wieder unter die Decke gekrochen.

»Es ist noch zu früh.« Das stimmte nicht. In dem Lager waren schon mehrere Leute aufgestanden.

»Dein Leben könnte in Gefahr sein«, belehrte ich ihn.

»Zu dieser Stunde?« fragte er entsetzt.

»Ja, der Feind könnte ganz in der Nähe sein.«

»Welcher Feind?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sag es mir, wenn du es in Erfahrung gebracht hast«, meinte er und drehte sich wieder auf die Seite.

»Ich mache keine Witze.«

»Das habe ich befürchtet«, murmelte er.

»Steh auf!«

»Man kann nicht kämpfen, bevor der Kampf angefangen hat, stimmt's?« fragte er.

»Ich hoffe, daraus ist nicht zu schließen, daß es überhaupt nicht zu einem Kampf kommen kann.«

»Natürlich nicht«, sagte er. Ich schickte ein Stoßgebet zum Himmel, daß jetzt keine Lektion in Alarlogik folgen möge.

»Aha«, sagte ich.

»Hat der Kampf begonnen?« fragte er.

»Nein.«

»Dann kannst du auch nicht erwarten, daß ich zu kämpfen anfangen«, sagte er.

»Natürlich nicht«, sagte ich zögernd.

»Weck mich, wenn der Kampf anfängt.«

»Willst du in deinem Bett erschlagen werden?«

»Darüber habe ich noch nie nachgedacht, aber jetzt, da ich es richtig bedenke, eigentlich nicht. Warum? Wer will mich im Bett erschlagen?«

»Ich zum Beispiel. Ich denke eben gerade darüber nach.«

»Nein, das wirst du nicht tun.«

»Warum nicht?« fragte ich mit ehrlicher Neugierde.

»Unter anderem deshalb, weil du zu großen Respekt vor der Dichtkunst hast.«

»Du mußt für den Kampf bereit sein!«

»Keine Sorge, ich bereite mich gerade vor«, sagte er und drehte sich auf die andere Seite.

»Wie denn?«

»Ich bewahre meine Kraft. Du bist dir sicher darüber im klaren, daß ein ausgeruhter Körper und ein klarer Verstand neben anderem die wichtigsten Freunde des Soldaten sind.«

»Schon möglich«, gestand ich ihm zu.

»Sie sind auch für die Dichtkunst wichtig, natürlich nur für die kernige, männliche Sorte, nicht für den verzagten Mist bloßer Dichterlinge und Verseschmiede.«

»Zweifellos«, antwortete ich. Aber da schlief Hurtha bereits schon wieder tief und fest. Er gehörte zu den wenigen mir bekannten Leuten, die die Fähigkeit besaßen, wie der Blitz einzuschlafen. Ohne jeden Zweifel hatte das mit einem reinen Gewissen zu tun. Die Alar sind bekannt dafür, schreckliches Chaos, entsetzliche Massaker mit abgeschlagenen Gliedmaßen und dergleichen anzurichten, um hinterher tief und friedlich zu schlafen. Sie verschwenden einfach keinen Gedanken an solche Dinge. Ich hoffte, daß der Feind – wenn es einen gab – nicht wie ein Sturm über das Lager herfiel. Und falls doch, würde Hurtha es vermutlich unbeschadet überstehen, da er das Ganze verschlief.

»Hast du die Alarmstange gehört?« fragte Mincon und trat auf mich zu, die Wolldecke über den Arm.

»Ja«, antwortete ich.

»Ich dachte schon, ich hätte es geträumt«, sagte er.

»Boabissia hat sie auch gehört.«

»Jetzt ist sie still.«

»Stimmt.«

»Im Lager herrscht Ruhe.«

Er hatte recht. Die Leute gingen ihren Beschäftigun-

gen nach, falteten ihre Decken, gingen zur Latrine, errichteten ihre Morgenfeuer.

»Es war falscher Alarm«, sagte Mincon.

»Anscheinend.«

»Du bist nicht sicher?«

»Nein.«

»Was könnte geschehen sein?«

»Ich habe gehört, daß jemand rief, die Stadt sei eingenommen.«

»Das ist unmöglich«, sagte er. »Es gibt Hunderte von Pasang weit keine Feinde. Torcodino ist eine Garnison. Es ist uneinnehmbar. Es ist von verbündeten Heeren umgeben.«

»Man könnte es schaffen.«

»Man müßte ein Heer durch die Reihen des Feindes führen, um die Stadt einzunehmen«, sagte er.

»Oder über den Feind hinweg.«

»Man müßte die Soldaten in die Stadt schmuggeln.«

Ich nickte.

»Unmöglich.«

»Mit ein paar vorher getroffenen Absprachen dürfte es möglich sein.«

»Du machst Witze.«

»Nein.«

»Das würden wir doch hören. Es gäbe laute Kämpfe.«

»Hier ist es still«, sagte ich. »Das heißt jedoch nicht, daß in einem anderen Stadtteil nicht gekämpft werden könnte, sogar in diesem Augenblick. Ein paar Häuserblocks entfernt könnten Männer sterben, ohne daß wir es bemerken. Auf den Straßen könnte Blut fließen.«

»Ich sehe keinen Rauch«, bemerkte Mincon. »Keine Anzeichen für irgendwelche Brände.«

»Das hat wenig zu sagen«, meinte ich. »Vielleicht will man die Stadt nicht zerstören, will die Mauern intakt halten, ihre Reichtümer bewahren.«

»Das wäre möglich.« Er lächelte.

Ich sah ihn überrascht an.

»Es gibt eine Möglichkeit, das herauszufinden«, sagte er.

»Wie denn?«

»Steig auf den Kutschbock.«

Ich tat es, und er schloß sich mir an. Dann wies er in Richtung der umliegenden Gebäude.

»Siehst du den Zylinder dort?«

Ich nickte.

»Das ist der Zentralzylinder Torcodinos«, erklärte Mincon. »Das Hauptquartier der Verwaltung, der obersten Exekutive, sei es die des Administrators oder des Ubar.«

»Und?«

»Sieh dir das Dach an«, sagte er. »Kennst du die Flagge Torcodinos?«

»Nein.«

»Es ist auch gleichgültig, da dort in den letzten Monaten nicht die Flagge Torcodinos, sondern die von Cos geweht hat.«

»Aber sie ist nicht da«, sagte ich. »Ich kenne die Flagge von Cos. Ich habe sie schon oft gesehen.«

»Ist das nicht erstaunlich?« fragte er.

»Du bist kein einfacher Kutscher«, stellte ich fest.

»Was siehst du dort?«

»Eine Fahne. Sieht aus wie eine Regimentsfahne.«

»Beschreib sie!«

»Sie ist silbern«, sagte ich. »Sie ist weit weg, ich kann sie nur schwer erkennen. Die Sonne spiegelt sich darauf.«

»Es ist die Regimentsfahne des Silbertarns«, sagte er. »Sie hängt an einem silbernen Flaggenstab. In der Nähe der Spitze befindet sich eine rechteckige Platte, die eine Inschrift trägt. Über der Platte ist ein silberner Tarn mit ausgestreckten Schwingen zu sehen, der sie in den Krallen hält.«

»Das kannst du auf diese Entfernung erkennen?«

»Nein«, antwortete er. »Aber ich kenne die Fahne. Ich habe sie schon früher gesehen.«

Ich sah ihn an.

»Du bist ein wirklich aufmerksamer Bursche«, sagte er. »Die Stadt ist in der Tat erobert worden. Und wenn ich mich nicht irre, dann weißt du auch, wie es geschehen ist.«

»Über die Aquädukte«, sagte ich.

»Ganz genau. Man hat sie mehr als hundert Pasang von hier entfernt betreten, einen Aquädukt am Issus, den anderen inmitten der Hügel von Etoles. In Zweierreihen durchwateten Soldaten das Wasser, manchmal sogar dicht über den Köpfen der cosischen Armee.«

»Genial«, sagte ich.

»Die Wächter einer bestimmten Einheit wurden mit Gold bestochen. In der Stadt lebende Partisanen haben den Männern einer anderen Einheit die Kehlen durchgeschnitten.«

»Wem gehört die Fahne?« fragte ich.

»Es ist das Banner meines Hauptmanns«, sagte er.
»Dietrich von Tarnburg.«

Das Weinen verwirrter, ängstlicher Kinder und das Wehklagen von Frauen erfüllten die Luft.

»Da entlang, geht da entlang!« sagte ein Soldat und versperrte den Weg.

Es herrschte ein unglaubliches Gedränge. Soldaten lenkten den Verkehr. Viele Menschen mit Bündeln auf dem Rücken bewegten sich auf das große Stadttor von Torcodino zu.

»Du da, paß auf!« rief eine Stimme.

Ich trat beiseite, um einen mit Habseligkeiten beladenen zweirädrigen Wagen vorbeizulassen, der von einem Mann gezogen wurde. Die Straßen waren mit Flüchtlingen überfüllt.

»Folgt mir«, hatte Mincon gesagt. »Euch wird nichts geschehen. Bleibt dicht zusammen.«

»Ich will meine Axt zurück«, verlangte Hurtha.

»Bleibt zusammen!« befahl ich. »Laßt euch nicht trennen.«

Wir waren an einer Anzahl von Gebäuden vorbeigekommen, die man mit Seilen abgesperrt hatte. Gelegentlich konnten wir durch offenstehende Türen oder Fenster einen Blick hineinwerfen. Schreie und Geräusche wie zerberstende Möbel ertönten. Soldaten plünderten die Häuser. Aus dem etwa zwölf Meter hohen, geöffneten Fenster eines anderen Gebäudes hing ein Mann mit dem Rücken zur stuckverzierten Wand.

»Was soll das?« fragte ich Mincon.

»Ich kann nicht lesen«, antwortete er. »An seinem Hals hängt ein Schild. Was steht da?«

»Plünderer!« las ich vor.

»Dann wird es das gewesen sein«, meinte Mincon.

»Hier wird viel geplündert«, bemerkte ich. »In mehr als einem Haus konnten wir dabei zusehen.«

»Es war ein Zivilist«, erklärte Mincon. »Es ist Zivilisten verboten zu plündern.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»In Torcodino muß Ordnung herrschen«, sagte Mincon.

»Natürlich.«

»Ich will meine Axt zurückhaben«, murrte Hurtha.

»Bleibt in der Nähe«, erwiderte ich.

Wir hatten unsere Waffen am Eingang des Wagenhofs abgegeben, den wir in Mincons Begleitung vor ein paar Ehn verlassen hatten. Man hatte in Torcodino eine strenge Waffenkontrolle eingeführt. Der Besitz einer nicht genehmigten Waffe stellte ein Kapitalverbrechen dar, das jeder Soldat auf der Stelle bestrafen konnte, wenn ihm der Sinn danach stand. Die Krallen des Silbertarns griffen fest zu. Dennoch hatte man sich bei dem Verbot streng an den Buchstaben des Gesetzes gehalten. In meinem Geldbeutel steckte ein Zettel mit einer Nummer, die mit der Nummer übereinstimmte, die bei meinen Waffen auf dem Tisch am Eingang des Hofes zurückgeblieben war.

Man rempelte uns an.

»Hier entlang«, gestikulierte ein Soldat, »hier entlang!«

Es roch nirgendwo nach Rauch. Unsere Augen brannten und tränten nicht. Man konnte mühelos atmen. Manchmal spürte man nach der Erstürmung einer Stadt die Hitze brennender Häuser noch Blocks weiter. Aber Torcodino brannte nicht.

»Hier entlang«, sagte ein anderer Soldat.

Wir eilten weiter.

Ein kniendes Sklavenmädchen war an einen Sklavenring gefesselt, der etwa einen halben Meter oberhalb des Straßenpflasters an einer festgeschraubten Platte in der Häuserwand befestigt war. Das Gesicht des

Mädchens war tränenverschmiert. Es umklammerte verzweifelt die Halskette. Ich wußte nicht, ob ihr Herr sie dort festgemacht hatte mit der Absicht, zu ihr zurückzukehren, oder ob man sie ausgesetzt hatte. Sie war nackt. Da man sie angekettet hatte, würde sie dort bleiben müssen.

»Kommt schon!« drängte Mincon. Wir schoben uns weiter an den vielen Menschen vorbei. »Bleibt zusammen!« Das taten wir auch, so gut wie möglich. Ich hielt mich dicht hinter ihm, dann kamen Hurtha und Boabissia. Hinter der Alar gingen Feiq und Tula, die an den Kragen befestigten Seile endeten in Hurthas Hand. Die Sklavinnen waren vor Angst wie erstarrt, als sie am Morgen erfahren hatten, daß die Stadt einen neuen Herrn hatte. Sie hatten sich voller Entsetzen angesehen. Doch strenggenommen hatten die Sklavinnen wenig zu fürchten. Wir hatten sie nicht etwa deshalb festgebunden, weil wir befürchteten, sie könnten in der Menschenmasse einen Fluchtversuch unternehmen, sondern um sicherzugehen, daß sie nicht von uns getrennt oder einfach entführt wurden. Ganz in der Nähe ertönte das Blöken von zwei domestizierten Verr. Eine Frau zerrte sie hinter sich her.

»Es geht nicht mehr richtig weiter«, sagte ich zu Mincon.

»Man hält die Flüchtlinge zurück«, sagte er. »Es gibt mehrere Straßensperren. Danach hat man voneinander getrennte Korridore eingerichtet, die zum Stadttor rühren. Dort werden alle durchsucht, damit keine Wertsachen verschwinden.«

»Die Zivilbevölkerung wird aus der Stadt vertrieben.«

»Genau. Laßt uns weitergehen. In einer Reihe.«

Wir bahnten uns langsam einen Weg durch die Menge.

»Wohin bringst du uns?« fragte ich Mincon.

»Zum Semnium.«

»Warum?«

»Ich will euch Passierscheine besorgen.«

»Das wüßte ich zu schätzen.«

Er drehte sich zu mir um. »Ihr müßt sie nicht nehmen, wenn ihr nicht wollt.«

»Warum sollten wir sie nicht wollen?«

»Die Entscheidung bleibt euch überlassen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Folgt mir!« sagte er nur und schob sich weiter.

Schließlich kamen wir zu einer Straßensperre. Sie bestand aus mehreren Pfählen, die auf Dreibeinen ruhten, und blockierte die Hauptstraße. Hier mußten alle anhalten. Die Leute, die ganz vorn standen, stemmten sich gegen ihre Hintermänner, um nicht gegen die Sperre gedrückt zu werden.

»Halt!« rief der Soldat hinter der Sperre, der einen Speer quer vor den Körper hielt.

Mincon flüsterte ihm eine Parole zu. Die Sperre wurde geöffnet. Es war eine Erleichterung, wieder ungehindert gehen zu können. Etwa sechzig Meter weiter wartete eine Gruppe vor der nächsten Kontrolle. Ein paar Ehn später hatten wir auch dieses Hindernis überwunden; kurz darauf kamen wir zum dritten Kontrollpunkt.

Neben der zweiten Straßensperre türmten sich Gegenstände auf: Möbel, Kissen, Teppiche, Wandbehänge, Kleidung, Truhen, Kisten und Haushaltsgegenstände. Ein Soldat trat heran und leerte einen Kissenbezug aus. Der Inhalt, einige Becher, die scheppernd zu Boden prasselten, fiel in der Masse der angesammelten Gegenstände kaum auf. Der Berg erreichte eine Höhe von über drei Metern. Es war eher wertlose Beute, die vermutlich en gros an Händler verkauft würde, mit denen vorher Verträge abgeschlossen worden waren.

»Seht!« rief Boabissia und zeigte nach links, als wir hinter der dritten Kontrolle eine Kreuzung überqueren.

Vor der Ziegelwand eines öffentlichen Gebäudes – die Ziegel gehörten zu der flachen, schmalen Sorte, die üblicherweise in der goreanischen Architektur des Südens verbaut wurden – knieten etwa einhundert bis einhundertfünfzig Frauen. Alle waren nackt. Man hatte sie an den Halsen zusammengekettet. Zwei mit Peitschen ausgerüstete Soldaten bewachten sie.

»Noch mehr Beute«, sagte Mincon.

»Sklavinnen!« zischte Boabissia verächtlich.

»Oder zukünftige Sklavinnen«, ergänzte Mincon.

»Oh«, murmelte Boabissia. Das machte ihr angst.

»Das sind doch bestimmt alles Sklavinnen«, meinte ich.

»Viele davon sind die Frauen und Töchter derjenigen, die in Torcodino Anhänger von Cos waren. Deshalb wurden sie gefangengenommen, um das Brandzeichen und den Kragen zu erhalten.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Die Gefangenenlisten wurden schon vor Wochen vorbereitet.«

»Natürlich.« Eine Aktion, wie sie zur Zeit in Torcodino stattfand, bei der die Zivilbevölkerung einer wohlüberlegten Säuberung unterzogen wird, bedarf einiger Vorbereitungen, die Fingerspitzengefühl verlangen.

Wir näherten uns den Frauen.

Eine von ihnen stand auf, doch sofort traf sie die Peitsche, und sie sackte schluchzend zurück auf die Knie. »Hände auf die Hüften!« rief der Soldat. »Den Rücken gerade, das Kinn hoch, die Beine gespreizt!« Er drückte ihr das Kinn mit dem Peitschenstiel hoch. Sie starrte geradeaus, während ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen. Jetzt, da wir näher heran waren, sah ich, daß die Frauen alle an einer Kette hingen; man hatte sie ihnen als Schlinge um den Hals gelegt, die dann von einem stabilen Vorhängeschloß verschlossen wurde. Das ist eine einfache, praktische und billige Fesselung.

»Erwartet ihr, alle Frauen auf eurer Liste zu finden?« fragte ich den Soldaten.

»Die meisten schon«, antwortete er. »Einige werden uns zweifellos entkommen, zumindest für kurze Zeit.«

»Viele wird man an den Toren festnehmen«, vermutete Mincon. »Sie werden nicht wissen, daß sie auf einer Liste stehen. Dort werden sie dann ausgezogen, gefesselt, mit einer Nummer versehen und zu einem der Sammelpunkte gebracht.«

»Ab übermorgen dürfen sich keine Zivilisten ohne Erlaubnis in der Stadt aufhalten. Die Strafe für einen sich ungesetzlich hier aufhaltenden Mann ist die sofortige ehrenvolle Hinrichtung, eine Frau wird ebenfalls getötet oder – wenn sie ansehnlich genug ist – zur Sklavin gemacht«, erklärte der Soldat.

»Der Versuch, sich in der Stadt zu verbergen, ist ziemlich sinnlos«, sagte Mincon. »Alle Häuser werden durchsucht. Wenn Flüchtlinge hungrig genug sind, werden sie des Nachts hervorgekrochen kommen, um etwas zu essen zu suchen. Früher oder später wird man sie dann mit Hilfe von Jagdsleen erwischen.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»So, wie Torcodino nun einmal gebaut ist, mit der Stadtmauer und unseren Kontrollen, ist es höchst wahrscheinlich, daß wir schließlich aller auf der Liste befindlichen Frauen habhaft werden«, ergänzte der Offizier.

Ich nickte. Die aufgelisteten Frauen hatten kaum eine Möglichkeit zur Flucht. Sicher, noch waren sie keine Sklavinnen. Doch sobald eine goreanische Sklavin erst einmal Kragen und Brandzeichen trägt, ist jede Flucht unmöglich. Sollte sie dem einen Herrn entwischen – was schon unwahrscheinlich genug ist –, wird sie sich bald in den Ketten eines anderen wiederfinden. Nur daß der neue Herr weiß, daß sie eine entflohene Sklavin ist, und sie dementsprechend grob behandeln wird. Er wird dafür sorgen, daß die Sleen ihren Geruch ken-

nen. Die Strafen für eine Flucht sind sehr schwerwiegend, beim zweiten Versuch wird man den Sleen zum Fraß vorgeworfen.

»Was geschieht dann mit den Frauen?« wollte ich wissen.

»Die meisten werden gruppenweise an Händler verkauft.«

»Wie die andere Beute auch?«

»Ja. Die Verträge, die die Regelung des Abtransports, Ertragsprognosen und ähnliches enthalten, wurden schon vor Wochen abgeschlossen.«

Ich musterte die Frauen. In den letzten Wochen waren sie ihrem Tagwerk nachgegangen, sorglos, ahnungslos, ohne zu wissen, daß sie in den Plänen ihrer neuen Herren eine Rolle als Ware spielten. Zweifellos hatten sie sich ihren täglichen Beschäftigungen, ihren Spielen, Eitelkeiten und Sorgen gewidmet. Die ganze Zeit über hatten sie nicht gewußt, daß ihre Namen bereits auf Gefangenenlisten standen und daß die unauslöschbare Tinte schon getrocknet war.

»Kommt«, sagte Mincon, »wir müssen ins Semnium!«

Wir gingen wieder los.

»Es sind neue Tote«, stellte ich fest.

»Natürlich«, erwiderte Mincon.

Wir standen am Fuß der niedrigen breiten Stufen, die zum Semnium hinaufführten, der Halle des Hohen Rates. Das Gebäude würde den neuen Herren Torcodinos vermutlich als Hauptquartier dienen. Die Treppe erstreckte sich über die ganze Länge des Säulenganges.

»Wer sind sie?«

Etwa zwei- bis dreihundert Gehängte baumelten jetzt an den geteerten Seilen entlang der Straße des Admi-nius in der Nähe des Semniums.

»Überläufer, Verräter, Angehörige der cosischen Partei, Verräter des Bündnisses mit Ar und dergleichen«, erklärte Mincon.

»So, wie die anderen Anhänger Ars waren?« hakte ich nach.

»Vielleicht«, antwortete Mincon ausweichend.

»Einige der Männer sind möglicherweise für die Hinrichtung derjenigen verantwortlich, die zuvor dort gehangen haben«, sagte ich und sah mir die bedrückenden Reihen der Gehängten an.

»Natürlich.«

»Der Wind in Torcodino hat sich gewendet«, meinte ich.

»Ja«, sagte Mincon.

»Also steht dein Hauptmann im Sold von Ar.«

»Darüber mußt du dir selbst ein Urteil bilden. Bald.«

»Ich?«

»Ja.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Folgt mir!« schlug er einfach vor. Unsere kleine Gruppe folgte ihm die Stufen zum Semnium hinauf. Ich

blieb einmal kurz stehen und sah zu den gefangenen Frauen zurück. Viele von ihnen waren einflußreiche Persönlichkeiten gewesen. Die Frau, die der Soldat geschlagen hatte, war beispielsweise siegelberechtigte Schatzmeisterin des Gewürzrates von Torcodino gewesen. Wie ich es verstanden hatte, hatte sie den Einfluß ihrer Position dazu ausgenutzt, Cos zu unterstützen. Solche Neigungen findet man häufig bei Leuten, die ihr Vermögen mit Im- und Export gemacht haben, die die Ausbeutung fremder Märkte betreiben, die allgemein mit dem Überseehandel auf dem Thassa zu tun haben. Das ist verständlich. Die Seestreitkräfte von Tyros und Cos beherrschen die grünen Wellen des funkelnden Thassa. Sie kontrollieren die meisten der bevorzugten ozeanischen Handelskorridore. Nur wenige Küsten können sich ihren Patrouillen entziehen, nur wenige Hafenstädte ihren Blockaden widerstehen. Die Frau war eine Bürgerin Torcodinos gewesen, und Torcodino hatte Ar den Treueid geleistet. Sie hatte – aus welchem Grund auch immer, vermutlich Opportunismus oder Habgier – ihr Gelübde an ihren Heimstein gebrochen. Bei einem Mann kann das ein Kapitalverbrechen sein. Nur weil sie eine Frau war, war sie nicht auf der Veräterliste gelandet, sondern nur auf der Gefangenenliste. Ihr Geschlecht hatte sie gerettet. Wäre sie ein Mann gewesen, hätte man sie gehängt.

Hinter dem Eingang zum Semnium erstreckte sich eine große Halle mit Marmorboden. Hier nahmen zahlreiche Gänge und Treppen ihren Anfang. Die Wände waren mit Mosaiken geschmückt, Szenen aus dem Leben der Bürger, Zusammenkünfte und Prozessionen. Ein Bild zeigte die Grundsteinlegung von Torcodinos Mauern, eine Handlung, die vermutlich vor mehr als siebenhundert Jahren stattgefunden hatte, als man die erste Mauer, die Legenden zufolge nur wenige Meter hoch war, zum Schutz des großen, sich ständig ausbreitenden Lagers am Schnittpunkt mehrerer Handelsrou-

ten errichtet hatte. Mehrere Soldaten und Offiziere saßen an Tischen bei der Arbeit. An einer Seite befanden sich mehrere Reihen fest im Boden verankerter niedriger Marmorbänke. Hier warteten gewöhnlich Klienten und Beschwerdeführer mit ihren Anliegen und Petitionen. Hier warteten auch vorgeladene Zeugen, daß sie vor dem Rat ihre Aussage machen konnten.

»Hier bekommt man wohl die Passierscheine, habe ich recht?« fragte ich und betrachtete die Tische.

Mincon nickte und ging auf einen Wächter zu, der vor einem Durchgang zu den langen Korridoren auf Posten stand.

»Müssen wir uns für die Passierscheine nicht an einem der Tische anstellen?« fragte ich und blickte zurück.

»Nein.«

Wir folgten ihm in den Korridor. Offensichtlich war er hier bekannt.

»Wird die Stadt von hier aus regiert?«

»Ja, jedenfalls was die wichtigsten Dinge betrifft.«

»Torcodino steht doch jetzt unter Kriegsrecht«, meinte ich. »Warum wird es dann nicht vom Zentralzylinder oder dem Arsenal aus beherrscht?«

»Dieses Gebäude vermittelt den Anschein von Normalität«, sagte er. »Man könnte gewissermaßen glauben, daß eine Verwaltung durch die nächste ersetzt wurde.«

»Ich verstehe. Dein Hauptmann hat sich aber doch bestimmt im Zentralzylinder niedergelassen.«

»Nein, er führt seine Geschäfte in diesem Gebäude«, sagte Mincon, ohne seinen Schritt zu verlangsamen.

Darauf gab es nichts zu erwidern. Ich hielt es jedoch für eine politisch kluge Entscheidung, zumal die Stadt zur Zeit nicht angegriffen wurde. Mir war schon seit Jahren bekannt, daß Dietrich von Tarnburg ein fähiger Söldnerführer und einer von Gors besten Soldaten war. Die Annalen oder Tagebücher, die ich gelesen hatte,

hatten allein die Märsche und Feldzüge zum Thema gehabt, eine Würdigung seiner anderen Charakterzüge hatte ich vergeblich gesucht. So wie es aussah, war er nicht nur ein militärisches Genie, sondern auch ein großer Politiker. Vielleicht haben die beiden ja mehr gemeinsam, als allgemein angenommen wird. Territorium will nicht nur erobert, sondern auch gehalten werden.

»Man entfernt die Zivilisten aus der Stadt«, sagte ich.
»Sie bekommen aber doch bestimmt keine Passierscheine.«

»Nein«, bestätigte Mincon.

»Aber wir brauchen deiner Meinung nach Papiere?«

»Bedenkt man, wo du hingehst, scheint es angebracht zu sein.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich habe gesehen, daß du mit dem Schwert umzugehen verstehst«, sagte er. »Und du stammst aus Port Kar.«

»Ich kenne mich etwas in der Schwertkunst aus. Und ich habe Besitz in Port Kar«, gab ich vorsichtig zu.

»Möglicherweise bist du sogar Mitglied der Scharlachroten Kaste.«

»Das könnte sein.«

»Port Kar befindet sich mit Cos im Krieg.«

Ich nickte.

»Wir sind da.« Wir standen vor einer hohen Tür. Mincon führte uns an den Wächtern vorbei in ein Empfangsgemach. Am anderen Ende des Raumes saß ein Offizier an einem Tisch; er wurde von zwei Wächtern beschützt. Hinter ihm und zu seiner Rechten befand sich jeweils eine Tür. Er saß so, daß man auf jeden Fall an seinem Schwertarm vorbei mußte.

»Man hätte uns einen einfachen Passierschein doch auch in der Halle ausstellen können«, meinte ich.

Mincon beugte sich zu dem Offizier vor, der ihn anscheinend kannte, und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Das denke ich auch«, sagte Hurtha, um dann hinzuzufügen: »Was auch immer das ist.« Er blickte sich mit dem in den Alar verwurzelten Mißtrauen gegen enge Räume und Bürokratie um. »Ich gehe davon aus, daß ich diesen Schein nicht lesen muß. Das wäre nämlich schwierig, da ich nicht lesen kann.«

»Du könntest es ja lernen«, erwiderte ich etwas gereizt.

»Was denn, in der kurzen Zeit, bis wir die Scheine bekommen?« fragte er ungläubig.

»Alar lesen nicht«, sagte Boabissia stolz. »Und wir sind Alar.«

»Ich bin ein Alar«, stellte Hurtha richtig.

»Zweifellos bekommen wir die Passierscheine von dem Burschen da«, vermutete ich und zeigte auf den Offizier, mit dem Mincon gerade sprach.

»Meine Axt wäre mein Passierschein«, sagte Hurtha, »wenn ich sie im Augenblick zur Hand hätte.«

Zu meiner Überraschung trat Mincon durch die Tür hinter dem Offizier.

»Ehrlich gesagt verstehe ich nicht, was hier eigentlich vorgeht«, murmelte ich.

»Diese Erfahrung durfte ich auch schon öfter machen«, bemerkte Hurtha.

»Mincon verhält sich seltsam.«

»Was erwartest du? Er ist kein Alar.«

»Ich auch nicht.«

»Ich weiß«, lautete Hurthas Antwort.

»Das alles ergibt nur wenig Sinn.«

»Zivilisation ist eine verrückte Angelegenheit.«

»Vielleicht beflügelt dich das zu einem Gedicht.«

»Ich habe sogar schon zwei Stück geschaffen. Möchtest du sie hören?«

»Dafür ist jetzt keine Zeit.«

»Sie sind recht kurz«, sagte Hurtha. »Das eine hat nur fünfzig Zeilen.«

»Wenn es unbedingt sein muß.«

Hurtha räusperte sich. »In den Sälen von Torcodino, unter gehängten Knochen...«

»Du hast mehr als einhundert Zeilen gedichtet, während wir hier stehen?« fragte ich.

»Sogar noch viel mehr, aber ich habe vieles wieder verworfen, da es nicht meinen Ansprüchen genügte.« Er räusperte sich. »In den Sälen von Torcodino, unter gehängten, brüchigen Knochen...«

»Warte«, unterbrach ich ihn, »das ist nicht dieselbe Zeile.«

»Ich habe sie verbessert.«

In diesem Augenblick kam Mincon zurück. »Welche guten Neuigkeiten bringst du uns, Freund?« rief ich ihm entgegen.

»Bitte geh hinein«, bat er mich. »Ihr anderen wartet bitte hier.«

Wir sahen uns an.

»Bitte.«

»Also gut«, sagte ich ergeben.

»Möchtest du zwei meiner Gedichte hören?« fragte Hurtha.

»Natürlich«, erwiderte Mincon. Er war ein guter Freund. »Bara!« befahl er Tula.

»Bara!« befahl ich Feiqa. Die Sklavinnen legten sich sofort auf den Bauch, die Köpfe nach links gewandt, die Handgelenke im Rücken gekreuzt, die Fußgelenke übereinandergelegt. Es ist eine weitverbreitete Position zum Fesseln. Allerdings verzichteten wir darauf. Es genügte, daß sie die Position eingenommen hatten. Hurtha ließ die Seile zu Boden fallen. Nun hatte er die Hände zum Gestikulieren frei, ein wichtiges zusätzliches Element bei der Deklamation von Dichtkunst.

»Willst du zwei Gedichte hören?« fragte er den Offizier am Tisch.

»Was?«

Ich betrat das Schreibgemach.

Ich riß den Kopf zur Seite. Die Klinge verfehlte mich und grub sich mit einem dumpfen Laut in den Türrahmen.

»Ausgezeichnet! Du hast eine Ausbildung genossen.«

Ich sah zum anderen Ende des Raumes. Hinter einem Schreibtisch stand ein Soldat.

»Könnte es sein, daß du der Scharlachroten Kaste angehörst?«

»Vielleicht.« Ich zog das Messer aus dem Holz, ohne den Mann hinter dem Schreibtisch dabei aus den Augen zu lassen.

»Du bist schnell«, sagte er. »Ausgezeichnet. Mincon hat sich nicht geirrt. Sein Urteil ist zuverlässig. Du bist ein Soldat.«

»Ich habe gekämpft«, sagte ich. »Zur Zeit stehe ich in niemandes Sold.«

»Tal, Rarius«, begrüßte er mich dann. »Grüße, Krieger.«

Ich musterte ihn. Er schien mir nicht zu jenen Männern zu gehören, die Passierscheine und Reisegenehmigungen ausstellten oder bürokratische Arbeiten erledigten.

Er trug keine Rangabzeichen. Seine Männer mußten sein Gesicht kennen. Seine Anwesenheit unter ihnen wäre nichts Unvertrautes; sie kannten ihn, ob im Feld oder beim Marsch, in den Minen, auf den Wehrmauern oder in den Gräben. Und er kannte sie. Er war ein hochgewachsener, eher hagerer Mann mit hohen Wangenknochen und grauen Augen. Das dunkle Haar wurde grau an den Schläfen, für Goreaner sehr ungewöhnlich. Er erinnerte mich leicht an Centius von Cos, allerdings fehlte ihm dessen Sanftheit. Er strahlte prak-

tischen Verstand, Härte, Klugheit und Macht aus. Auf dem Tisch vor ihm lag ein Schwert, quer über den Staatsdokumenten.

»Tal, Rarius«, flüsterte ich.

»Tritt näher. Es war nur eine Probe. Ich habe sogar deine linke Seite genommen, um es dir zu erleichtern. Hab keine Angst.«

Ich ging auf ihn zu. Er setzte sich.

An der linken Schreibtischseite lag eine angekettete nackte Frau auf dem Boden. Sie war dunkelhaarig und wunderschön. Das überraschte mich nicht. Er war offensichtlich ein Mann von großer Kraft. Viele Goreaner glauben, daß die Frau ein Geschenk der Natur an den Mann ist, daß die Natur sie allein für seine Anregung, sein Vergnügen und zu seiner Verfügung geschaffen hat. Deshalb zögern Männer auch nur selten, sich dieses Geschenks zu bemächtigen. Sie sind sehr empfänglich für das Vergnügen, das Macht mit sich bringt, und der Versuch, sie zu erringen, ist etwas ganz Normales; sie wissen sie zu schätzen und zu genießen. Goreaner schämen sich solcher natürlicher und biologischer Triebe nicht. Tatsächlich wäre es vom Standpunkt eines Goreaners aus gesehen Wahnsinn, wegen solcher tiefsitzender, grundsätzlicher Bedürfnisse Schuldgefühle zu haben. Der Mann ist der Überlegene, es sei denn, er wäre krank. Ohne Herrschaft kann es keine richtige Erfüllung geben, und bemerkenswerterweise gibt es ohne die richtige männliche Erfüllung auch keine befriedigende weibliche Erfüllung.

»Wie nennst du dich?« fragte er.

»Tarl.«

»Du kommst aus Port Kar?«

»Ich habe dort Besitz.«

»Spionierst du für Ar?«

»Nein.«

»Oder für Cos?«

»Auch das nicht.« Ich legte das Messer vor ihn auf den Tisch.

»Aber ich vermute einmal, daß deine Sympathien bei Ar liegen.«

»Ich empfinde keine besondere Liebe für Ar«, antwortete ich. Einst hatte man mich aus der Stadt verbannt und mir Brot, Salz und Feuer verweigert.

»Gut«, sagte er. »So wird es dir leichter fallen, den Überblick zu behalten.«

»Du bist kein einfacher Offizier, von dem man Passierscheine bekommt.«

»Und du bist kein einfacher Soldat« antwortete er. »Zur Zeit kaufen Dutzende Hauptmänner Kämpfer ein. Aber du stehst bei niemandem im Sold. Außerdem habe ich von Mincon erfahren, daß deine Finanzen recht beschränkt sind.«

Ich schwieg.

Er stand auf und versetzte der Frau einen Tritt. Sie zuckte zusammen und wimmerte; die Ketten klirrten.

»Was meinst du, Lady Cara?« fragte er.

»Ja, Herr. Ich halte es für möglich, Herr.«

Ich hatte den Eindruck, daß er tatsächlich ihre Meinung wissen wollte. Sie war noch keine Sklavin.

»Sie ist noch frei«, bemerkte ich.

»Ja.«

»Beschäme mich nicht, indem du mich in diesem Zustand hältst«, schluchzte sie. »Gib mir den Kragen und das Brandzeichen, damit ich in aller Öffentlichkeit stolz das sein kann, was ich sowieso schon bin.«

»Willst du die Peitsche spüren, Lady Cara?« fragte er.

Sie senkte den Blick.

»Das ist Lady Cara aus Venna«, stellte er sie vor. »Einst wurde sie dabei belauscht, wie sie verächtliche Bemerkungen über Tarnburg machte. Vielleicht nehme ich sie eines Tages dorthin mit und halte sie als Hausklavin.«

Die Frau stöhnte.

»Wenn du in Port Kar Besitz hast, dann gehe ich davon aus, daß du für Cos nicht viel übrig hast.«

»Das stimmt.« Ich hatte auf See gegen Cos und Tyros gekämpft. Beim letzten Karneval in Port Kar hatte ihr Ubar, Lurius von Jad, mir einen Attentäter auf den Hals gehetzt. Ich hatte ihm den eigenen Dolch ins Herz gejagt.

»Trotzdem bist du mit einer cosischen Nachschubkolonne gereist und hast diese Deckung dazu benutzt, dich in schwierigen Zeiten nach Süden durchzuschlagen. Das war eine verwegene, einfallsreiche und mutige Tat. Ich respektiere solche Taten.«

Das bezweifelte ich nicht. Und ich wußte auch, mit wem ich hier sprach. Diesen Mann bewunderte ich schon seit Jahren. Ich hatte seine Feldzüge und seine Strategien studiert. Und doch hatte mich nichts auf die Macht der Persönlichkeit vorbereitet, die ich in diesem Raum spürte, einem einfachen, kargen Raum mit einem großen Fenster, der gerade eben eines kleinen Funktionärs innerhalb von Torcodinos Bürokratie würdig war. Es erschien unpassend, daß ich diesem Mann hier begegnete statt auf einem Staatsbankett, einer Strategiebesprechung oder einem blutbefleckten Schlachtfeld. Er schien die Macht förmlich auszustrahlen. Das ist nur schwer zu erklären, man muß es spüren. Vielleicht hätte ich es in einer anderen Situation gar nicht wahrgenommen. Ich weiß es nicht. Es hatte nichts damit zu tun, daß er seine Autorität hervorkehrte oder sich prahlerisch benahm, denn dies war nicht der Fall. Oberflächlich gesehen schien er kaum mehr als einen einfachen Soldaten darzustellen, höchstens einen bescheidenen, aufmerksamen, tüchtigen Offizier. Doch unter dieser Oberfläche spürte ich mehr. Vielleicht waren es unterbewußt aufgenommene Hinweise. Ich bezweifelte nicht, daß er sehr warmherzig, charmant und gastlich sein konnte, wenn er wollte. Vielleicht hatte er sogar seinen Spaß an Witzen, vielleicht machte

es Spaß, mit ihm zu trinken. Seine Männer würden für ihn sterben. Ich vermutete, daß er sehr einsam war. Und es bedeutete zweifellos den Tod, wenn man sich seinem Willen widersetzte.

»Ich vermute, du wolltest nach Ar.«

»Ich habe dort Geschäfte zu erledigen.«

»Kennst du das Voskdelta?«

»Ich habe es einmal durchreist.«

»Erzähl mir davon.«

»Es ist tückisch und hat keine Straßen. Es bedeckt über tausend Quadratpasang. Es ist verseucht mit Insekten, Schlangen und Tharlarion. Im Schilf schwimmen sogar Marschhaie herum. Es gibt wenig festen Grund. Die Gewässer sind gewöhnlich seicht und reichen einem großen Mann selten höher als bis zur Brust. Der Boden ist trügerisch. Es gibt viel Treibsand. Das Voskdelta trennt Port Kar vom Osten ab. Allein ein paar Schilfbauern finden sich dort zurecht. Aus praktischen Beweggründen hält man es für Verkehr und Handel verschlossen.«

»Den Eindruck hatte ich auch.«

»Warum fragst du?«

»Verstehst du etwas von militärischen Dingen?« wollte er wissen.

»Ein wenig.«

»Weißt du, wer ich bin?«

»Ich glaube schon.«

»Warum haben wir Torcodino eingenommen?«

»Um die Invasion aufzuhalten«, sagte ich. »Um Ar die Zeit zu verschaffen, die es braucht, um zu den Waffen zu greifen. Es ist ein mächtiger und entscheidender Schlag. Torcodino ist Cos' wichtigstes Depot für Vorräte und Belagerungsgerät. Das alles gehört jetzt dir. Mit diesen Vorräten kannst du Torcodino auf unbegrenzte Zeit halten. Cos fehlt jetzt die Ausrüstung, um dich zu vertreiben. Wegen des akuten Mangels an Nachschub wird Cos einige seiner Truppen aus der Gegend

zurückziehen müssen. Vermutlich wird man die Verbände teilen müssen, man wird sie in alle möglichen Gegenden entsenden, um neue Lebensmittel herbeizuschaffen. So hast du deinen Feind auseinandergerissen und verstreut. Ich vermute, daß die Ausbürgerung der Zivilbevölkerung Torcodinos nicht nur politischen Beweggründen entspringt, um öffentlich Sorge, Großzügigkeit und Gnade zu zeigen. Es hat auch nicht nur praktische Gründe, um Lebensmittel zu sparen und mögliche cosische Sympathisanten aus deinem Rücken zu entfernen. Nein, die Zivilisten werden die Nachschubprobleme des Feindes noch verstärken.«

»Sehr gut.«

»Cos wird es nicht wagen, die Flüchtlinge verhungern zu lassen, denn es sind Bürger einer Stadt, die auf seine Seite übergewechselt ist. Sollte Cos nicht für sie sorgen, wäre das eine dunkle Lektion für jede noch schwankende oder unentschlossene Stadt und jedes Dorf im Umkreis eines Dutzends Horizonte. Es würde Ar stärken.«

»Richtig«, stimmte er mir zu.

»Was ist mit Torcodinos Garnison geschehen?« fragte ich.

»Die meisten Soldaten wurden im Schlaf überrascht. Man hat ihre Waffen ergriffen. Widerstand war sinnlos. Wir haben sie entwaffnet aus der Stadt getrieben.«

»Also werden sie wie die Bürger die Schwierigkeiten der Invasoren noch verschlimmern.«

»Genau.«

»Hast du sie durch das Joch marschieren lassen?« Dieses ganz besondere Joch besteht aus drei Speeren: Zwei hält man senkrecht, der dritte wird waagrecht an ihnen festgebunden. Die Gefangenen marschieren dann in Zweierreihen hindurch. Sie können unter dem waagrechten Speer – der Waffe des Feindes – nicht aufrecht gehen, sondern sind gezwungen, den Kopf zu senken und den Rücken zu krümmen. Manche Krieger wählen

eher den Tod, bevor sie sich diesem Ritual unterwerfen. Manchmal verwendet man ein ähnliches Joch auch für die gefangenen Frauen einer Stadt, aber es ist viel niedriger, so daß sie meistens auf dem Bauch darunter herkriechen müssen. Allerdings besteht dieses Joch nicht aus Speeren, sondern aus Besenstielen, die aus der eroberten Stadt stammen, und von der Querstange baumeln Sklavenperlen.

»Nein«, sagte er, »es sind brave Jungs. Vielleicht werden einige von ihnen eines Tages in meiner Kompanie dienen.«

»Ich verstehe.«

Er wandte sich um und trat ans Fenster. Von hier aus sah man die Stadtmauer und eines der Aquädukte. Dann drehte er sich wieder zu mir um. »Du hast nicht versucht, mich zu töten.«

»Noch eine Probe?«

»Ja.«

»Das habe ich mir gedacht. Sonst hättest du einem unbekannten Fremden auch nicht den Rücken zugekehrt.«

Er lächelte. »Stimmt.«

»Ich habe es aber in Erwägung gezogen.«

»Es wäre schwierig gewesen, über den Tisch oder an eine der Waffen zu gelangen, ohne daß das Papier geraschelt hätte.«

»Und du hast mit einem möglichen Angriff gerechnet«, sagte ich. »Unter solchen Umständen fällt es schwer, sich an eine Person heranzuschleichen. Davon abgesehen hätte die Frau vermutlich einen Warnschrei ausgestoßen.«

»Hättest du mich gewarnt, Lady Cara?« fragte er.

»Ja!« stieß sie hervor.

»Trotz allem, was ich dir angetan habe?«

»Gerade weil du es mir angetan hast!« weinte sie.

»Ich würde für dich sterben!«

»Warum das?«

»Eine Sklavin schuldet alles ihrem Herrn, ihre Leidenschaft, ihr Selbst, ihr Leben, alles! Es gehört dir, Herr!«

Er wandte sich wieder an mich. »Ich konnte mir nicht vorstellen, daß du mich angreifen würdest. Du bist zu vernünftig veranlagt. Außerdem hättest du keinen ausreichenden Grund. Und dann vermutest du, obwohl du dir nicht sicher bist, daß wir gemeinsame Ziele verfolgen.«

»Es gibt noch andere Gründe«, sagte ich. »Selbst wenn mir ein Angriff gelänge, ich käme kaum lebendig aus dem Semnium heraus.«

»Da ist das Fenster«, sagte er. »Aber du hast vorher nicht nachsehen können, ob es einen Sims gibt. Es gibt keinen. Aber du sagtest etwas von Gründen.«

»Da wäre noch der Respekt, den ich für dich empfinde, der Respekt vor dem Soldaten, dem Befehlshaber.«

»Bei vielen Männern behindern die Gefühle das Zweckmäßige. Vielleicht auch bei dir?«

»Manchmal, vielleicht.«

»Das werde ich mir merken. Vielleicht ist es mir irgendwann einmal von Nutzen.«

»Dein Eindringen durch die Aquädukte war eine großartige Idee«, sagte ich. »Und dann auch noch beide zu benutzen, wobei eins davon praktisch als Versicherung diene.«

»Es ist eine offensichtliche Strategie. Ich habe bereits seit Jahren darüber nachgedacht, sie jedoch bis jetzt nicht gebraucht.«

»Sonst wäre diese Taktik in die Militärgeschichte eingegangen, Teil der Heldentaten geworden, die man mit deinem Namen verbindet. Alle Garnisonen derart gefährdeter Städte wären vorgewarnt und unternähmen Schritte, um es zu verhindern.«

»Natürlich«, sagte er.

»Du hast dir diese Strategie für eine Gelegenheit ausgespart, die es wert war.«

»Für Torcodino.«

»Richtig.«

»Die Cosianer haben mittlerweile die Aquädukte geschlossen!«

»In der Stadt gibt es keine Wasserknappheit«, sagte ich. »Du greifst auf die ursprünglichen Brunnen zurück, die aus der Zeit vor den Aquädukten stammen. Die Vertreibung der Zivilbevölkerung sorgt dafür, daß sie für deine Zwecke mehr als nur reichen.«

Er lächelte.

»Aber ich fürchte, du hast nicht alle Möglichkeiten bedacht.«

»Das kann man so gut wie nie tun.«

»Mich stören da gewisse Schwierigkeiten, die auf der Hand liegen.«

»Sprich.«

»Es gibt keine Straße, die von Torcodino fortführt. Es hat den Anschein, als hättest du dich hier selbst festgesetzt. Die Stadtmauern sind umzingelt. Dein Heer ist klein. Cos wird eine beträchtliche Streitmacht in der Gegend belassen, zumindest im Vergleich mit deiner Mannstärke. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es dir gelänge, dir den Weg freizukämpfen. Und ich glaube auch nicht, daß du genug Tarns hast, um deine Soldaten über den Luftweg zu evakuieren.«

»Bemerkenswerte Gedanken.«

»Offenbar hast du mit Ar genau abgesprochene Pläne geschmiedet.«

»Nein. Ich habe nichts mit Ar abgesprochen.«

»Du stehst nicht im Sold von Ar?« fragte ich erstaunt.
»Du hast alles auf eigene Initiative getan?«

»Ja«, antwortete er. »Die Macht von Ar und Cos muß ausgeglichen bleiben. Der Sieg einer der beiden Städte bedeutet das Ende der freien Söldnerheere.«

»Aber du rechnest doch sicher damit, daß Ar die Belagerung beendet.«

»Natürlich.«

»Und wenn das nicht der Fall sein sollte?«

»Das wäre sehr unerfreulich.«

»Du könntest mit den Cosianern verhandeln«, schlug ich vor. »Ich bin davon überzeugt, daß sie zu fast allen Bedingungen einlenken würden, daß sie dir und deinen Truppen Sicherheitsgarantien überließen, nur um Torcodino zurückzubekommen.«

»Glaubst du tatsächlich, daß sie uns nach allem, was wir hier getan haben, nach allen Schwierigkeiten, die wir ihnen bereitet haben, einfach auf Torcodino heraus-spazieren ließen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht«, sagte er mit einem Lächeln.

»Alles hängt also von Ar ab«, faßte ich zusammen. »Du hast für diese Stadt große Wagnisse auf dich genommen.«

»Für mich und die freien Söldner.«

»Ar hat scheinbar keine andere Wahl, als so zu reagieren, wie du erwartest.«

»So sieht es zumindest aus.«

»Und doch scheinst du dir Sorgen zu machen.«

»Das ist richtig. Komm mit.«

Wir traten durch eine Seitentür in einen Nebenraum. »Was hältst von diesem Vögelchen?« fragte er.

»Das ist schwer zu sagen.«

Er vergrub die Hand in ihrem Haar und riß ihren Kopf hoch. Sie schrie auf.

»Hübsch«, sagte ich. Sie trug Kragen und Brandmal. Als er ihr den Kopf zurückzog, wurde ihr Rücken gegen den kurzen Holzstab gedrückt, an den ihre angewinkelten Ellbogen gefesselt waren. Der Stab war an einem senkrechten Pfahl befestigt, das Ganze bildete ein ›T‹. Der Pfahl wiederum steckte in einer halben Meter hohen Plattform, auf der sie kniete. Die Fußgelenke waren zusammengefesselt, die Ketten um den Pfahl geschlungen. Handschellen und eine Kette, die um ihren Leib führte, vollendeten die Fesselung, die

ihre Arme unverrückbar an Ort und Stelle hielten. »Sie könnte die Frau eines Hauptmanns sein.«

»Sie ist sogar noch mehr«, bemerkte er. »Sie war die Frau eines Generals.«

Die Gefangene wimmerte. Ihre Augen waren fast glasig vor Angst. Er ließ sie los. Ihr Kopf sackte nach unten, das lange schwarze Haar verhüllte ihren Körper.

Ich sah sie mir in Ruhe an. Sie trug weder schmückende Juwelen noch Sklavenseide. Es waren keine Kosmetika zu sehen, die einen anstachelten, sie ihr von den Lippen zu lecken und zu küssen. Es war kein Parfüm zu riechen, sondern nur Schweiß und Furcht. Sie war geschlagen worden, eine seltene Erfahrung für eine hochrangige Sklavin. Falls sie einst einen juwelenbesetzten goldenen Kragen getragen hatte, war er nicht länger vorhanden. Jetzt trug sie einen einfachen Eisenkragen, der mit einem Hammerschlag verschlossen worden war, einen Kragen, wie ihn jede Frau tragen konnte, die ein beliebiger Soldat aus einer brennenden Stadt mitgenommen hatte.

»Wie ist dein Namen, Liebes?« fragte er.

»Ich habe keinen Namen!« sagte sie schnell.

»Und wie war dein Name?«

»Lucilina.«

Er sah mich an. »Kennst du den Namen des Befehlshabers der cosischen Streitmacht im Süden?«

»Myron, Polemarkos aus Temos, Vetter des Lurios von Jad, des Ubars von Cos.«

»Und wie lautete der Name seiner Lieblingssklavin?«

»Lucilina, nehme ich an.«

»Sie war so habgierig, wie sie schön ist«, sagte er. »Sie hatte große Freiheiten im cosischen Lager, sie hatte sogar ihr eigenes Quartier, in dem Polemarkos sie besuchen konnte. In diesem Quartier gebot sie über eine Macht, die einer Ubara gleichkam, inmitten ihrer Kissen und Seide, umgeben von Schmuckkästchen, bedient von Sklavinnen, die ihr überlassen worden waren

und über die sie grausam herrschte. Der Gunst ihres mächtigen und adligen Herrn sicher, geschätzt und verwöhnt, sammelte sie Macht, obwohl sie nur eine Sklavin war.«

Das Gehörte machte mich wütend. Eine Sklavin hatte keine Macht zu haben. Im Gegenteil.

»Ihr Einfluß auf Polemarkos wurde weithin bekannt. Sie besaß sein Ohr. Ein Wort reichte, und sie konnte eine Laufbahn fördern oder beenden. In ihren Zelten empfing sie Besucher und Bittsteller. Dutzende, die ihre Machtfülle erkannten, kamen bald und buhlten um ihre Gunst. Es gab Geschenke. Ihre Schmuckschattullen quollen über vor kostbaren Juwelen. Man brachte ihr Ringe, die einen Ubar aus der Gefangenschaft ausgelöst hätten. Ihre Kosmetikschattullen schmückten Parfüme, um die sie jede Ubara beneidet hätte.«

»Man hätte ihr besser eine Peitsche und Ketten gebracht.«

»Eines Tages kam ein Bittsteller, der ein Geschenk versprach, einen angeblich nur in Legenden existierenden Wein, den seltenen Falarian, einen Wein, der nur in Kennerkreisen bekannt ist, der so selten und kostbar ist, daß man mit ihm eine ganze Stadt kaufen könnte. Sie mußte den Wein natürlich kosten. Obwohl sie nur eine Sklavin war, wollte sie davon trinken.«

»Hochmütige Sklavin!« stieß ich hervor. Lucilina senkte zitternd den Kopf noch tiefer. Keine Sklavin trinkt Wein ohne die Erlaubnis des Herrn. Und selbst wenn sie es auf seinen Befehl hin tut, dann nur in seiner Anwesenheit und auf den Knien.

»Der Wein war natürlich zu kostbar, als daß ihn der Bittsteller mit sich führte«, fuhr er mit der Erzählung fort. »Er befand sich in seinem Zelt. Sie ruft ihre Sänfte, eine verdeckte Palankin, mitsamt den Sklaven und läßt sich dorthin tragen. Auf diese Weise kann sie alles vor ihren Dienern geheimhalten. Die Sklaven tragen sie oft

in der verschlossenen Palankin im cosischen Lager umher. Das ruft nur noch wenig Aufmerksamkeit hervor. Im Zelt des Fremden kostet sie den Wein, verlangt sogar, daß er ihn ihr eingießt. Sie trinkt. Dann sieht sie den Fremden voller Überraschung an. Kann dieser Wein, der wie billiger Ka-la-na schmeckt, der seltene Falarian sein? Einen Augenblick später ist sie besinnungslos. Mit den Sänfenträgern ist natürlich vorher ein Abkommen getroffen worden. Sie erhalten ihre Freiheit. Das hätte auch anders gelöst werden können, aber so ist es besser. Die Männer waren bekannt. Hätten wir sie ausgetauscht, hätten wir nur das Wagnis erhöht. Zurückgelassen, wären sie vermutlich getötet worden, und zwar von den Cosianern, meiner Meinung nach eine unnötige und dumme Verschwendung guter Männer. Ich habe jetzt vier dankbare, treue Burschen mehr in meinen Rängen, von denen jeder freudig für mich stürbe.«

»Natürlich.«

»Man bringt die Sänfte ins Zelt. In der Zwischenzeit wird die Gefangene ausgezogen. Man legt sie bewußtlos in die Sänfte – gefesselt. Wenn sie erwacht, wird sie entdecken, daß sie kaum ein Glied rühren kann. Sie bekommt einen Knebel. Zum Abschluß werden die Vorhänge der Sänfte geschlossen. Jetzt kann sie transportiert werden.«

»Sie hat natürlich ein Betäubungsmittel getrunken.«

»Aber kein schweres«, sagte er. »Sie wird nur ein paar Ehn lang bewußtlos bleiben, nur wenig länger, als es dauert, sie auszuziehen, zu fesseln und zu knebeln. Wir wollen, daß sie hilflos dort liegt, in vollem Bewußtsein, was mit ihr geschieht.«

»Ausgezeichnet.«

»Mein Mann hat einmal nach ihr gesehen. Ihre Augen hatten einen wilden Ausdruck, sie kämpfte gegen den Knebel an. Mein Mann hat danach die Vorhänge wieder geschlossen.«

»Es ist ein einmaliges Bravourstück, Polemarkos von Temos Lieblingssklavin zu stehlen.«

»Wärst du nicht so habgierig und hochmütig gewesen, hätten wir nicht so leicht Erfolg gehabt, nicht wahr, meine Liebe?« fragte er an die Frau gewandt.

»Nein, Herr.«

»Aber heute bist du nicht mehr so hochmütig und habgierig, nicht wahr, meine Liebe?«

»Nein, Herr!«

»Wir brachten sie nach Torcodino. Wie du dich vielleicht erinnerst, hatte sie, obwohl sie eine Sklavin war, meinem Mann befohlen, ihr Wein einzuschenken.«

»Das habe ich nicht vergessen.«

»Natürlich durfte er sie als erster auspeitschen.«

»Ausgezeichnet.«

»Nach weiteren Bestrafungen war sie dann zum Verhör bereit.«

»Zum Verhör?«

»Aber selbstverständlich. Glaubst du etwa, ich hätte an dieser Schlampe ein persönliches Interesse?«

»Ich könnte verstehen, daß es einigen Männern so geht.«

»Sie ist eitel und oberflächlich«, sagte er. »Nicht wahr, meine Liebe?«

»Ja, Herr.«

»Ich dachte, du hättest sie stehlen lassen, um Myron den Polemarkos zu beleidigen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Für ein solch unnötiges und willkürliches Unternehmen setze ich nicht das Leben meiner Männer aufs Spiel. Mein Augenmerk gilt der schnellen Verwirklichung bestimmter Ziele. Ich gönne mir nur selten solch flüchtige Eitelkeiten, es sei denn, sie unterstützen jene Ziele oder schaffen zumindest keine neuen Hindernisse. Solch eine Beleidigung, sosehr sie im Augenblick auch verletzen mag, würde keinen Feind sosehr mit Rachedurst erfüllen, daß er einen Fehler begeht. In dieser besonderen Situation

würde diese Tat höchstens jeden Handel mit dem Polemarkos zusätzlich erschweren; dabei muß ich ihm bald glaubhaft vormachen, daß mir an ernsthaften Verhandlungen gelegen ist.«

»Und so wirst du dir Zeit erkaufen können.«

Er nickte. »Außerdem habe ich persönlich nichts gegen den Polemarkos. Er ist ein kluger, wenn auch schwacher Befehlshaber.«

»Trotzdem, wenn du mit dem Raub dem Polemarkos keine Beleidigung zufügen wolltest, warum hast du ausgerechnet sie stehlen lassen, wenn es dir nur um Informationen ging? Sie ist doch nur eine Sklavin.«

»Jetzt ist sie bloß eine Sklavin, aber zuvor war sie die Vertraute des Polemarkos. Mit ihrer Schönheit und ihrer Tücke hat sie sich beim ihm eingeschmeichelt, und es gab nur wenige Staatsgeheimnisse, die sie nicht auf die eine oder andere Weise in Erfahrung brachte. Sie war sogar bei einigen Strategiebesprechungen anwesend, verborgen hinter einem Schicklichkeitsschirm. Wie du dir sicherlich vorstellen kannst, fühlten sich einige der Offiziere dadurch sehr unwohl. In gewisser Weise lag es sogar an ihren verächtlichen Bemerkungen, die einigen Spionen zu Ohren gekommen waren, daß ich überhaupt erst auf sie aufmerksam wurde und ihre Bedeutung erkannte.« Er hielt inne. »Bist du jetzt noch wichtig, meine Liebe?«

»Nein, Herr!«

»Was bist du jetzt?«

»Eine Sklavin, nur eine Sklavin.«

»Wie lautete dein Name?«

»Lucilina!« keuchte sie.

»Luchita gefällt mir besser.«

»Ja, Herr, ich heiße Luchita.«

Er wandte sich ab und verließ den Raum. Ich schloß mich ihm an, warf jedoch noch einen Blick zurück über die Schulter. Die Sklavin Luchita sah ihm voller Ehrfurcht nach. Sie war wirklich hübsch.

»Was hast du von ihr erfahren?« fragte ich, nachdem die Tür wieder geschlossen war.

»Du darfst knien, Lady Cara!« befahl er.

Die Frau aus Venna erhob sich mit klirrenden Ketten vom Boden und nahm die Haltung einer Vergnügungssklavin ein, auf den Fersen hockend, den Rücken gerade, die Hände auf den Oberschenkeln, die Beine gespreizt.

»Wir haben eigentlich recht viel erfahren«, sagte er, »obwohl uns das meiste bereits aus anderen Quellen bekannt war oder wir es vermutet hatten. Zwei Dinge jedoch waren eine Überraschung.«

»Darf ich es erfahren?«

»Natürlich. Sonst hätte ich dich nicht kommen lassen. Allein aus diesem Grund bist du hier.«

Ich sah ihn aufmerksam an.

»Die Hauptstreitmacht von Cos befindet sich zur Zeit in der Nähe von Torcodino und belagert es.«

»Das ist doch sicher allgemein bekannt«, warf ich ein.

»Das sollte man annehmen. Aber wir haben von unserer kleinen Informantin nebenan zwei Dinge in Erfahrung gebracht – leider erst heute morgen –, die mich verblüffen und stören. Erstens bewegen sich mehrere cosische Regimenter von Brundisium aus ostwärts, und zwar parallel zum Vosk.«

»Auf Ar-Station zu?« dachte ich laut. Das war Ars Bollwerk am Südufer des Vosk, östlich von Jorts Fähre und westlich von Waldhafen, beides Städte am gegenüberliegenden Ufer.

»Das ist möglich.«

»Es muß ein Ablenkungsmanöver sein.«

»Ar-Station könnte bei einem Angriff von einer kleinen Streitmacht befreit werden«, sagte er, »und ein Marsch zur Küste würde die Cosianer von ihrer Basis in Brundisium abschneiden.«

»Das ist richtig.«

»Warum bereitet sich Ar dann darauf vor – und das

ist die zweite interessante Information, sollte sie stimmen –, den größten Teil seines Heers nach Norden marschieren zu lassen, und zwar auf Ar-Station zu?«

»Das wäre verrückt.«

»Das haben cosische Spione aus Ar dem Polemarkos übermittelt.«

»Sie müssen sich irren.«

»Vielleicht«, meinte er nachdenklich.

»Die Hauptstreitmacht von Cos befindet sich hier in der Nähe von Torcodino«, erklärte ich. »Wenn Ar sein Heer nach Norden schickt, wäre der Weg nach Ar frei, von den Belagerungsgräben Torcodinos bis zu den Toren der Stadt. Das Land zwischen hier und Ar wäre ohne jede Verteidigung, von der Stadt selbst ganz zu schweigen.«

»Dafür gibt es nur eine vernünftige Erklärung. Der Hohe Rat von Ar weiß nicht, daß das Heer von Cos hier lagert.«

»Das kann ich kaum glauben.«

»Hast du eine andere Erklärung?« fragte er.

»Die Spione des Polemarkos haben sich einfach geirrt.«

»Vielleicht.«

»Es gibt natürlich noch eine andere Möglichkeit«, sagte ich. »Verrat in Ar.«

»Ein Verrat dieser Größenordnung?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Sicherlich hast du diesen Gedanken doch auch schon erwogen.«

»Ja, das habe ich in der Tat.«

»Warum hast du mich nach dem Voskdelta gefragt?«

»Weil ich den Marsch auf Ar-Station für ein Ablenkungsmanöver halte«, antwortete er. »Und weil die Cosianer ohne große Mühe von Brundisium abgeschnitten werden könnten.«

»Glaubst du, sie ziehen sich ins Flußdelta zurück?«

»Ich täte es«, sagte er.

Ich nickte. Er hatte recht. Ich hätte es auch getan.

»Und die Hauptstreitmacht Ars marschiert möglicherweise auf Ar-Station zu«, fuhr er finster fort.

Mich überlief eine Gänsehaut.

»Aber man wird sie nicht ins Delta locken können!« sagte ich. »Kein geistig gesunder Befehlshaber gäbe den Befehl, das ganze Heer ins Delta zu schicken. Zumindest nicht ohne vorher Führer und Transportmittel zu besorgen, sich um die Sicherstellung des Nachschubs zu kümmern, mit den Einwohnern der Gegend ein Abkommen zu schließen und dergleichen mehr.«

»An einem solchen Ort könnte ein ganzes Heer spurlos verschwinden.«

»Ar wird niemals in voller Heeresstärke nach Norden marschieren«, sagte ich. »Nicht, solange sich Cos vor Torcodino verschanzt.«

»Warum hat Ar bis jetzt noch nichts unternommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Ich kann Cos hier den ganzen Winter festhalten«, sagte er. »Aber das ist vermutlich auch schon alles.«

»Was soll ich tun?«

»Gniewus Lelius, Hoher Berater und Erster Minister von Ar, ist in Abwesenheit von Marlenus der Regent. Ich habe hier einen Brief, den er erhalten soll. Er beschreibt die Stellungen der Cosianer und die Situation in Torcodino. Ich habe auch einen Brief für Seremides, den Hohen General von Ar. Sie fragen das Siegel des Silbertarns. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es dir damit schwerfallen dürfte, eine Audienz zu bekommen.« Ich hatte einmal einen Seremides in Ar gekannt. Doch es war ein häufiger Name.

»Ich verstehe.«

»Den Briefen lege ich natürlich Passierscheine bei«, versprach er.

»Wie sollen wir durch die cosischen Linien kommen?« fragte ich. »Solche Papiere haben in Ar bestimmt ihr Gewicht, aber die Cosianer werden sie kaum beeindrucken.«

»Du und deine Begleiter werden mit anderen Zivilisten aus der Stadt gebracht, etwa tausend Personen, die man bis morgen festhält. Ich kann mir nicht vorstellen, daß du besondere Aufmerksamkeit auf dich ziehst. Cos unterstützt die Weiterreise dieser Flüchtlinge, da es wenig Lust verspürt, sich um sie zu kümmern.«

»Ich verstehe.«

»Wolltest du nicht sowieso nach Ar?« fragte er.

»Das schon«, mußte ich ihm recht geben.

»Du wirst für deine Mühen natürlich bezahlt werden.« Er warf einen prall gefüllten Geldbeutel auf den Tisch. Ich sah ihn an.

»Das ist hauptsächlich Silber«, sagte er. »Und ein paar Kupfermünzen. Gold würde nur Verdacht erregen.«

»Ich nehme an, ich bin nicht der erste, den du mit dieser Mission beauftragst.«

»Nein«, sagte er. »Du bist der fünfte. Ich habe sie schon von Tarnburg aus mit Briefen und Warnungen ausgesandt, und kürzlich von den Ufern des Issus aus.«

»Dann müssen deine Botschaften doch angekommen sein.«

»Anscheinend nicht. Zumindest habe ich bis jetzt noch keine Antwort erhalten.«

»Es könnte gefährlich werden«, gab ich zu bedenken.

»Das ist schon möglich. Ich an deiner Stelle würde mich vorsehen.«

»Und was ist, wenn ich es nicht tun möchte?«

»Niemand zwingt dich«, sagte er. »Ich würde dir Passierscheine ausstellen, die dich und deine Begleiter sicher durch meine Linien bringen.«

»Das ist sehr großzügig«, bemerkte ich. »Aber ich werde es tun.«

»Das habe ich gewußt.«

»Hast du mich darum nicht unter Druck gesetzt?«

»Natürlich. Du teilst meine Ansichten, was diese Überlegungen angeht.«

»Wünschst du, daß ich einen Eid ablege?«

»Das ist nicht nötig. Solltest du Erfolg haben, werde ich dir natürlich sehr dankbar sein.«

»Natürlich.«

»Ich habe den Ruf, gnadenlos zu meinen Feinden zu sein, zumindest wenn es meinen Zwecken dient«, sagte er. »Aber ich habe auch den Ruf, meinen Freunden gegenüber sehr großzügig zu sein.«

»Davon habe ich gehört.«

»Ich brächte meine Dankbarkeit zum Ausdruck. Vielleicht einen Beutel Gold oder hundert erstklassige cosische Frauen?«

»Nein, ich übernehme diesen Dienst aus freien Stücken und verfolge meine eigenen Ziele.«

»Krieger!« sagte er.

»Krieger!« erwiderte ich und salutierte.

Ich warf einen Blick auf die Papiere, die auf dem Tisch lagen.

»Verbring die Nacht im Semnium!« schlug er vor.

»Warum?«

»Es ist sicherer.«

»Was ist mit meinen Waffen und Habseligkeiten und mit den Dingen meiner Begleiter?«

»Gib dem Offizier draußen eure Quittungen. Morgen früh bringt man euch eure Habseligkeiten.«

»Warum ist es sicherer, im Semnium zu schlafen?« wollte ich wissen.

»Wer weiß schon, wem man vertrauen kann?«

Er setzte sich an den Tisch und begann damit, mehrere Dokumente zu unterschreiben. Die Unterschrift war energisch.

»Soll ich auf die Briefe warten?«

»Nein, Kapitän.«

»Kapitän?«

»Bestimmt hast du bei irgendeiner Gelegenheit in diesem oder einem entsprechenden Rang gedient.«

»Woher weißt du das?«

»Deine Haltung ist die eines Kapitäns.«

Es gab natürlich keinen Grund, die Briefe vor meiner Abreise zu erhalten. Ich spürte jedoch mehr als je zuvor, daß er sie in Sicherheit wissen wollte und wie wichtig sie waren. Während der Nacht konnten sich Zwischenfälle ereignen, die klugerweise einen nachträglichen Einschub rechtfertigten.

»Ich mußte die Erfahrung machen, daß man ein vor-schnell getroffenes Urteil im Licht späterer Betrachtung manchmal bereut.«

»Hauptmann?«

»Denk heute nacht sorgfältig darüber nach, ob du diese Briefe tatsächlich überbringen willst.«

»Ich habe meine Zustimmung bereits gegeben«, erwiderte ich. Meine Handflächen sowie mein Rücken waren plötzlich schweißfeucht. Offensichtlich war diese Botentätigkeit viel gefährlicher, als ich bis jetzt angenommen hatte.

»Ich erwarte deine Entscheidung morgen früh.«

»Und sollte ich es mir bis dahin anders überlegt haben?«

»Du kannst die Münzen behalten«, sagte er. »Außerdem bekommt ihr eure Passierscheine.«

»Du bist ungewöhnlich großzügig.«

»Eigentlich nicht. Was kosten schon ein paar Blatt Papier und etwas Tinte?«

»Das Geld.«

»Eine Spende aus der Kasse Torcodinos.«

»Falls ich den Auftrag ablehne, werde ich sie dir zurückgeben.«

Er lächelte. »Wie du willst.«

Ich nahm den Geldbeutel an mich.

Das Geld reichte aus, um mich und die anderen, sollten sie mich begleiten wollen, nach Ar zu bringen.

Er schob die unterschriebenen Papiere zusammen und stand auf. »Du darfst gehen.«

»Noch eine Frage. Kürzlich wurde nördlich von Tor-

codino aus der Straße des Genesian ein Teil des cosischen Nachschubzuges angegriffen und ein Massaker verübt. Waren deine Männer dafür verantwortlich?«

»Nein.«

»Weißt du, wer es war?«

»Nein.«

»Aber es waren Söldner.«

»Zweifellos.«

Ich drehte mich um und ging. Als ich die Tür öffnete, hörte ich, wie Ketten klirrten. Ich drehte mich noch einmal um. Lady Cara drückte sich eng an ihn und sah ihm in die Augen. Dann warf er sie bäuchlings auf den Tisch, auf die Staatspapiere. Ich verließ den Raum.

Ich drehte mich unter der Decke um, die mir ein Soldat gegeben hatte. Ich lag auf den Marmorfliessen in der Vorhalle des Semniums. Es hielten sich etwa zweihundert Leute hier auf, viele von ihnen Zivilisten.

Sorgen quälten mich. Ich wollte nach Ar, hatte dort aber eigene Dinge zu erledigen. Ich war nicht der Meinung, das Geld eines Söldners zu benötigen, um dorthin zu gelangen. Als Unbekannter sollte ich keine großen Schwierigkeiten haben, die Tore zu passieren. Vermutlich würde man keinen Passierschein brauchen, um Ar betreten zu können. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, die mir solche Dokumente bei cosischen Posten einbringen konnten. Sicher wären sie hilfreich, um zum Ersten Minister oder zum General vorgelassen zu werden, aber die mit dem Silbertarn versiegelten Briefe würden ebenfalls reichen. Und sollte ich mich dagegen entscheiden, die Briefe abzuliefern, wer sollte je das Gegenteil beweisen? Aus irgendwelchen Gründen waren bis jetzt alle mit dieser Mission betrauten Männer gescheitert. Zumindest schien der Hauptmann noch keine Antwort erhalten zu haben.

In der Nähe schliefen Hurtha und Boabissia. Mincon, allem Anschein nach ein geschätzter Agent des Hauptmanns, hatte entweder ein eigenes Quartier oder war anderswo beschäftigt. Tula hatte er mit genommen. Feiqa saß an der Wand, an ein paar andere Sklavinnen angekettet. Man wollte Sklaven und freie Frauen auseinanderhalten. Ich bezweifelte nicht, daß sich Hurtha mir erfreut anschlösse, falls ich ihn fragte. Vermutlich käme er auch ungefragt mit, mit seinem unerschütterlichen Optimismus, der sich nicht um die vor ihm liegenden Schwierigkeiten scherte. Er hatte sich bereits

mehr als einmal beschwert, daß seine Axt Rost ansetzte. So drückten die Alar wohl aus, daß ihre Waffen in letzter Zeit nicht benutzt worden sind. Sollte Hurtha mich begleiten, erschien es jedoch angebracht, Boabissia zurückzulassen. Doch dann würde sie sich bald in einem Kragen wiederfinden. Hübsch genug war sie. Ich konnte natürlich versuchen, mich ohne die beiden aus der Stadt zu schleichen. So brachte ich sie nicht in Gefahr, was wiederum sehr rücksichtsvoll von mir gewesen wäre. Aber dann versäumte ich Hurthas neue Gedichte. Das ließe sich dann natürlich nicht vermeiden. Sollte ich die Briefe überbringen? Oder mit Hurtha und Boabissia sprechen? Oder doch allein aus der Stadt verschwinden? Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Das Einschlafen fiel mir schwer.

Mincon rüttelte mich wach. »Zeit zum Aufstehen«, sagte er.

Ich setzte mich auf. Mincon reichte mir einen Stapel Briefe. »Hier. Es sind alle da.«

»Woher weißt du, daß ich sie nehme?«

»Willst du nicht?«

»Doch«, erwiderte ich und schob sie in mein Gewand.

»Ich habe deine Waffen und anderen Sachen herbringen lassen. Wo hast du die Quittung für Feiqa?«

»In meinem Geldbeutel. Ist es nicht noch ziemlich früh?«

»Nein, mein Freund«, sagte er. »Sogar Hurtha ist schon aufgestanden.«

»So spät ist es schon?« staunte ich. Es war allseits bekannt, daß Hurtha oft bis weit nach Tagesanbruch schlief. Zugegeben, gelegentlich gönnte ich mir ähnliche Ausschweifungen, vor allem nach einem angenehmen Abend mit Getränken und Sklavinnen.

»Ja«, sagte Mincon. »Er und Boabissia warten draußen auf dich.«

»Ich muß mit ihnen sprechen«, sagte ich. »Sie müssen

über die Gefahren aufgeklärt werden, denen wir möglicherweise gegenüberstehen.«

»Ich habe bereits mit ihnen gesprochen«, sagte Mincon. »Boabissia ist entschlossen, nach Ar zu reisen. Anscheinend will sie dort die Antwort auf ein Geheimnis aus ihrer Vergangenheit suchen. Und Hurtha läßt sich natürlich nicht abschrecken.«

»Wie könnte es auch anders sein!«

»Er sucht das Abenteuer.«

»Großartig.«

»Er mag dich«, sagte Mincon.

Ich sah ihn ungläubig an.

»Ja, er ist froh, jemanden gefunden zu haben, der sich begeistert seine Werke anhört.«

»Begeistert?« fragte ich.

»Er hat heute morgen bereits ein neues Gedicht verfaßt. Er hält es für ein humoristisches Werk. Es sind fröhliche Spottverse auf Leute, die gern lange schlafen.«

»Hurtha hat ein solches Gedicht verfaßt?«

»Ja«, versicherte mir Mincon. »Doch vom Abenteuer abgesehen glaube ich, daß er überzeugt ist, im Auftrag der Alar zu reisen.«

»Wieso denn das?«

»Er hat vor, die Gebiete von Ar auszukundschaften, um in Erfahrung zu bringen, ob sie es wert sind, von den Alar erobert zu werden.«

»Ich glaube, er weiß nicht so richtig, worauf er sich da einläßt.«

»Da hast du recht.«

»Ich hole Feiq.«

»Deine Besitztümer liegen dort drüben.«

Ein paar Augenblicke später schritt ich die Treppe des Semniums hinunter. Feiq folgte mir, das Gepäck auf dem Rücken.

»Tal, Rarius!« rief Mincon herzlich.

»Tal, Rarius!« erwiderte ich.

Boabissia begrüßte mich. In ihrem langen Kleid und mit ihrem Lächeln erschien sie mir an diesem Morgen ausgesprochen hübsch. Ich hätte schwören können, daß sie es etwas anders trug. Offenbar hatte sie es fester geschnürt, denn die Vorzüge ihrer Figur zeichneten sich deutlicher als zuvor ab. Vielleicht würde ich mit ihr darüber sprechen. Vermutlich wußte sie nicht, was dies bei Männern bewirkte, vor allem bei starken Männern. Mir fiel auf, daß sie die gelbe Metallscheibe offen um den Hals trug.

»Ich wünsche euch alles Gute«, sagte Mincon.

Wir verabschiedeten uns von ihm.

»Selbst dir, hübsche, kleine, versklavte Feiqa.«

»Vielen Dank, Herr«, erwiderte sie. »Ich wünsche dir auch alles Gute.«

Mincon winkte einen Wächter heran. Dann sprach er zu ihm, als wären wir ihm unbekannte Fremde, die gerade das Semnium verlassen hatten. »Bring diese Zivilisten zu den anderen«, befahl er. »Und dann sorg dafür, daß sie die Stadt verlassen.«

»Bewegt euch«, sagte der Soldat, trat hinter uns und stieß uns mit dem Speerende. »Da hinüber. Zu den anderen.«

»Keinen Widerstand«, sagte ich zu Hurtha.

»In Ordnung«, erwiderte er friedlich.

Und so marschierte unsere kleine Gruppe über die Straße des Adminius auf das große Stadttor von Torcodino zu. Bald waren wir Teil einer Menge von etwa zwei- bis dreihundert Personen und hielten uns ungefähr im hinteren Drittel auf. Das schien mir eine gute Plazierung zu sein. Es war möglich, daß die Soldaten, die den Auftrag hatten, die Zivilisten zu durchsuchen, bei dem großen Andrang ihre Pflichten vielleicht etwas nachlässiger verrichteten, sobald wir endlich an der Reihe wären. Andererseits waren wir nicht so weit hinten, daß wir befürchten mußten, einem letzten Anfall von Dienstfeier zum Opfer zu fallen. Wir hatten die

Gehängten schnell hinter uns gelassen. Das tat mir nicht besonders leid.

Wir gingen langsam die Straße entlang, auf das Tor zu.

»Bist du sicher, daß du nach Ar willst?« fragte ich Boabissia. »Es könnte gefährlich sein.«

Sie berührte die Kupferscheibe. »Ja«, antwortete sie. »Ich will erfahren, wer ich eigentlich bin.«

»Und wer bist du deiner Meinung nach?«

»Ich weiß es nicht. Aber man hat mich in den Überresten einer großen Karawane gefunden. Vielleicht war es ja die Karawane meines Vaters. Und selbst wenn es nicht so war, muß man einen Platz in einer solchen Karawane doch kaufen, und das läßt auf Reichtum schließen.«

»Das ist wahr«, erwiderte ich.

»Es ist doch eher unwahrscheinlich, daß ein einfacher Diener ein Kleinkind mit sich führte. Darum glaube ich, daß ich aus einer reichen Familie stamme.«

»Das klingt recht einleuchtend«, sagte ich. Es schien sogar ziemlich wahrscheinlich. Trotzdem verspürte ich ein gewisses Unbehagen. Aus einem unerfindlichen Grund kam mir der Buchstabe ›Tau‹ auf dem Anhänger irgendwie bekannt vor. Ich fragte mich, wo ich diese ganz bestimmte Schreibweise des ›Tau‹ schon einmal gesehen hatte. »Warum steht eine Nummer auf der Scheibe?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht. Es muß eine Art Identifizierung sein, vielleicht gehört sie zu einer Passagier- oder Adressenliste.«

»Es könnte auch eine Wagennummer sein, wenn es eine große Karawane war oder, was wahrscheinlicher ist, die Nummer eines Kaufmanns oder einer Handelsgesellschaft, die über viele Wagen verfügt.«

»Daran habe ich noch nie gedacht«, gestand sie. »Vielleicht hast du recht. So wüßte man im Zweifelsfall, wem das Kind gehört. Das muß es sein.«

»Vielleicht.«

Hurtha räusperte sich.

»Willst du jetzt endlich mein neuestes Gedicht hören, das sich auf humorvolle Weise über die Faulpelze lustig macht, die gelegentlich verschlafen?«

»Aber natürlich«, sagte ich ergeben.

»Es ist ein lustiges Gedicht«, verkündete Hurtha.

»Davon bin ich überzeugt.«

»Erwacht, abscheuliche Faulpelze«, fing Hurtha salbungsvoll an. »Das ist ein starker Anfang, nicht wahr?«

»Unvergeßlich«, erwiderte ich.

»Erwacht, schlimme Schurken!« setzte er erneut an.

»Hast du die erste Zeile etwa schon umgedichtet?«

»Natürlich nicht. An vollendeten Versen bastelt man nicht herum. Das ist die zweite Zeile.«

»Bist du sicher, daß es ein lustiges Gedicht ist?«

»Aber sicher«, kicherte Hurtha.

»Ich wußte gar nicht, daß du humoristische Gedichte verfaßt.«

»Ich bin vielseitig«, erinnerte Hurtha mich. »Du hast wohl gedacht, ich verbrächte meine Zeit nur mit tragischen Oden.«

»Ehrlich gesagt habe ich nicht weiter darüber nachgedacht«, gab ich zu.

»Ich besitze eine komische Seite, die allerdings nur jenen bekannt ist, die mich besser kennen. Meiner Meinung nach ist es der künstlerischen Weiterentwicklung nicht zuträglich, wenn man stets nur die Verzweiflung zum Thema macht.«

»Da könntest du recht haben.«

»Das kannst du mir schon glauben. Ein bißchen Verzweiflung hängt einem immer nach.«

»Keine Frage.«

»Ich werde von vorn beginnen.« Er holte tief Luft. »Hoch mit dir, du fauler, stinkender, trödelnder Sleen!«

»Wolltest du nicht von vorn anfangen?« fragte ich.

»Diesmal fange ich mit der dritten Zeile an.« Er

wandte sich an den Mann, der neben ihm ging, einen unschuldigen Burschen mit einem Bündel auf dem Rücken. »Dieses Gedicht ist meinem Freund Tarl hier gewidmet. Er hat mich dazu inspiriert.«

»Ich verstehe«, sagte der Mann und sah mich mit gerunzelter Stirn an. Dann rückte er ein Stück von uns ab.

»Auf, auf, sage ich, faule Tarsks, widerwärtige, schläfrige, schleimige Urts!« rief Hurtha.

Ein paar Leute warfen mir vieldeutige Blicke zu. Ich beschleunigte den Schritt und starrte stur geradeaus.

»Es ist Mittag!« rief Hurtha. Dann blieb er stehen und lachte so schallend, daß ihm Tränen die Wangen hinunterliefen.

»Was ist?«

Ein paar Flüchtlinge gingen an uns vorbei.

»Ich habe dir doch gesagt, daß es lustig ist«, sagte Hurtha und krümmte sich vor Lachen.

»Tatsächlich?«

Er verstummte jäh. »Das ist dir doch nicht etwa zu schwer verständlich?«

»Ich bin kein Alar!« gab ich zu bedenken.

Boabissia lachte hell auf, obwohl ich aus ihrer Stimme Unbehagen heraushören konnte.

»Verstehst du nicht?« fragte Hurtha. »Ich habe nicht gesagt, es war Morgen. Ich habe gesagt, es war Mittag.«

»Und?«

»Du rechnest natürlich damit, daß ich Morgen sage, aber in Wahrheit ist es schon Mittag!«

»O ja, natürlich. Sehr geistreich.« Ich glaubte begriffen zu haben, was er sagen wollte. Viele Goreaner stehen sehr zeitig auf. Vielleicht half einem diese Tatsache beim Verständnis des Gedichts. Boabissia gab ein Geräusch von sich. Es hörte sich wie der verzweifelte, mißlungene Versuch eines Lachens an. Sie wollte wohl nur die Behauptung unterstützen, eine Alar zu sein. Feiqa, die diese Last nicht trug, sah entsetzt aus.

»Da vorn ist das Tor!« sagte ich erleichtert.

Einige der passierenden Flüchtlinge wurden ausgesprochen gründlich durchsucht. Die Frauen mußten sich ausziehen – vermutlich, weil die Soldaten Lust hatten, sie so zu sehen – und wurden zu ihrem Entsetzen mit goreanischer Gründlichkeit durchsucht. Man fand Münzen und Ringe. Nach einer solchen Leibesvisitation taugt eine Frau eigentlich nur noch zur Sklavin, aber man drückte ihnen die Kleidung in die Hand und stieß sie durchs Tor. Boabissia ersparte man diese Peinlichkeit. Die Soldaten behielten nur wenig. Mich beschlich, der Verdacht, daß man diese Flüchtlingsgruppe nur pro forma oberflächlich durchsuchte.

Ein paar Ehn später gesellte sich die Vermutung hinzu, daß Boabissia der Leibesvisitation nur deshalb entging, weil sie zu unserer Gruppe gehörte. Die Briefe des Hauptmanns steckten in meiner Schwertscheide. Das erschwerte zwar das Ziehen der Waffe, aber in Betracht meiner begrenzten Möglichkeiten schien es ein vernünftiges Versteck zu sein. In einem Gewand oder dem Umhangfutter sind Papiere leicht zu entdecken. Ist die nötige Zeit vorhanden, kann man die Botschaft auf ein Stück Futter schreiben. Um sie dann zu entdecken, muß man schon die Nähte aufreißen. Natürlich gibt es im Prinzip viele Möglichkeiten, eine Botschaft oder ein paar Wertgegenstände zu verstecken. Falsche Absätze und ausgehöhlte Sandalensohlen, winzige Geheimfächer in Ringen, Broschen, verzierte Haarnadeln, hohle Kämme. Es gibt auch Schwerter mit abschraubbarem Knauf und hohlen Griffen. Nicht zu vergessen Wanderstäbe mit Hohlräumen, an die man gelangt, indem man Teile des Stabes auseinanderschraubt. Ich brauche sicher nicht eigens zu erwähnen, daß viele dieser Stäbe Dolche oder Schwertklingen enthalten. Es ist den weißgekleideten Absolventen der Pilgerfahrten zum Sardargebirge sogar aus alter Zeit her vorgeschrieben, solche Stäbe mitzuführen. Diese Männer sind durchaus nicht so harmlos, wie sie scheinen. Viele Stra-

Benräuber mußten das schon zu ihrem Leidwesen erkennen.

»Ihr gehört zusammen?« fragte ein Soldat.

»Ja«, antwortete ich.

»Ihr könnt passieren.«

Augenblicke später hatten wir das große Tor hinter uns gelassen und blinzelten vor den Stadtmauern Torcodinos in die Sonne. Ich sah zurück. Aus dieser Nähe und im Licht der Herbstsonne vermittelten die hohen Mauern einen unüberwindlichen Eindruck. Gewöhnliche Sturmleitern waren zu kurz. Die Kargheit der Mauern wurde von zahllosen waagrechten, etwa zehn Zentimeter hohen Schlitzfenstern aufgelockert, durch die man eisenüberzogene Lanzen mit stabilen halbmondförmigen Stahlklingen an der Spitze stoßen konnte. Mit ihrer Hilfe können die Verteidiger die Leitern des Feindes in ausreichender Höhe – wo man die nötige Hebelkraft erreicht – ohne große Gefahr für sich selbst abwehren. Das Ergebnis ist zumeist verheerend. Die Mauerschlitze können natürlich auch als Schießscharten verwendet werden.

Hinter uns traten noch immer Flüchtlinge aus dem Tor. Ich wandte den Blick wieder nach vorn. Etwa zwanzig Meter entfernt ragten die Wimpel von Cos auf, vermutlich über der ersten Reihe der Belagerungsgräben.

Unwillkürlich tastete ich nach der Schwertscheide mit den dort verborgenen Dokumenten.

»Du bist nicht durchsucht worden«, sagte ein Mann neben mir. Er war ziemlich klein, trug einen Schnurrbart mit herabhängenden Enden und hatte schmale Augen. Auf dem Rücken transportierte er ein kleines Bündel.

»Man hat viele nicht durchsucht«, erwiderte ich.

Der Fremde setzte sich wieder in Bewegung, in Richtung der Wimpel.

»Was sollen wir tun?« fragte Boabissia unbehaglich.

»Los, weitergehen«, sagte ein Soldat und zeigte auf die Belagerungsgräben.

Boabissia und ich gingen weiter, gefolgt von Hurtha, Feiq und den anderen Flüchtlingen. »Ich glaube nicht, daß wir große Mühe haben werden, die cosischen Linien zu passieren«, sagte ich. »Man wird die Flüchtlinge vermutlich schnell weiterleiten. Aber ich weiß nicht, wie wir am besten nach Ar kommen. Wir könnten die Straße des Argentum erreichen und bis zur Viktel Aria nach Osten gehen. Von dort weiter nach Süden in Richtung Ar.«

»Das ist die längere Route, nicht wahr?« fragte Boabissia.

Ich nickte.

»Warum sollen wir sie dann nehmen?«

»Man würde nicht erwarten, daß wir diesen Weg gehen.«

»Hast du Angst?« fragte sie mich.

»Mir ist unbehaglich zumute.«

»Könnten wir nicht einfach querfeldein gehen, den direkten Weg nehmen?«

»Das täte ich auch, wenn ich allein wäre.«

»Ich habe keine Angst«, verkündete sie.

»Auf dem offenen Land könnten sich Sleen herumtreiben, besonders nach Einbruch der Dunkelheit.«

Boabissia wurde blaß.

»Davon abgesehen bist du zu hübsch.«

»Was hat das denn damit zu tun?«

»Möchtest du die Sklavin eines Bauern werden, die Gemeinschaftssklavin eines Dorfes? Einen Seilkragen tragen, Unkraut jäten, einen Pflug ziehen und die Nacht in einem Erdloch verbringen?«

Sie schauderte.

»Trotzdem sollten wir den kürzesten annehmbaren Weg nach Ar nehmen, den es gibt. Um Zeit zu sparen. Denn ich glaube, daß die Zeit sehr wichtig ist.« Ich dachte nach. »Wir werden die Oststraße nehmen.«

»Wird sie nicht auch Schatzstraße genannt?« fragte Boabissia.

»Ja. Wegen der Reichtümer und Sklavinnen, die oft dort transportiert werden.«

»Darum der Name«, murmelte sie voller Unbehagen.

»Zweifellos wirst du viele Sklavenkarawanen sehen, nicht zu vergessen die Mädchen ärmerer Kaufleute. Viele der Frauen müssen zu Fuß gehen, aneinandergekettet, manchmal mit verbundenen Augen.«

»Großartig!« rief Hurtha.

Feiq schlug die Augen nieder.

Ich hatte die Passierscheine. Nach gründlicher Überlegung schien die Schatzstraße der vermutlich beste Weg zu sein.

»In Einerreihe weitergehen!« rief ein Soldat aus Cos, der vor einem Banner stand. »Paßt auf, wo ihr hintretet.« Man hatte den ersten Belagerungsgraben mit einem langen Brett überbrückt.

Der kleine Mann mit den schmalen Augen und dem Schnurrbart mit den langen Enden befand sich vor uns. Er ging über die Behelfsbrücke. Ich schloß mich ihm an. Das Brett bog sich unter meinem Gewicht durch. Die anderen folgten mir.

»Da entlang!« befahl der Soldat und wies in eine Richtung.

Wenige Ehn später hatten wir weitere Belagerungsgräben überquert und befanden uns in Nähe der Hürden, die das Bild der hinteren Belagerungszone beherrschten. In regelmäßigen Abständen erhoben sich Beobachtungstürme, die aus Pfählen und Brettern zusammengezimmert waren; zusammengebundene Pfähle stützten eine Bretterplattform, von der aus man Torcodinos Stadttor unter Beobachtung halten konnte. Nachts würden Fackeln und Laternen an dem Belagerungswerk hängen.

»Hier entlang«, sagte der nächste Soldat.

Wir hatten das cosische Heerlager erreicht. Die mei-

sten Zelte waren rund und hatten niedrige, schräg abfallende Spitzen. Viele waren hellbunt oder mit breiten Streifen und auffälligen Mustern versehen. Goreaner sind ganz versessen auf solche Dinge. Ein goreanisches Feldlager bietet oftmals einen buntscheckigen Anblick, selbst aus der Ferne. Dafür sorgen die Seide und die unzähligen Flaggen. Goreaner mögen auch Stoffe, die sich gut auf der Haut anfühlen, Gewürze, die den Geschmacksinn anregen, schöne, ausdrucksstarke Melodien und schöne Frauen. Damit unterstreichen sie ihre Ursprünglichkeit, ihre Lebenskraft und ihre Gesundheit. Straßen werden geometrisch angelegt, gewöhnlich von Ingenieuren mit Vermessungsschnüren.

Wir durchquerten das Lager, wobei wir die Randbezirke nie verließen. Vermutlich dauerte es nicht lange, bis wir auf die Gegenverschanzung stießen, von den Belagerern ausgehobene Gräben, die gegen den möglichen Angriff eines Entsatzheers schützen sollten.

Hurtha streckte den Arm aus. »Da hinten sind die Gehege der Lagermädchen.«

Er zeigte auf ein eingezäuntes Areal, in dem mehrere kleinere Zellen und Käfige zu sehen waren. In solchen Gehegen – bei einem Heerlager dieser Größe war es vermutlich nur eines von vielen – lebten die Sklavinnen, die dem Vergnügen der Soldaten dienten. Der Goreaner verzichtet ungern auf die Anwesenheit von Frauen. Solche Mädchen werden während eines Feldzuges gewöhnlich gruppenweise von Sklavenhändlern geliefert. Die Soldaten dürfen sie in ihren Gehegen besuchen, meistens schickt man sie allerdings für die Nacht in die Quartiere der Männer. Am Morgen kehren sie dann zu ihren Herren zurück.

»Hier entlang«, sagte der cosische Führer. »Trödeln nicht herum!«

Das Geld des Hauptmanns trug ich in meinem Geldbeutel. Die Münzen waren alle von so geringem Wert, daß sie keine Aufmerksamkeit erringen würden.

»Du hast mein Gedicht noch nicht bis zu Ende angehört«, sagte Hurtha.

»Das stimmt«, entgegnete ich zögernd.

Dann bekam ich Hurthas neueste Schöpfung in ihrer ganzen Pracht zu hören. Es nahm mehrere Ehn in Anspruch. Mit wahrer Hingabe veränderte er ständig irgendwelche Zeilen und schuf damit aus dem Stegreif verblüffende, ausufernde Variationen, die er zweifellos mit einer auf abscheuliche Weise großzügig ausgelegten, fragwürdigen dichterischen Freiheit rechtfertigte.

»Wie hat es dir gefallen?« fragte er schließlich.

»So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gehört«, mußte ich zugeben.

»Tatsächlich?« fragte er begierig.

»Das ist mein voller Ernst. Mit Ausnahme anderer deiner Gedichte natürlich.«

»Natürlich. Glaubst du, es wird ein unsterbliches Werk werden?«

»Schwer zu sagen. Machst du dir darüber Gedanken?«

»In gewisser Weise schon.«

»Warum?«

»Weil es dir gewidmet ist, mein Freund.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Einmal angenommen, es wird ein unsterbliches Werk. Womit zu rechnen ist, da es sich schließlich um einen echten Hurtha handelt. Dann wärest du in der Erinnerung der Leute für alle Zeiten ein verabscheuungswürdiger, ekelhafter Faulpelz.«

»Ich verstehe, was du meinst.«

»Trotzdem bist du mein liebenswerter Freund, und ich kann mich einfach nicht dazu überwinden, dir das anzutun. Was also soll ich tun?«

»Widme es doch irgendeinem erfundenen Burschen, jemandem, den du dir einfallen läßt.«

»Ein großartiger Vorschlag!« rief Hurtha aus. Er

wandte sich an einen der Flüchtlinge. »Entschuldigung. Wie ist dein Name?«

»Gniewus Sorissius aus Brundisium.«

»Vielen Dank.« Hurtha wandte sich wieder mir zu. »Ich widme das Gedicht Gniewus Sorissius aus Brundisium.«

»Was?« rief Gniewus Sorissius.

»Freu dich«, sagte Hurtha. »Du hast gerade Unsterblichkeit erlangt. Jetzt kannst du sterben.«

»Wie bitte?« fragte Gniewus Sorissius aufgeregt. Schließlich trug Hurtha eine große Axt.

»Aber was ist, wenn du dein Gedicht verwirfst, wenn du wie so oft zu dem Schluß kommst, daß es deinen unglaublich hohen Ansprüchen nicht genügt. Oder jemand schlägt dir so heftig auf den Kopf, daß du es einfach vergißt. So etwas geschieht öfter.«

»Ich verstehe, was du meinst«, erwiderte Hurtha ernst. »Dann würde ich dem armen Gniewus seinen Platz in der Geschichte nehmen.«

»Stimmt. Es ist nicht richtig, ihn auf diese Weise so sehr von dir abhängig zu machen. Stell dir nur vor, er hält sich für unsterblich und führt ein leichtsinniges Leben, fürchtet nichts, geht unbekümmert unkluge Wagnisse ein und erleidet dadurch schwerwiegende, unglückliche Niederlagen?«

Hurtha schüttelte den Kopf. »Daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Du würdest dich schrecklich verantwortlich fühlen.«

»Stimmt. Ich bin ein Bursche mit einem empfindlichen Gewissen.«

»Oder sein Leben wäre von Unbehagen geprägt; er weiß nicht, ob du dein Gedicht behalten hast oder nicht, also weiß er auch nicht, ob er nun unsterblich ist oder nicht.«

»Das ist wahr«, stöhnte Hurtha. »Was soll ich nur tun?«

»Dieses Gedicht über Kerle, die verschlafen – handelt es sich dabei um die Verse, die du die letzten zehn Ehn vorgetragen hast?« erkundigte sich Gnieus.

»Ja, allerdings.«

»Ich stehe gewöhnlich jeden Morgen zur vierten Ahn auf.«

»Zur vierten Ahn!« rief Hurtha entsetzt. »Das ist aber ziemlich früh.«

»Leute, die länger unter den Fellen bleiben, sind meiner Meinung nach nichts weiter als faule Sleen«, fauchte der Mann, der ziemlich schlechte Laune zu haben schien. Vermutlich war er noch immer verärgert darüber, daß man ihn mit wenig mehr als mit dem Gewand auf dem Leib aus Torcodino vertrieben hatte.

Hurtha schauderte. »Ich fürchte, ich kann dir das Gedicht nicht widmen«, sagte er. »Du stehst einfach zu früh auf.«

»Das ist auch gut so, denn für Gedichte, dir man mir widmet, verlange ich ein Entgelt.«

»Was?« rief Hurtha.

Dieser Gnieus gefiel mir. Er war kein übler Kerl für jemanden, der aus Brundisium kam.

»Einen Silbertarsk«, knurrte er.

»Das ist sehr teuer«, jammerte Hurtha.

»Das verlange ich aber!«

»Haben wir einen Silbertarsk?« fragte Hurtha.

»Du willst eine deiner unbezahlbaren Widmungen für Geld verkaufen?« fragte ich.

»Niemals!« erklärte Hurtha entschlossen.

Das war knapp gewesen. Ich hatte einen Silbertarsk gerettet.

Gnieus Sorissius beschleunigte seine Schritte und tauchte in der Menge unter.

»Welch ein Schurke!« knurrte Hurtha ihm hinterher.

»Da hast du recht«, gab ich zu. Dabei wünschte ich mir, ich könnte meinen großen Freund so mühelos len-

ken, wie es Gnieus Sorissius geschafft hatte, selbst wenn er aus Brundisium kam. Vielleicht hatte er ja schon früher mit den Dichtern der Alar zu tun gehabt.

»Vielleicht sollte ich das Gedicht doch dir widmen«, meinte Hurtha.

»Wir haben das Ende des Lagers erreicht«, sagte ich. Wir blieben stehen und blickten zurück. Das Lager bot ein prächtiges Bild. In der Ferne zeichnete sich Torcodino am Himmel ab.

»Ich glaube, ich sollte ein Gedicht schaffen, eine stimmungsvolle Ode«, sagte Hurtha.

»Und was ist mit dem Werk über Leute, die verschlafen?«

»Das werde ich wohl vernichten«, antwortete er. »Das Thema ist so gewöhnlich, vielleicht sogar meiner Fähigkeiten unwürdig. Würde es dich sehr stören?«

»Nein. Außerdem wäre damit das Problem mit der Widmung gelöst.«

»Allerdings.« Er schwieg für kurze Zeit. »Da ich uns einen Silbertarsk gespart habe – hättest du die Güte, ihn mir zu geben? Du weißt schon, alles teilen, wie immer.«

Alar sind in Mathematik nicht besonders bewandert, dafür sind sie aber meistens groß und furchteinflößend. Ich gab ihm das Geld.

»Danke. Laß uns weitergehen.«

»Warte mal«, sagte ich. »Ist dir an dem Lager nichts Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Es ist sehr schön«, sagte Hurtha.

»Ich meine etwas anderes.«

Er zuckte mit den Schultern.

»Wir haben das Lager gerade verlassen.«

»Und?«

»Hier gibt es kein Schanzwerk, keine Verteidigungsgräben, nichts, um das Lager gegen einen Angriff von hinten zu schützen.«

»Bemerkenswert«, sagte Hurtha.

»Offenbar haben die Cosianer keinen Anlaß, die Ankunft eines Entsatzheeres aus Ar zu fürchten.«

»Das ist doch sehr seltsam, findest du nicht?«

»Ich finde es sehr bedenklich«, sagte ich. »Ich verstehe es nicht. Es ist doch eine ganz normale militärische Sicherheitsvorkehrung.«

»Wieso sind sie sich so sicher, daß Ar dem belagerten Torcodino nicht zur Hilfe kommt?« fragte der Alar.

»Ich weiß es nicht.« Wie so vieles andere in den letzten Wochen fand ich auch diese Einzelheit äußerst beunruhigend. Es schien eine weitere Abweichung von den militärischen Gepflogenheiten zu sein, gleichermaßen unerklärlich wie das Fehlen befestigter Lager oder die ohne Geleitschutz reisenden Nachschubzüge. Zusammengenommen nahmen diese Beobachtungen alarmierende Ausmaße an.

»Wie läßt sich das erklären?« fragte Hurtha.

»Ich weiß es nicht. Aber ich habe ein schlechtes Gefühl dabei.«

»Wir sollten weitergehen«, schlug einer der Männer vor, die mit uns stehengeblieben waren, »Wenn man uns hier erwischt, könnte man uns für Spione halten.«

Er hatte recht. Wir setzten den Weg fort. »Das ist die Schatzstraße«, erklärte ich und zeigte auf eine schmale Straße in der Ferne. »An ihrem Ende liegt Ar.«

Wir gingen langsam auf die Straße zu. Die meisten der Flüchtlinge hatten sie bereits erreicht oder hielten sich in ihrer Nähe auf. In meiner Schwertscheide ruhten die Passierscheine und die Briefe, die mir der Hauptmann überreicht hatte, Torcodinos neuer Beherrscher. Die Briefe trugen seine Unterschrift. Man konnte sie mühelos entziffern. »Dietrich von Tarnburg.« Mein Blick fiel auf den kleinen Kerl mit dem Schnurrbart und den schmalen Augen. Anscheinend hinkte er etwas hinterher. Zu diesem Zeitpunkt verschwendete ich keinen Gedanken daran.

»Aus dem Weg! Na los!« rief der Kutscher. Er saß auf dem Kutschbock, der von der mit Sitzbänken ausgestatteten Transportfläche durch einen Spalt getrennt war. Die beiden Räder waren sehr schmal, hatten Metallspeichen und erreichten eine Höhe von etwa zwei Metern. Das Zugtier war ein Tharlarion, jedoch eine Züchtung mit einer geringeren Schulterbreite als die gewöhnlichen Kampftarlarion, die die Lanzenreiter der schweren Kavallerie benutzten.

»Reiche Tarsk«, knurrte ein Mann und trat beiseite.

»Aus dem Weg!« brüllte der Kutscher und ließ die Peitsche knallen. Die Ankunft der Überlandkutsche wurde zusätzlich von zwei bimmelnden Glöckchen verkündet, die vor den Rädern an hervorspringenden Leisten angebracht waren. Dann hatten wir uns einen Weg zwischen den Flüchtlingen hindurch gebahnt und fuhren wieder schneller.

»Ich habe nicht den Eindruck, daß hier im Augenblick viele Schätze transportiert werden«, sagte Hurtha.

»Da hast du zweifellos recht«, erwiderte ich, »und der Verkehr fließt nur in Richtung Ar.«

»Ob die Cosianer diese Route nehmen?«

»Schon möglich. Es ist der kürzeste Weg zwischen Torcodino und Ar.«

Boabissia stand vorn auf dem Wagen, hielt sich an der Querstange fest und blickte in die Ferne. Der Fahrtwind blies ihr Haar nach hinten.

Ich stieß Hurtha an. »Siehst du den Soldaten da vorn?«

»Ja«, sagte er und drehte sich um, um besser sehen zu können.

»Er trägt die Uniform Ars.«

»Das sind beruhigende Neuigkeiten«, sagte ein Mann, der rechts von mir saß. In der letzten Zeit hatten wir nur wenige solcher Uniformen gesehen.

»Willst du nach Ar?« fragte ein anderer Passagier, der mir gegenüber saß. Es war der kleine Bursche mit dem Schnurrbart.

»Ja.«

»Hast du Papiere?«

»Nein. Warum?«

»Vermutlich kann Ar nicht alle Flüchtlinge aufnehmen«, sagte er. »Wie sollte es auch? Zweifellos braucht man Papiere. Und die könnten ihr Gewicht in Gold wert sein.«

»Schon möglich«, erwiderte ich.

Er beugte sich verschwörerisch vor. »Hast du Wertsachen dabei?« fragte er im Flüsterton.

»Nein«, sagte ich. Doch meine linke Hand bewegte sich wie von einem eigenem Willen beseelt auf die Schwertscheide zu, bis ich die Bewegung bewußt unterließ.

»Ist vielleicht auch besser so.«

»Warum?«

Er legte die Hand an die rechte Mundseite. »Siehst du den Kerl am Ende deiner Bank? Das ist Ephialtes«, raunte er. »Der berühmte Dieb aus Torcodino. Nimm dich vor ihm in acht.«

»Vielen Dank.« Solche Warnungen sind immer nützlich.

Der Mann nickte und lehnte sich wieder zurück. Ich beschloß, diesen Ephialtes im Auge zu behalten.

Im hinteren Teil der Überlandkutsche gab es einen von einem Holzgitter abgetrennten Stauraum für Gepäck. Dort hatte ich Feiqā deponiert. Das war durchaus angebracht, denn sie war mein Besitz. Sie lag in Ketten. Zwar befürchtete ich nicht, sie könnte einen Fluchtversuch unternehmen, aber es ist gut, wenn man seine Mädchen gelegentlich fesselt.

Ich stand auf und trat an Boabissias Seite.

»Ich kann es gar nicht erwarten, Ar zu sehen«, sagte sie.

»Wenn du hoffst, Ar zu erblicken, bist du aber ein paar Tage zu früh dran«, sagte ich. »Sieh mal da: Sklavinnen!« Sie ruhten sich am Straßenrand aus, während wir vorbeirratteten.

»Man könnte ihnen ruhig etwas zum Anziehen geben«, meinte Boabissia.

»Der Tag ist warm«, erwiderte ich. »Außerdem läßt man sie oft nackt marschieren, damit sie ihre Tuniken nicht schmutzig machen.« Die Mädchen waren am Hals zusammengekettet. Sie sahen uns zu, wie wir vorbeifuhren, dann blieben sie hinter uns zurück. »Normalerweise werden auf der Schatzstraße viel mehr Sklaven transportiert.«

»Was werde ich wohl in Ar finden?« wechselte Boabissia das Thema. Sie spielte an der Kupfermünze herum, die an ihrem Hals baumelte.

»Ich weiß es nicht.«

»Es wäre doch möglich, daß mich ein großes Erbe erwartet«, sagte sie. »Vielleicht finde ich heraus, daß ich große Ländereien besitze, daß Treuhandfonds auf mich warten. Vielleicht stamme ich ja aus einer Adelsfamilie und bin eine der reichsten und mächtigsten Frauen Ars!«

»Wie kommst du darauf?« fragte ich.

Sie drehte sich zu mir um. »Hältst du das für unmöglich?«

»Nicht unbedingt.«

»Ich reiste mit einer großen Karawane, obwohl ich noch ein Säugling war. Ist das kein Beweis für eine hohe Stellung und Reichtum?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Ich halte es durchaus für möglich.«

»Möglich ist alles«, erwiderte ich.

»Sieh dir diese armen Frauen an.« Boabissia zeigte

auf drei stämmige Mädchen, die uns entgegenkamen und von einem kräftigen Mann angetrieben wurden. Sie krümmten sich unter der Last aus Feuerholz, das zu Bündeln verschnürt war. Sie gingen hintereinander her, am Hals mit einem Seil aneinandergefesselt. Als die Überlandkutsche vorbeifuhr, sahen sie auf. Der Mann winkte unserem Kutscher zu, der den Gruß erwiderte.

»Das hätte dein Schicksal sein können, wären wir abseits der Straßen querfeldein über Land gereist«, sagte ich.

»Sind das Sklavinnen?«

»Natürlich.«

»Dann geschieht es ihnen recht.«

»Ich hatte gar nicht damit gerechnet, einen Platz auf einer Überlandkutsche zu bekommen«, sagte ich. »Daß sie überhaupt noch fahren, ist eine echte Überraschung. Hätte ich das gewußt, wäre ich nicht einmal auf die Idee gekommen, querfeldein zu reisen, zumindest nicht in Begleitung einer freien Frau.«

»Wir kommen schnell voran«, stellte Boabissia fest.

»Ja. In ein paar Tagen müßten wir in Ar sein.«

»Ist es eine schöne Stadt?«

Ich nickte.

Boabissia spielte glücklich an der kleinen Kupferscheibe herum. »Ich bin bestimmt eine Adlige. Ich kann es gar nicht erwarten, Ar zu betreten und meinen Besitz für mich zu beanspruchen! Bei der Zinsentwicklung auf der Straße der Münzen läßt sich überhaupt nicht absehen, wie mein Vermögen in all den Jahren angewachsen ist.«

Ich sparte mir eine Antwort.

»Vielleicht bin ich eine der höchstrangigen, reichsten und mächtigsten Frauen Ars!«

»Wer weiß«, sagte ich. »Wir werden sehen.«

»Sie sind weg!« flüsterte ich ungläubig.

»Was ist weg?« fragte Hurtha, streifte die Felle ab und setzte sich auf. Er lag nur ein paar Schritte neben mir.

Das Lager erwachte seit mehr als einer Ahn langsam zum Leben.

»Die Passierscheine, die uns sicheres Geleit garantieren sollten!«

»Was ist?« fragte Boabissia. Ihr Haar war naß; sie kam vom Fluß, wo sie es gewaschen hatte.

»Unsere Passierscheine sind weg. Ich hatte sie hier, in der Schwertscheide.«

»Könnten sie herausgefallen sein?«

»Nein«, antwortete ich. »Sie steckten fest darin. Man kann sie nur absichtlich herausgenommen haben.«

»Angeblich gibt es in der Nähe eine Militärkontrolle«, sagte Boabissia. »Ich habe gestern abend davon erfahren.«

»Genau wie der Dieb«, sagte ich.

»Wir sind doch alle hier gewesen. Wie konnte das überhaupt geschehen?« fragte sie.

»Das konnte nur einem Meister im Anschleichen gelingen, der wußte, wonach er sucht und wo es zu finden ist. Vielleicht hatte er sogar ein Werkzeug dabei, um an die Dokumente zu gelangen.«

»Das Schwert steckte in der Scheide, und die lag doch neben dir, oder nicht?« fragte Boabissia.

»Das stimmt. Ich hatte mir sogar die Riemen der Schwertscheide über die Schulter geschlungen. Der Dieb mußte die Klinge ziehen, die Passierscheine entfernen und das Schwert wieder hineinstecken.«

»Warum denn das?« fragte Hurtha.

»Damit das Fehlen der Papiere nicht sofort auffällt«, erklärte ich. »Ich hätte nichts davon bemerkt, wenn ich nicht wie gewöhnlich überprüft hätte, ob sich die Klinge mühelos ziehen läßt.« Obwohl diese Gewohnheit unnötig und nebensächlich erscheint, geht sie vielen Kriegern in Fleisch und Blut über. Dabei handelt es nicht nur darum, das Ziehen ständig zu üben, da derjenige, der als erster die Waffe zieht, auch als erster einen Schlag anbringen kann, sondern auch die Scheide täglich auf ihren Zustand zu überprüfen. Durch Temperaturunterschiede und Feuchtigkeit kann sich das Leder zusammenziehen oder weiten. Weniger offensichtlich, dafür aber um so tückischer sind heimliche Eingriffe des Gegners. Er könnte die Klinge mit Hilfe eines winzigen Keils oder eines dünnen Drahtes, der unterhalb des Griffs befestigt wird, in ihrer Hülle festklemmen. Das Üben des Ziehens und die damit verbundene Überprüfung des Hüllenwiderstandes sind kleine, aber nur selten vernachlässigte Feinheiten der Kampfkunst.

»Wer kann denn so geschickt sein?« fragte Boabissia.

»Es gibt Krieger, die so etwas können«, sagte ich.
»Die rothäutigen Stammeskrieger zum Beispiel.«

»Aber hier unter den Flüchtlingen?«

»Ein Dieb mit unglaublichem Geschick, der es wert wäre, das Diebesmal von Port Kar zu tragen.« Das Diebesmal von Port Kar ist ein dreizahniges kleines Brandmal, das unmittelbar über dem rechten Wangenknochen eingebrannt wird. Es markiert die Mitglieder der Diebeskaste von Port Kar. Soweit ich weiß, ist Port Kar die einzige Stadt, in der es eine offizielle Diebeskaste gibt. Die Mitglieder sind sehr stolz auf ihr Handwerk, das vom Vater auf den Sohn weitervererbt wird. Die Mitgliedschaft in der Kaste bringt einige Sonderrechte mit sich: Berufsmäßige Diebe genießen Schutz vor der Verfolgung und Ermordung durch Gildenbrüder, die ihre Gebiete eifersüchtig beschützen. Ver-

mutlich ist es der Diebeskaste zu verdanken, daß in Port Kar viel weniger Diebstähle geschehen als in anderen Städten. Die Kaste hält ihre Mitgliederzahl stets gleich und überschaubar, genau wie die Vereinigungen anderer Berufe, beispielsweise die der Metallarbeiter oder Schneider.

»Feiq«, sagte Boabissia.

»Ja, Herrin?« fragte Feiq ängstlich. Die hübsche Sklavin war sofort auf die Knie gegangen, als sie von einer freien Person angesprochen wurde.

»Hast du etwas gesehen?« fragte Boabissia.

»Nein, Herrin«, sagte Feiq und senkte den Kopf.

»Dumme Sklavin«, fauchte Boabissia.

»Ja, Herrin«, gab Feiq flüsternd zur Antwort.

»Brauchen wir diese Dokumente an der Straßensperre?« wollte Hurtha wissen.

»Schon möglich. Wir sind in der Nähe von Ar. Ich weiß es nicht.«

»Es ist doch unwahrscheinlich, daß hier im Lager ein so geschickter Dieb sein Unwesen treibt«, meinte Boabissia.

»Wieso denn das?« fragte ich.

»Ich glaube, Feiq hat sie gestohlen«, verkündete Boabissia.

»Nein, Herrin!« schrie Feiq auf.

»Foltern wir sie, bis sie die Wahrheit gesteht«, schlug Boabissia vor. Goreanische Gerichte erkennen die Folter von Sklaven als legales Mittel der Wahrheitsfindung an. Es geschieht sogar ziemlich häufig.

»Bitte, nein, Herrin!« schluchzte Feiq.

»Sie hätte es kaum schaffen können«, sagte ich. »Sie hatte die ganze Nacht die Hände auf den Rücken gefesselt, damit sie mich bei Morgenanbruch auf intime Weise wecken konnte – ohne die Hände zu benutzen«, sagte ich.

»Wie ekelhaft!« stieß Boabissia hervor.

»Danach habe ich sie auf den Rücken gelegt und lieb-

kost, bis sie um weitere Aufmerksamkeiten bettelte, die ich ihr dann auch erwiesen habe. Sie ist nur eine Sklavin.«

»Das stimmt«, sagte Boabissia. Sie sah Feiq an.
»Schlampe!«

»Ja, Herrin«, sagte Feiq und mied ihren Blick.

Boabissia haßte Feiq aus ganzem Herzen. Hielt sie es tatsächlich für verwerflich, daß Feiq ihrem Herrn solch unglaubliche Wonnen bereitete? Ich konnte mir das nicht vorstellen. Schließlich war das Feiqs Aufgabe als Sklavin. Ich vermutete eher, daß sie auf Feiq eifersüchtig war, da ihr als freier Frau solche Erlebnisse verwehrt blieben.

»Unter den Flüchtlingen ist bestimmt kein so geschickter Dieb«, sagte sie und blickte die am ganzen Leib zitternde Feiq unheilvoll an. »Es kann nur die Sklavin gewesen sein. Laß sie foltern.«

Feiq stöhnte.

»Sie kann es aber nicht gewesen sein!«

»Wer dann?«

»Du vielleicht«, sagte Hurtha, trat hinter Boabissia und packte sie bei den Oberarmen. Es war kein sanfter Griff.

»Nein!« schrie Boabissia und wand sich hilflos.
»Nein!«

»Vielleicht sollte man dich foltern«, knurrte Hurtha.

»Nein, nein!« keuchte Boabissia. »Ich bin eine freie Frau!«

»Es ist durchaus denkbar, daß unter den Flüchtlingen ein geschickter Dieb ist«, meinte ich.

»Weißt du mehr als wir?« fragte Hurtha.

Ich nickte.

»Wer?«

»Warte hier!« bat ich.

»Wer?« beharrte Hurtha auf seiner Frage.

»Ein gewisser Ephialtes aus Torcodino, man hat mich vor ihm gewarnt.«

»Ich begleite dich«, sagte er sofort. »Ich breche ihm das Genick.«

»Davon kriegen wir die Papiere auch nicht zurück«, erwiderte ich. »Warte hier.«

»Einige der Kutschen und viele der Flüchtlinge haben das Lager bereits verlassen«, erklärte Boabissia und riß sich von Hurtha los. Sie zitterte. Sie war es nicht gewohnt, auf diese Weise von einem Mann behandelt zu werden.

»Wartet hier«, wiederholte ich.

Boabissia machte Anstalten, mich zu begleiten, aber Hurthas Hand auf ihrem Arm hielt sie zurück.

»Hör auf!« schrie der Mann schmerz erfüllt. Ich hielt ihn im Nacken gepackt und zwang ihn auf die Knie und dann weiter auf den Bauch. Er kämpfte gegen den Griff an. Ich stieß sein Gesicht in den nachgiebigen Erdboden. Sofort verstummte er. Ich gestattete ihm, den Kopf ein Stückchen zu heben. Er hustete und keuchte.

»Wo sind sie?«

»Was, was?« stieß er hervor und spuckte Erde aus.

»Die Papiere.«

»Du kannst mich hier nicht bestehlen«, sagte er.

»Hier sind zu viele Zeugen!«

Es stimmte; einige Männer hatten sich um uns versammelt. »Haltet euch da raus!« warnte ich sie. Dann stieß ich sein Gesicht wieder in den Dreck. Er spuckte aus und drehte den Kopf keuchend zur Seite.

»Wo sind sie?«

»Ich weiß nichts von irgendwelchen Papieren«, keuchte er.

»Haltet euch da raus!« wiederholte ich meine Warnung an die Männer. Einige hielten schwere Keulen in den Händen.

Dann zog ich ein Stück Schnur aus der Gürteltasche, band ihm die Füße zusammen und fesselte die Hände

an die Fußgelenke. Er kam auf der Seite zu liegen. Ich durchsuchte gründlich seine Besitztümer.

»Was soll das?« fragte er. »Haltet ihn auf!« rief er den Umstehenden zu. Ein Mann trat einen Schritt vor, aber keiner griff ein.

»Er ist bewaffnet«, sagte einer der Flüchtlinge zu dem Gefesselten.

»Ich kann sie nicht finden!« sagte ich laut.

»Was sucht er überhaupt?« fragte ein Mann, der gerade zu der Gruppe gestoßen war.

»Irgendwelche Papiere«, erhielt er zur Antwort.

Ich wandte mich wieder dem Gefesselten zu. »Wo sind sie?«

»Ich weiß nichts von irgendwelchen Dokumenten. Binde mich los!«

»Nimm ihm die Fesseln ab«, verlangte der Neuankömmling; der Kleidung nach zu urteilen, war er ein Kaufmann. Er hatte sich zum Sprecher der Gruppe gemacht, ohne jedoch mutig vorzutreten.

»Ja. Was soll das überhaupt?« rief ein anderer.

»Dieser Kerl ist ein Dieb«, verkündete ich der Menge. »Er hat mir wichtige Papiere gestohlen. Die will ich zurückhaben.«

»Ich bin kein Dieb«, verteidigte sich der Gefesselte.

»Hast du gesehen, wie er sie gestohlen hat?« fragte der Kaufmann.

»Nein.«

»Hat ihn denn jemand anders dabei beobachtet?«

»Nein«, erwiderte ich gereizt.

»Woher willst du dann wissen, daß er sie gestohlen hat?« Es war keine unvernünftige Frage. »Du kannst sie nicht finden«, stellte der Kaufmann fest. »Ist das nicht ein deutlicher Hinweis, daß du dich getäuscht hast?«

Ich öffnete den Geldbeutel. Er enthielt nur Münzen. Ich warf sie wieder hinein und zog das Verschlußband zu.

»Wo hast du sie versteckt?« fragte ich ihn. Meine Stimme hörte sich nicht freundlich an.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst«, flüsterte mein Gefangener. Er hatte begriffen, daß ich es ernst meinte. Er hatte Angst.

»Hast du sie bereits verkauft?«

»Ich weiß doch nichts. Bist du ein Dieb?«

»Nein.«

»Löse seine Fesseln!« verlangte der Kaufmann. »Du hast keinen Beweis.«

»Er hat ein Schwert«, sagte sein Nebenmann. »Er braucht keinen Beweis.«

»Laß ihn gehen!«

»Er ist ein Dieb!« stieß ich ärgerlich hervor.

»Das bin ich nicht«, sagte der Gefangene.

»In Torcodino ist er ein stadtbekannter Dieb!« verkündete ich.

»Unsinn!«

»Genau«, bekräftigte der Kaufmann. »Wer ist er deiner Meinung nach?«

»Ephialtes aus Torcodino«, sagte ich.

»Ich bin nicht Ephialtes«, sagte der Gefangene.

»Das ist richtig«, sagte der Kaufmann. Die Umstehenden nickten.

»Aber mir ist vor ein paar Tagen erzählt worden, er sei Ephialtes.«

»Und wer hat dir das erzählt?«

»Ich sehe den Mann nicht. Er ist nicht da.«

»Das ist nicht Ephialtes«, sagte der Kaufmann. »Und selbst wenn er es wäre, hast du anscheinend weder den Diebstahl beobachtet noch eindeutige Beweise oder gar Indizien, daß er der Schuldige ist. Binde ihn los.«

»Ich bin Philebus, ein Weinhändler aus Torcodino«, erklärte der Gefangene.

»Er lügt«, sagte ich.

»Das ist Philebus«, sagte der Kaufmann. »Ich habe mit ihm Geschäfte gemacht. Binde ihn los!«

Ich löste die Fesseln. »Pack deine Sachen wieder ein!« befahl ich ihm. Er gehorchte, und ich ließ ihn keinen Augenblick lang aus den Augen. Vielleicht hatte der Rucksack einen doppelten Boden. Doch ich hatte bei meiner Suche nichts dergleichen gefühlt; es hatte auch kein Papier geraschelt.

Ein Ruf ertönte. »Kutsche siebzehn steht zur Abfahrt bereit!«

»Das ist meine Kutsche!« rief der angebliche Wein-
händler und stopfte die letzten Habseligkeiten in den Rucksack.

»Wie du weißt, ist es auch meine Kutsche«, sagte ich. »Keine Angst. Ich begleite dich und werde darauf achten, daß du auch sicher einsteigst.« Ich hatte nicht die Absicht, ihn aus den Augen zu lassen. Auch wenn ich keinerlei Beweise hatte, die einen Praetor von seiner Schuld überzeugt hätte, war ich davon überzeugt, daß er Ephialtes aus Torcodino war und die Passierscheine gestohlen hatte. Es war eine echte Ironie. Wir waren in derselben Überlandkutsche gefahren.

Boabissia kam heran. »Wir sind soweit«, sagte sie. »Der Kutscher will fahren.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich habe es gehört.« Ich stieß den angeblichen Weinhändler vor mir her. »Und du kommst mit.«

Ich stand an der Querstange des Passagierabteils und drehte mich um, um mich zu vergewissern, daß der Kerl noch auf der Bank saß, auf die ich ihn gesetzt hatte. Dann beugte ich mich über die Querstange. »Ist das da vorn die Straßensperre?« fragte ich den Kutscher.

»Ja«, antwortete er über die Schulter hinweg. »Ihr werdet alle aussteigen, und diejenigen, die passieren dürfen, steigen auf der anderen Seite wieder ein. Wird euch der Durchgang verwehrt, habt ihr keinen Anspruch auf eine Rückerstattung des Fahrgelds. Der

Fuhrunternehmer ist für solche Schwierigkeiten nicht verantwortlich zu machen.«

»Wir sind nur einen Tag von Ar entfernt«, stellte einer der Passagiere fest.

»Und da ist die Straßensperre«, sagte sein Nebenmann, stand auf und trat zu mir an die Querstange.

»Seht euch mal den armen Sleen an!« rief sein Freund, der sich ebenfalls zu uns gesellte. Er wies auf die kleine Gestalt neben dem Kontrollpunkt, die etwa drei Meter über den Köpfen der Flüchtlinge auf einem Pfahl steckte.

»Da vorn sind doch tatsächlich Soldaten mit purpurfarbenen Umhängen und Helmen«, sagte ich plötzlich. Diese Uniformen hatte ich seit Jahren nicht mehr gesehen – seit der Zeit, als Marlenus von Ar, der Ubar aller Ubars, die Macht zurückerobert und Cernus vom Thron vertrieben hatte.

»Das sind Taurentianer, Angehörige der Elitepalastwache«, sagte der Mann neben mir.

»Man hat die Taurentianer 10119 C.A. aufgelöst«, sagte ich.

»Sie wurden wieder eingesetzt«, sagte er. »Hast du nicht davon gehört?«

»Nein.« Der Anblick der Taurentianer bereitete mir Unbehagen. Solche Männer halten die Macht in Händen, Ubars auf den Thron zu bringen und sie auch wieder zu stürzen. Dafür sorgen ihr Korpsgeist, die Identifizierung mit der Einheit und die Ergebenheit den Befehlshabern gegenüber, genauso wie ihr Status und die damit verbundenen Privilegien. Ganz zu schweigen von ihrer Nähe zu den empfindlichen Dreh- und Angelpunkten der Macht.

»Es ist erst dieses Jahr geschehen. Es sind großartige Soldaten.«

»Ich weiß«, sagte ich. Ich hatte ihnen im Kampf gegenübergestanden, damals, im Sand des Stadions

der Klingen. Die Kasernierung in der Stadt hatte den Mythos in die Welt gesetzt, die Taurentianer seien verwöhnt und verweichlicht. Aber das war und ist falsch. Es sind Elitetruppen, ausgezeichnet ausgebildet und ihren Kommandanten ergeben. Mit durchschnittlichen Fähigkeiten oder schlechter körperlicher Kondition bleibt einem der Zugang in ihre begehrten Ränge verwehrt. Wir schrieben das Jahr 10 130 C.A., was in der Zeitrechnung Port Kars dem Jahr 11 der Herrschaft des Kapitänrates entsprach. Damals war Saphronicus von Ar Befehlshaber der Taurentianer gewesen. Seremides von Tyros war der Erste General gewesen. Cernus, der bald darauf auf den Thron aufsteigen sollte, hatte mit seinem Einfluß für dessen Ernennung gesorgt. Seremides nahm den Platz des hochgeachteten Helden Maximus Hegesius Quintilius ein, der zuvor seine Bedenken darüber zum Ausdruck gebracht hatte, daß man Cernus, einen Sklavenhändler und Kaufmann, feierlich in die Kriegerkaste aufnahm. Kurz darauf fand man Quintilius ermordet in seinem Lustgarten auf, getötet vom Biß eines dementsprechend chemikalisch präparierten Giftmädchens. Bevor man sie verhören konnte, starb sie von Hand einiger Taurentianer. Später wäre die Berufung eines Mannes aus Tyros auf solch einen Posten undenkbar gewesen. Dafür sorgten die sich ständig verschlimmernden Reibereien zwischen Ar, Cos und dessen mächtigen Verbündeten Tyros, die hauptsächlich von dem Konkurrenzkampf im Tal des Vosk verursacht wurden. Nachdem Cernus – dessen Zeit als Ubar so kurz gewesen war – unterlegen und verbannt worden war, hatte ich sowohl Saphronicus als auch Seremides in Ketten vor dem auf den Thorn zurückgekehrten Marlenus liegen sehen. Beide waren zusammen mit anderen Verrätern im Offizierkorps in Ketten nach Port Kar gebracht worden, wo sie als Galeerensklaven verkauft werden sollten.

Einer der Männer mit den Purpurnhängen und Helmen löste sich aus der Gruppe am Straßenrand und hob die Hand.

Der Kutscher riß die Zügel des Tharlarion zurück, und die Bestie wurde grunzend langsamer, bis die Überlandkutsche mit den hohen Rädern schließlich zum Stehen kam.

»Alle Mann aussteigen und sich rechts in der Schlange anstellen!« verlangte der Kutscher. »Ich reihe mich dort hinten bei den Kutschen ein. Hinter der Straßensperre könnt ihr wieder einsteigen.« Er kannte die Prozedur.

»Wie sollen wir da durchkommen?« flüsterte Boabisia, der ich durch den Einstieg auf den Boden half. »Deine Passierscheine sind doch weg.«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. »Aber vermutlich haben die wenigsten Leute Papiere dabei.« Ich behielt den Burschen im Auge, der sich Philebus nannte und behauptete, Weinhändler aus Torcodino zu sein. Ich wollte ihn nicht entkommen lassen. Falls die Soldaten Dokumente verlangten und er die gestohlenen vorwiese, gäbe ich einen aufmerksamen Zuschauer ab. Und sobald sich mir die Gelegenheit böte – und ich würde schon dafür sorgen, daß sich eine Gelegenheit böte –, brähe ich ihm Arme und Beine.

»Warten, warten«, beschwerte sich Hurtha. »Ich glaube, ich verfasse ein Gedicht über die Anmaßung der Bürokratie.«

»Eine gute Idee«, erwiderte ich.

»Fertig!«

Ich sah ihn an und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Es ist ein kurzes Gedicht«, sagte er. »Willst du es hören?«

»Es muß aber sehr kurz sein.«

»Stimmt«, sagte Hurtha.

»Ich würde es gern hören«, sagte ich und ließ Philebus nicht aus den Augen.

»Schlangen, Schlangen, Schlangen, Menschengeschlangen«, begann Hurtha.

»Warte«, unterbrach ich ihn. »Besteht das Gedicht nur aus zwei Wörtern?« Mich beschlich der Verdacht, daß ich das Geheimnis der schnellen Entstehung des Gedichts gelöst hatte.

»Nein«, antwortete Hurtha. »Das waren schon vier Wörter. Zähl nach. Schlangen, Schlangen, Schlangen, Menschengeschlangen.«

»Ja, du hast recht.«

Die Schlange bewegte sich ein paar Schritte weiter. Ich vergewisserte mich, daß ich den Dieb sehen konnte.

»Schlangen, Schlangen«, sagte Hurtha.

»Fängst du wieder am Anfang an?« fragte ich.

»Nein. Ich mache da weiter, wo ich aufgehört habe. Willst du das Gedicht wirklich hören?«

»Ja, natürlich.« War es möglich, daß eine gewisse tief verinnerlichte Höflichkeit, die ich meiner amerikanischen Erziehung zu verdanken und bis jetzt im großen und ganzen als harmlos eingestuft hatte, doch gelegentlich Nachteile mit sich brachte?

»Dann unterbrich mich nicht dauernd.«

»Tut mir leid.«

»Diese Schlangen, Schlangen, Schlangen, Schlangen sind lang, sehr lang, diese Schlangen, Schlangen, Schlangen.«

»Das ist sie«, bestätigte ich.

»Was?«

»Diese Schlange«, sagte ich. »Sie ist sehr lang.«

»Ja«, stimmte Hurtha mir mißtrauisch zu. »Bitte unterbrich mich nicht.«

»Entschuldige«, kicherte ich. Wie oft bietet sich einem durchschnittlichen Burschen wie mir schon die Gelegenheit, einen Dichter auf den Arm zu nehmen?

»Du bist wirklich ein Scherzbold«, bemerkte Boabisia.

»Danke.« Aber nach ihrem Tonfall zu urteilen, war

diese Bemerkung offenbar alles andere als ein Kompliment. Vermutlich war sie durch ihre Zuneigung für den kräftigen Alar voreingenommen. Denn die Bemerkung kam bestimmt nicht durch ihre Liebe für die Dichtkunst zustande. Ich warf Feiqa einen Blick zu. Sie lächelte, denn sie war überaus klug. Als sie mich bemerkte, senkte sie rasch demütig den Kopf, vielleicht sogar demütiger, als unter diesen Umständen angebracht war.

»Sei froh, daß Hurtha dich nicht mit einem gewaltigen Schlag zu Boden schickt«, sagte Boabissia.

»Das bin ich auch«, erwiderte ich. »Und wie ich das bin.«

»Dürfte ich fortfahren?« fragte Hurtha.

»Bitte.«

»Diese langen Schlangen, Schlangen, Menschen-schlangen, sie machen mich müde, die langen Schlangen, Schlangen, Menschenschlangen.«

Ich konnte es nicht fassen. Aber ich enthielt mich jeder Bemerkung.

»Ich mag sie nicht, diese Schlangen, Schlangen, Menschenschlangen, diese langen Schlangen.«

»Das war's?« fragte ich.

»Das ist die erste Strophe«, erklärte Hurtha. »Außerdem schöpfe ich Atem.«

»Hattest du nicht gesagt, es sei ein kurzes Gedicht?«

»Du brauchst es dir nicht anzuhören, wenn du nicht willst. Ich kann es auch Boabissia vortragen.«

»Nein, nein. Ich war nur der Meinung, du hättest gesagt, es sei ein kurzes Werk.«

»Das war es auch«, sagte er. »Aber seitdem habe ich es verlängert. Hältst du das Thema etwa keiner tief-schürfenden Behandlung für wert?«

»Doch, doch.«

Alles rückte ein paar Schritte vor.

»Gefällt es dir nicht?«

»Es ist ausgezeichnet«, erwiderte ich. »Ich bin mir

bloß nicht sicher, ob es das Niveau deiner anderen Werke erreicht.«

»Was ist denn schlecht daran?«

»Es erscheint mir etwas zu lang zu sein«, gab ich zu bedenken. »Außerdem ist es etwas eintönig.«

»Eintönig?« fragte er ungläubig.

»Genau.« Zum Beispiel das Wort ›Schlangen‹. Philebus, der Weinhändler aus Torcodino, trat einen Schritt vor. Hurtha brach in Gelächter aus und riß mich mit Tränen in den Augen an die Brust. Ich bemühte mich, den angeblichen Philebus nicht aus dem Blickfeld zu verlieren, damit er sich die Gelegenheit nicht zunutze machte und die Flucht ergriff.

»Mein armer, teurer Freund!« rief Hurtha. »Was hast du doch für ein schlichtes Gemüt! Wie wenig du doch von der Dichtkunst verstehst! Dieses Gedicht ist natürlich absichtlich so lang, die Länge erweckt die den Versen innewohnende Allegorie der Langwierigkeit zum Leben und bringt die vernichtende Langeweile des bürokratischen Angriffs auf den Geist und die Sinne eines Mannes zum Ausdruck, und zwar auf unzweifelhafte Weise, die du in ihrer Tragweite vielleicht noch nicht ganz begriffen hast.«

»Aha«, machte ich.

»Außerdem ist die wiederholte Betonung des Wortes ›Schlangen‹ auf ähnliche Weise beißend und hintergründig, ein Wort, das auf einer Ebene, zu der du – wie ich hoffe – noch Zugang finden wirst, das Konzept der Schlange einerseits mit Nachdruck verdeutlicht und die gefühlsmäßige Bedeutung hervorhebt. Dieser Begriff, dieses unausweichliche Sinnbild der heimtückischen bürokratischen Krankheit, gewinnt dabei eine beinahe erhabene Symbolik.«

»Ich verstehe.«

»Darf ich nun fortfahren?«

»Bitte.« Hurthas Ausführungen hatten mich so tief beeindruckt, daß sich Philebus unbemerkt hätte davon-

machen können, aber als ich nachsah, stand er noch immer an seinem Platz. Anscheinend wollte er seinen Platz in der Schlange nicht verlieren. Ich kam zu dem Schluß, daß ich – der ich nun einmal ein einfacher Soldat und dem Kriegerhandwerk ergeben war – in Zukunft lieber darauf verzichtete, Dichter und ihre Kunst zu beurteilen. Dichtkunst war gefährlich und gewichtig. Einen flüchtigen Augenblick lang beneidete ich Hurtha. Er war Krieger und Poet.

Dann erfreute uns der Alar mit seinem Gedicht, das in der Tat etwas von der Unergründlichkeit und der Schwerfälligkeit der Institution hatte, die seine Inspiration gewesen war. Ich lauschte andächtig und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den angeblichen Philebus. Boabissia schien von Hurthas Worten völlig verzaubert zu sein, wie ich mit einer Mischung aus Skepsis und Neid bemerkte. Feiqa mied meinen Blick. Philebus schien sich gelegentlich ohne Rücksicht auf seinen Platz in der Schlange aus unserer Nähe entfernen zu wollen, vor allem wenn Hurtha zu einem oft wiederholten aufrüttelnden Refrain kam, aber das verhinderte meine Hand an seinem Kragen. Ich verzichte darauf, Hurthas Gedicht in seiner ganzen Länge wiederzugeben, da ich der Meinung bin, seine künstlerischen Neigung ausreichend dargestellt zu haben. Möglicherweise würde ich ihm auch nicht gerecht werden. Werke der Dichtkunst sollte man hören, nicht lesen. Zumindest die meisten von ihnen. Sie sind für das Ohr bestimmt, nicht für das Auge. Und das bloße Lesen kann einem kaum den Eindruck vermitteln, den der Vortrag hat, besonders wenn es sich bei dem Vortragenden um Hurtha handelt.

Endlich standen wir vor der Straßensperre. »Gehörst du zu den Taurentianern?« sprach ich einen Soldaten mit purpurfarbenem Helm an.

Er antwortete nicht.

»Für Taurentianer seid ihr aber weit von Ar ent-

fernt«, fügte ich hinzu. Es war noch mindestens ein voller Tag bis nach Ar. Ich sah wenig Sinn darin, daß die Taurentianer, die ja angeblich die Palastwache stellen sollten – sie patrouillieren auch gewisse Stadtteile –, so weit von der Stadt entfernt waren, ganz besonders in diesen schwierigen Zeiten.

Er ließ mich einfach stehen, ohne ein Wort.

»Ein mürrischer Kerl«, bemerkte Hurtha leicht verstimmt.

Wir waren nur noch wenige Meter von der Kontrolle entfernt. Rechts neben uns ragte am Straßenrand der Pfahl in die Höhe, den wir von der Kutsche aus gesehen hatten. Er besaß einen Durchmesser von etwa fünfzehn Zentimetern. Der aufgespießte Tote war von kleiner Statur; die Spitze war mit großer Gewalt durch seine Brust getrieben worden. Ich sah einige freiliegende Rippen. Seine Gliedmaßen baumelten herunter. Der Pfahl war blutverschmiert. Ein paar festgenagelte Blätter flatterten im Wind.

»Wartet!« bat ich.

»Was ist denn?« wollte Boabissia wissen.

»Den Burschen kennen wir doch, oder?« fragte ich und sah mir den Toten genauer an.

Boabissia wandte angeekelt den Blick ab. Feiqā hielt krampfhaft den Kopf gesenkt.

»Er kommt mir bekannt vor«, gab Hurtha zu.

»Er sollte uns auch bekannt vorkommen«, meinte ich. »Er hat zusammen mit uns Torcodino verlassen. Er war einige Tage lang unser Reisegefährte.«

Ich sah zu dem baumelnden Kopf hinauf. Der Mund war aufgerissen, ich sah Gaumen und Zähne. Von den Mundwinkeln hingen Schnurrbarthaare herab wie zwei Stücke Schnur.

»Also haben sie ihn endlich erwischt«, sagte ein Mann, der vor uns in der Schlange stand.

»Genau«, sagte der Reisende, der hinter Feiqā stand.

»Kennt ihr ihn?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte der Reisende. »Jeder aus Torcodino kennt ihn.«

»Halt mir den Platz frei!« bat ich Hurtha.

»Den wird niemand einnehmen«, versprach der Alar, rückte die auf der Schulter ruhende Axt zurecht und blickte sich fröhlich um.

Ich trat zu dem Pfahl am Straßenrand und sah mir die festgenagelten Seiten an. Der Wind hatte sie teilweise zerrissen; wo das Blut hinabgelaufen war, waren sie blutverschmiert.

»Was tust du da?« fragte ein Taurentianer.

»Was hat er verbochen?«

»Er trug falsche Papiere bei sich«, antwortete der Soldat, »kehr zu deinen Platz zurück.«

Ich gehorchte. »Kennst du den Kerl?« fragte ich Philebus, den Weinhändler, mit dem ich so grob umgesprungen war.

»Natürlich«, sagte er.

»Er hat dich als Ephialtes aus Torcodino bezeichnet.«

»Ich bin aber Philebus aus Torcodino«, erklärte er.

»Und wer ist er?«

»Das ist dein Mann. Das ist Ephialtes.«

»Es tut mir leid, wie ich dich behandelt habe.«

»Meine blauen Flecke freuen sich, das zu hören.«

»Es tut mir wirklich leid«, erwiderte ich. »Ich hoffe, ich habe deine Gefühle nicht verletzt.«

»Meinen Gefühlen fehlt nichts. Nur mein Körper hat Schaden genommen. Er ist es, der Schmerzen leidet.«

»Wie gesagt, es tut mir von ganzem Herzen leid«, versicherte ich.

»Es könnte viel schlimmer sein«, sagte Philebus. »Stell dir vor, wieviel mehr leid es dir jetzt täte, hättest du mir das Genick gebrochen.«

»Das stimmt«, sagte Hurtha. »Man muß für vieles dankbar sein.«

»Was waren das für Papiere?« fragte Boabissia.

»Das erzähle ich dir später.«

»Der nächste!« rief der Taurentianer am Durchgang Philebus zu. »Was willst du in Ar?«

»Ich bin Weinhändler. Man hat mich aus Torcodino vertrieben. Ich habe in Ar Verwandte und will bei meiner Kaste um Asyl nachsuchen.«

»Kannst du dich ausweisen?« fragte der Soldat.

»Ich habe Dokumente, die meine Kastenzugehörigkeit beweisen«, sagte er und kramte Papiere aus dem Rucksack.

Der Taurentianer schrieb eine Notiz auf die Rückseite und winkte ihn durch.

»Ich heiße Tarl«, sagte ich und trat vor. »Ich komme aus Port Kar, einer Stadt, die neutral zu Ar steht. Mein Freund hier ist Hurtha, ein Alar. Die freie Frau ist Boabissia, ebenfalls aus dem Lager der Alar. Die hübsche Schlampe, die mein Gepäck trägt, gehört mir. Wir haben in Ar verschiedenes zu erledigen. Nicht zuletzt wollen wir dort unser Glück machen.«

»Kannst du dich ausweisen?« fragte der Soldat.

Ich schüttelte den Kopf.

»Du hast keine Papiere?«

»Nein. Wir haben keine wie auch immer gearteten Dokumente dabei.«

Der Taurentianer musterte mich einen Augenblick lang, dann winkte er uns durch. Boabissia zitterte am ganzen Leib. Ein par Ehn später saßen wir wieder in der offenen Überlandkutsche und fuhren in Richtung Ar.

Als wir die Straßensperre hinter uns ließen, blickte ich zurück. Noch immer warteten Leute in der Schlange, weitere Kutschen fuhren heran. Die verkümmerte Leiche von Ephialtes aus Torcodino hing auf dem Pfahl, die angenagelten Passierscheine flatterten im Wind. Ich war ein Narr gewesen. Es war Ephialtes gewesen, der geschickt die Aufmerksamkeit von sich auf einen unschuldigen Weinhändler gelenkt hatte. Auf gewisse Weise mußte ich ihn bewundern. Vieles

ergab nun einen Sinn. Seine direkte Frage nach Wert-
sachen hatte mich wider Willen dazu gebracht, ihr
Versteck preiszugeben, indem ich unwillkürlich nach
der Schwertscheide tastete. Dann hatte er mit großem
Geschick die Passierscheine aus der Scheide gestohlen
und hinterher sogar die Klinge wieder zurückgesteckt.
Hätte ich nicht wie gewöhnlich jeden Morgen das
Schwert überprüft, wäre mir ihr Fehlen vor Erreichen
der Straßensperre gar nicht aufgefallen. Die ein Stück
tiefer versteckten Briefe an Gnieus Lelius, den Regenten
von Ar, und Seremides, den Hohen General, hatte
der Dieb übersehen. Doch nun hatte ich gemischte Ge-
fühle, was sie anging. Ich war jetzt mehr denn je von
ihrer Wichtigkeit überzeugt, doch das galt auch für die
Gefahr, die ihr Besitz mit sich brachte.

Die Taurentianer waren weit weg von Ar. Ich hatte
den Verdacht, daß mächtige Leute ihnen den Auftrag
gegeben hatten, Reisende und Flüchtlinge zu kontrol-
lieren und diejenigen herauszusuchen, die ihren Zielen
feindlich gegenüberstanden. Nun wußte ich, aus wel-
chen Gründen es die anderen Kuriere vermutlich nicht
geschafft hatten, mit dem Regenten Kontakt aufzuneh-
men. Ohne jeden Zweifel hatte man Ephialtes wegen
des Besitzes der Passierscheine irrtümlich für einen
Agenten Dietrich von Tarnburgs gehalten. Ich erschau-
derte. Ich hatte Glück gehabt, daß der Dieb und nicht
ich die Dokumente an der Straßensperre vorgezeigt
hatte. Vermutlich wäre ich der Aufforderung des Offi-
ziers gefolgt und hätte sie ihm überreicht. Und wenn
nicht hier, dann an anderer Stelle.

Ich lächelte bitter. Passierscheine, von wegen! Es
waren wohl eher Todesurteile gewesen, die jeden in
tödliche Gefahr brachten, der so mutig oder dumm
war, sie mit sich zu führen. Ephialtes' Leiche ver-
schwand in der Ferne. Er hatte Schutz stehlen wollen,
doch nur Tod bekommen. Wie ein winziges Insekt
hatte er sich in einem dunklen und schrecklichen Netz

verfangen, dessen Existenz er nicht einmal erahnt hatte.

»Was waren das für Papiere, die man an den Pfahl genagelt hat?« fragte Boabissia.

»Unsere Passierscheine«, antwortete ich und drehte mich um. »Morgen früh sind wir in Ar. Vielleicht kannst du vom Nachtlager aus schon die Lichter sehen.«

»Ist Ar eine große Stadt?«

»Ja«, sagte ich. »Das ist eine große Stadt.«

»Wenn wir über den Hügel sind, könnt ihr Ar sehen!« rief der Kutscher.

Boabissia stand von der Sitzbank auf und trat an die Querstange des Passagierabteils. Sie umklammerte sie mit beiden Händen.

»Weg da, beiseite!« schrie der Kutscher Reisenden zu, die die Straße blockierten.

Die Sonne schien auf unserer linken Seite. Der Berg war steil. Einige Kutschen erklommen die Steigung. Niemand hielt auf dieser Seite an, sondern nur auf der anderen, wo man in Ruhe die Stadt sehen konnte.

Eine Frau mit einem Bündel auf dem Rücken geriet ins Stolpern, faßte wieder Tritt und eilte am Straßenrand entlang. Mehr als nur einer der Passagiere erhob sich von seinem Platz. Der Kutscher hielt auf dem Hügelkamm an. Der Anblick Ars war mir nicht neu. Er würde mich weniger bewegen als andere, die ihn das erste Mal genossen.

»Unglaublich!« sagte ein Mann.

»Wunderbar!« flüsterte ein anderer.

Ihre kindliche Begeisterung brachte mich zum Lächeln. Dann stand auch ich auf. Vier oder fünf Paßsänge vor uns erhoben sich die funkelnden Mauern des prächtigen Ar.

»Ich wußte gar nicht, wie groß diese Stadt ist«, sagte jemand.

»Da ist der Zentralzylinder!« rief ein anderer Reisender und streckte den Arm aus.

In der Ferne erstreckten sich die Stadtmauern, die es auf eine Höhe von hundert oder mehr Metern brachten. Sie waren nun weiß. Der neue Anstrich konnte nur aus der Zeit nach der Herrschaft Cernus' des Thronräubers

und der nachfolgenden Wiedereinsetzung Marlenus', des Ubars aller Ubars, stammen. Sie anzusehen, fiel schwer, denn das Sonnenlicht verlieh ihr einen grellen Schein. Man sah das große Tor und die Viktel Aria, die zu ihm hinführende Hauptstraße. Bald würden auch wir auf ihr fahren. Innerhalb der mächtigen funkelnden Mauern erhoben sich Tausende von Gebäuden und ein wahrhafter Wald aufstrebender Türme unterschiedlicher Höhen und Farben. Wie ich wußte, wurden viele dieser Türme auf verschiedenen Ebenen durch ein Netzwerk erhabener Brücken miteinander verbunden. Aus dieser Entfernung erkannte man sie jedoch mit Ausnahme eines gelegentlichen Funkelns kaum.

»Ich glaube nicht, daß ich je so etwas Schönes gesehen habe«, sagte ein Mann.

Wir sahen auf die wohl großartigste Stadt des bekannten Gor.

»Ich hätte nie gedacht, daß Ar so aussieht!« murmelte ein anderer der Passagiere.

Ich erinnerte mich an das Große Tor. Ich erinnerte mich an die Horde des Pa-Kur. Ich hatte nichts vergessen: das Haus des Cernus, das Stadion der Tarns, den großen Tarn mit dem Namen Ubar des Himmels, die sich befehrenden Fraktionen und das Stadion der Klingen mit seinem blutigem Sand. Genausowenig wie ich die Straßen, die Bäder, die Läden, die edlen breiten Straßen mit ihren Springbrunnen oder die gewundenen schmalen Gassen der unteren Distrikte vergessen hatte, die – vom Sonnenlicht abgeschirmt – kaum breiter als ein dunkler Korridor waren.

»Das ist unglaublich!«

Ich blickte auf die Stadt nieder. An solchen Orten treffen die elementaren Bestandteile zusammen, die die Welt ausmachen. Hier gab es Armut und Reichtum; hier fand man seltene, kostbare Nischen der Kultur, die erstaunlichen, bewegenden Freuden der Kunst und Musik, die Wahrheiten des Theaters und der Literatur.

Hier erhoben sich die Wahrzeichen der Architektur, die die Bedeutung des Menschen verkündeten; Symbole, die an Gebirge erinnerten und doch von Hand gefertigt waren. Hier fand man Eisen und Silber, Gold und Stahl, die Stühle der Finanzwelt und die Thronessel der Macht. Ich betrachtete die funkelnde Stadt. Wie verblüffend sie mir doch erschien! Solche Orte wirkten wie Magneten auf den Menschen, sie riefen ihn wie wunderschöne Sirenen, sie lockten ihn in ihre außergewöhnlichen Wunder hinein, verhexten ihn mit Versprechen, die oftmals auf trügerische Weise ins Ohr geflüstert wurden. Sie waren die Symbole ganzer Rassen. Hier suchte man das Glück, gewann ganze Vermögen und verlor sie wieder; hier gab es Menschenmengen und Einsamkeit; der Erfolg schritt auf derselben Straße wie das Scheitern; auf ihren Plätzen drängelten sich Hoffnung neben Verzweiflung, und Bedeutung aß an derselben Tafel wie Sinnlosigkeit. An solchen Orten fand man das Beste und das Schlimmste, zu dem der Mensch fähig ist, hier kamen seine Vergangenheit und seine Zukunft, sein Schmerz und sein Vergnügen, seine Dunkelheit und sein Licht an einem Brennpunkt zusammen.

»Getränke, kalte Getränke!« rief eine Frau, die am Straßenrand einen Stand hatte und auf die Kutsche zukam. Auf der Hügelkuppe hätte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Es war ein Ort, an dem Kutschen, Fuhrwerke und Reisende häufig anhielten. Hier konnte man Geld verdienen. Die Frau schien den Anblick der Stadt nicht wahrzunehmen. Sie hatte ihn schon Tausende von Malen gesehen. Ihr Blick war auf mögliche Kundschaft gerichtet.

»Möchtest du etwas zu trinken?« fragte ich Boabissia.

»Gern«, erwiderte sie.

Ich kaufte ihr für ein Tarskstück Larmasaft.

»Ist er kühl?«

»Ja.« Der Morgen war heiß.

Vermutlich lagerte man den Saft über Nacht in Amphoren, die bis zum Rand in die kühle Erde eingegraben wurden. Nach Gor verschleppte Erdenmädchen begreifen oft nicht, warum so viele dieser mit zwei Griffen und einem flachen Hals versehenen Behälter einen so schmalen zugespitzten Fuß besitzen, da man sie nicht auf diesem Fuß abstellen kann. Sie wissen eben noch nicht, daß diese Behälter gar nicht zum aufrechten Stehen konstruiert sind. Man versenkt sie in einem Lagerloch, wo ihr Inhalt kühl bleibt. Der spitze Fuß bohrt sich in die weiche Erde am Boden des Erdlochs.

»Brot, Fleisch!« rief ein Mann und trat ebenfalls an die Kutsche heran. Einige von uns bedienten sich. Ich kaufte ein paar Stücke Sa-Tarna-Brot und Streifen getrocknetes Tarskfleisch, aß davon und gab den Rest an Boabissia und Hurtha weiter. Dann begab ich mich an das Kutschenende und gab Feiqa etwas zu essen. Allerdings erlaubte ich ihr nicht, die Speisen in die Hand zu nehmen, sondern reichte sie zwischen den dicken Holzstäben hindurch, hinter denen sie beim Gepäck kniete, und fütterte sie. »Danke, Herr«, sagte sie.

Ich ging zurück. Einige der Passagiere waren ausgestiegen.

Ich sah wieder zu den stolzen Mauern des prächtigen Ar hinüber, die in der Ferne funkelten.

»Ich kann es nicht erwarten, mein Erbe einzufordern«, sagte Boabissia.

Ich nickte und aß auf.

»Wir wollen weiter!« rief der Kutscher den Männern zu, die ausgestiegen waren.

Ich richtete den Blick auf die Stadt. Von hier aus sah sie wunderschön aus. Doch ich wußte, daß irgendwo dort der Verrat lauerte, vielleicht in den dichtbevölkerten Vierteln, aus denen der Mob wie eine Flutwelle hervorbrechen konnte, oder in den abgeschirmten Höfen und Gärten, wo die edlen Ladies den neusten Klatsch austauschten, während sie Nektar tranken und mit aus-

erlesenen Köstlichkeiten spielten, die ihnen von Seidensklaven serviert wurden. Vielleicht lauerte er auch in den Häusern oder Türmen, oder auf den Straßen oder in den großen Bädern. Irgendwo hinter den Mauern warteten die Verräter auf die Stunde zum Zuschlagen, wie Schlangen, die zusammengerollt in der Finsternis der Korruption und geheimen Zusammenkünfte lauerten.

»Ein schöner Anblick«, sagte ein Passagier, der die Kutsche bestieg und sich kurz neben mich stellte.

»Ja, das ist es«, erwiderte ich.

Von unserem Standort aus sahen wir weder Schmutz noch Verbrechen, Armut oder Hunger. Wir entdeckten weder Schmerz, Elend oder Habgier. Doch trotz aller dieser Dinge, die die Stadt ihren Einwohnern zufügt, ist sie beeindruckend. Wie kostbar muß sie sein, daß so viele Menschen bereit sind, ihren Preis zu bezahlen. Ich fragte mich, warum das so war, ich, ein Reisender und Soldat, der sich mehr auf den aufgewühlten Wellen des Meeres und den sturmuhtosten Feldern zu Hause fühlte als auf den Straßen und Plätzen. Vielleicht lag es daran, daß die Stadt voller Leben ist. In ihrer Nähe zu sein, von ihrem Leben berührt zu werden, ihre Zylinder als die ihren zu bezeichnen, ist für viele bereits Lohn genug.

Der letzte Passagier stieg ein.

Ich wandte den Blick nicht von der Stadt. Ja, dachte ich, es ist alles da, die Kultur, die verschlungene Poesie der Bauwerke, die unglaublichen Orte, wo einfache Ziegel, den Kopf hoch über den Wolken, zu sprechen und zu singen gelernt haben, was die Vorbeigehenden jedoch kaum verstehen. Hier findet man alles, Schmutz und Verbrechen, Eisen und Silber, Gold und Stahl, Parfüm und Seide. Hier findet man Liebe und Lust, Herrschaft und Unterwerfung, die Besitzenden und jene, die hilfloses Eigentum sind; hier findet man Ränkespiel und Habgier, Ehre und Anstand, gebrochene Verspre-

chen und Verrat; die Starken und die Schwachen. Hier findet man die Festungen des Menschen, mögen sie auch schmutzig, übervölkert und zerbrechlich sein. Sie sind Schlösser und Kerker, Arenen und Plätze zugleich; sie sind die Städte, sie sind die Zitadellen der Zivilisation.

Der Kutscher zog an den Zügeln und trieb seinen Tharlarion an.

Ich kehrte zu meinem Sitzplatz zurück.

»Kennst du Ar?« fragte der Mann, der neben mir saß.

»Ja.«

»Dann ist dieser Anblick für dich nicht neu.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du mußt mir verzeihen, aber ich fand ihn erstaunlich.«

»Das geschieht oft beim ersten Mal«, sagte ich.

Die Kutsche fuhr den Hügel hinunter. Die eisenbeschlagenen schmalen Reifen knirschten auf der Pflasterstraße. Ich beobachtete, wie die Mauern Ars immer näher kamen.

»Du kommst aus Torcodino?« fragte der Mann.

»Ja.«

»Von deiner Sorte sind Tausende in der Stadt«, sagte er. »Aus Torcodino und anderen Städten.«

Das stimmte. Ich hatte Ar noch nie so voller Menschen gesehen.

»Wir brauchen hier nicht noch mehr von euch Flüchtlingen!« keifte eine der Sulsverkäuferinnen auf dem Teibarmarkt.

»Wir suchen Unterkunft«, sagte ich.

»Das ist schwierig«, sagte der Mann. »Was soll ich dir sagen?« Er warf Feiqa einen Blick zu, die sofort den Kopf senkte. Sie kniete hinter mir, das Gepäck noch immer auf dem Rücken. Als wir den freien Mann angesprochen hatten, war sie sofort auf die Knie gegangen, wie es sich gehörte.

»Ihr könntet es bei den Insula im Süden versuchen, unterhalb des Tarnplazas.«

Insula waren mehrstöckige Mietskasernen.

»Im Anbar-Distrikt?« fragte ich skeptisch.

»Oder bei den Insula im Metellan-Viertel.«

»Und was liegt östlich der Straße des Zentralzylinders?«

»Da wäre noch der Trevelyan-Distrikt.«

»Das hört sich nett an«, sagte Boabissia.

»Da müßten wir hoffen, die Nacht lebendig zu überstehen«, sagte ich.

»Du kennst die Stadt?« fragte der Mann.

»Ich bin schon mal hiergewesen.«

»Ihr seid doch beide kräftige Burschen«, meinte er. »Ich bezweifle, daß euch jemand belästigen würde.«

»Sollte man uns belästigen, haben sie hoffentlich Geld dabei«, sagte Hurtha.

»Wir haben nicht viel, was sich zu stehlen lohnt«, sagte ich dem Mann.

»Ihr habt eine freie Frau dabei«, erwiderte er. »An gewissen Orten bringt einem das viel Geld ein.«

»Ich habe keine Angst«, sagte Boabissia.

»Ein tapferes Mädchen«, sagte er.

»Ich kann auf mich selbst aufpassen.«

»Nun gut, ihre Dummheit könnte den Preis drücken.«

»Ich bin nicht dumm!« rief Boabissia.

»Verzeih mir«, erwiderte der Mann aus Ar. »Deine Bemerkung hat mich auf den Gedanken gebracht.«

Boabissia starrte ihn wütend an.

Er erwiderte den Blick; es war einer jener Blicke, die eine Frau gegen ihren Willen ausziehen und jede Linie ihres nackten Körpers begutachten.

»Sieh mich nicht so an!« fauchte Boabissia. »Ich bin frei!«

Er dachte gar nicht daran, wegzuschauen. »Du trägst keinen Schleier«, stellte er fest.

»Ich bin eine Alar!«

»Nein«, sagte Hurtha, »sie ist keine Alar.«

»Ich habe beim Wagnervolk gelebt.«

»Das stimmt.«

Wie bereits erwähnt, hatte Boabissia nur wenig Ähnlichkeit mit einer typischen Alar. Sie schien eher eine der anschniegenden, schönen Stadtfrauen zu sein, die für gewöhnlich auf dem Sklavenmarkt enden.

»In welchem Distrikt könnten wir es versuchen?«

»Ich habe bereits mehrere vorgeschlagen«, sagte der Bürger.

»Ar ist eine große Stadt.«

»Und ihr wollt eine vernünftige Unterkunft.«

»Ja.«

»Und seid bereit, einen Silbertarsk pro Übernachtung zu bezahlen.«

»Nein.« Das konnten wir uns nicht leisten.

»Dann werdet ihr kaum etwas finden.«

»Ich danke dir für deine Zeit, Bürger«, sagte ich.

»Stimmt es, daß in der Nähe von Torcodino eine große cosische Streitmacht lagert?« fragte er.

Ich nickte.

»Haben sie die Stadt erobert?«

»Kann ich mir nicht vorstellen«, antwortete ich.

»Aber die vielen Flüchtlinge!«

»Man hat sie aus der Stadt gewiesen, um die Verteidigung zu erleichtern.«

»Angeblich soll die Hauptstreitmacht von Cos auf Ar-Station vorrücken.«

»Das bezweifle ich.«

»Aber das ergäbe einen Sinn«, meinte der Bürger.

»Die Cosianer wollen die Herrschaft über den Fluß und sein Einzugsgebiet erringen. Allein darum geht es. Und darum wird ihr Hauptvorstoß auch dort stattfinden. Vermutlich handelt es sich sowieso bloß um einen Raubzug.«

»Ar ist in Gefahr«, erklärte ich.

»Die würden es niemals wagen, sich uns in einer offenen Schlacht zu stellen.«

»Ar ist sogar in großer Gefahr.«

»Ar ist unbesiegbar«, erwiderte er.

»Die Hauptstreitmacht von Cos steht in der Nähe von Torcodino.«

»Hier wimmelt es nur so vor Gerüchten. Man weiß nicht, was man glauben soll.«

»Ich nehme einmal an, daß der Regent, der Hohe Rat und der Generalstab gut unterrichtet sind«, sagte ich.

»Zweifellos.«

»Wo ist Marlenus?«

»In den Voltai«, erwiderte der Bürger. »Auf einer

Strafexpedition gegen Treve.« Das hatte ich auch schon gehört.

»Stimmt es eigentlich, daß er schon seit Monaten abwesend ist?«

»Ja.«

»Kommt dir das nicht seltsam vor?« fragte ich den Mann.

»Er tut, was er will«, erwiderte er. »Er ist der Ubar.«

»Stört es denn hier niemanden, daß er in möglicherweise gefährlichen Zeiten abwesend ist?«

»Gäbe es eine echte Gefahr, würde er schnell zurückkehren«, sagte der Bürger. »Er ist nicht zurückgekehrt. Also besteht auch keine echte Gefahr.«

»Bist du wirklich dieser Meinung?«

»Ja. Jeder unserer Jungs könnte es mit einem Dutzend Cosianern aufnehmen.«

»Ich bin der Meinung, Marlenus sollte zurückkehren. Vielleicht hat man in der Weite der Voltai den Kontakt zu ihm verloren.«

»Das wäre möglich«, meinte der Bürger. »Aber die Stadt braucht ihn nicht.«

»Ist der Ubar denn nicht beliebt?« wollte ich wissen.

»Er herrscht schon seit langer Zeit über Ar«, erklärte der Mann. »Vielleicht ist es an der Zeit für einen Wechsel.«

»Denken viele so?«

»Das hört man überall«, erwiderte er. »In den Tavernen, auf den Märkten, in den Bädern. Gnieus Lelius ist ein ausgezeichnete Regent. Marlenus ist zu kriegerisch. Die Stadt ist sicher. Wir werden nicht bedroht. Der Handel mit Cos interessiert uns nur am Rande.«

»Will Gnieus Lelius Ubar werden?«

»Nein. Dafür ist er zu bescheiden und demütig. Die Falten des purpurfarbenen Umhangs und die Last des Ubar-Medallions bedeuten ihm nichts. Er kümmert sich nur um eine reibungslose Regierung und um Frieden und Wohlstand.«

»Und du bist davon überzeugt, daß ihm Ars Wohl am Herzen liegt?«

»Aber natürlich.« Die Antwort beruhigte mich. Falls sich dieser Gnieus Lelius tatsächlich für das Wohl Ars einsetzte, mußte er handeln. Wenn er als Regent Fehler begangen hatte, dann lag das vermutlich an mangelnden Informationen, ungerechtfertigter Zuversicht oder an seiner Einfalt. So etwas findet man oft bei Idealisten, die von sanftem Gemüt, gedankenvoll und voller Vertrauen sind. Von Phrasen, Dichtungen und Träumen geblendet, sind sie davon überzeugt, daß sogar der wilde Larl im Innersten über ihre Güte verfügt. Sie nehmen die Realität einfach nicht wahr; wenn sie die Welt beschreiben sollen, wählen sie als Metapher eine Blume. Irgendwann entdecken diese Leute dann, daß sie in einer Welt harter Tatsachen leben; sie müssen voller Enttäuschung schließlich ihre Fehler einsehen, aber dann fahren sie die Ernte ihrer Dummheit ein und müssen zusehen, wie ihre Zivilisation untergeht, wie ihre Welt unter den scharfen Klingen der Macht und der Realität blutend fällt! Doch kann das der betroffenen Allgemeinheit ein Trost sein?

»Was ist mit Seremides, dem General?« fragte ich.
»Hat er keine Absichten auf den Thron?«

»Udenkbar. Er ist so ergeben wie die Steine des Zentralzylinders.«

»Ich verstehe.« Meine Fragen beruhten natürlich nicht nur auf dem offensichtlichen Gedanken, daß der Mantel des Ubars für einen starken, ehrgeizigen Mann ein verlockendes Ziel darstellt, sondern vor allem auf der Tatsache, daß sich Ar in einer bedrohlichen Situation befand, ob es ihm nun bekannt war oder nicht. In solchen Zeiten ist es angesichts des Versagens und der Unfähigkeit ziviler Verwaltung schon öfter vorgekommen, daß Soldaten erkennen, was zu tun ist und um des blanken Überlebens willen die Macht ergreifen und versuchen, die nötige Disziplin und Ordnung durchzu-

setzen, ohne die die Katastrophe nicht abzuwenden wäre.

»Aber man erwartet doch sicher nicht, daß die Geschichte Ars auf unabsehbare Zeit von einer Regentschaft bestimmt werden.«

»Marlenus wird in Kürze zurückerwartet«, sagte der Bürger.

»Und angenommen, er kommt nicht? Was dann?«

»Da gibt es noch eine andere Möglichkeit«, meinte er. »Sogar eine recht bemerkenswerte.«

Ich sah ihn fragend an.

»Eine Ubara.«

»Eine Ubara?«

»Die Frau, die Marlenus' Tochter war, bis er sie verstoß. Talena. Hast du je von ihr gehört?«

Ich nickte.

»Marlenus war sehr unzufrieden mit ihr. Irgendeine Geschichte in den Wäldern des Nordens. Er hat sie aus der Familie verstoßen, sie war nicht länger seine Tochter. Jahrelang hat sie zurückgezogen im Zentralzylinder gelebt. Jetzt, da Marlenus nicht da ist, trägt man sie dank der Großzügigkeit von Gnieus Lelius wieder in aller Öffentlichkeit in einer Sänfte durch die Straßen von Ar.«

»Das geschieht doch bestimmt nicht in Marlenus' Sinn«, sagte ich.

Der Bürger zuckte mit den Schultern. »Marlenus ist nicht da.«

»Wie könnte sie Ubara werden?« fragte ich. »Marlenus hat sie verstoßen, sie ist nicht länger seine Tochter.«

»Ich bin kein Rechtsgelehrter«, sagte er. »Ich weiß es nicht.«

»Aber sie nennt doch bestimmt keinen Heimstein ihr eigen.«

»Gnieus Lelius hat ihr erlaubt, den Heimstein zu küssen. Es war eine öffentliche Zeremonie. Sie ist wieder Bürgerin von Ar.«

»Gniewus Lelius scheint ein großzügiger, ehrenhafter Bursche zu sein.«

»Er ist ein Patron der Künste«, sagte der Bürger. »Er hat Parks und Museen gestiftet. Auf diese Weise hat er die Eliten für sich gewonnen. Meine Stimme hat er, weil er verschiedenen Klassen ihre Schulden erließ. Das hat meine finanziellen Bürden beträchtlich erleichtert. Die unteren Kasten lieben ihn, weil er auf eigene Kosten Brot und Paga verteilen läßt und Spiele und Rennen finanziert. Außerdem hat er neue Feiertage eingeführt.« Er hat das Leben in Ar angenehmer und leichter gemacht. Das Volk ist größtenteils auf seiner Seite.«

»Bist du davon überzeugt, daß ihm das Wohl von Ar am Herzen liegt?«

»Natürlich.«

»Ist es schwer, ihm einen Besuch abzustatten?«

»Man geht nicht einfach zum Zentralzylinder und klopft an seine Tür«, antwortete er.

»Das kann ich mir auch nicht vorstellen.«

»Aber Gniewus Lelius hat es sich zur Aufgabe gemacht, für das Volk erreichbar zu sein. Das ist einer der Gründe, warum er so beliebt ist.«

»Also werden Bürger zum Regenten vorgelassen und können ihn nicht nur aus der Ferne sehen, bei offiziellen Spielen oder Prozessionen?«

»Aber natürlich.«

Das hörte ich gern. Ich hatte eilige Briefe für Gniewus Lelius und Seremides. Irgendwie mußte es mir gelingen, sie ihnen auszuhändigen. Ich hatte befürchtet, dies könnte mit großen Schwierigkeiten verbunden sein; ich wollte diese Briefe auf keinen Fall irgendwelchen Untergebenen überlassen. Wem konnte man schon vertrauen? Davon abgesehen verspürte ich keine Lust, mir den Weg durch die Korridore des Zentralzylinders freizukämpfen, nur um eine Privataudienz zu erringen.

»Man kann also tatsächlich mit ihm sprechen?« vergewisserte ich mich.

»Aber sicher.«

»Wann findet die nächste öffentliche Audienz statt?«

»In zwei Tagen.«

»Ist da Gerichtstag?«

»Viel besser«, sagte der Bürger. »Das ist einer der neuen Feiertage, der Tag der Großzügigkeit und der Bittsteller. Die Audienzen finden in der Nähe des Zentralzylinders statt, auf der Straße des Zentralzylinders.«

»Ich danke dir«, sagte ich.

»Willst du ihn denn sprechen?«

»Es könnte mich reizen, einen Blick auf ihn zu werfen.«

»Er ist ein charmanter Mann.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Viele unbedeutende Bitten werden erfüllt«, fuhr er fort. »Und auch einige der größeren. Bei den schwierigen Fällen hängt es natürlich von der Rechtmäßigkeit der Bitte ab.«

»Das ist verständlich.«

»Die Bittsteller müssen sich am Seil einfinden.«

»Was ist das?«

»Der Regent kann natürlich nicht jedem eine Audienz gewähren. Diejenigen, denen der Zutritt gewährt wurde, tragen das Gnieus Lelius-Großzügigkeitsband, das um ihre Taille geschlungen ist und dann an dem Seil, das zum Thronpodest führt, festgebunden wird. Nun ja, eigentlich ist es kein Seil, sondern eine Samtkordel. Das hilft, die Reihe gerade zu halten. Außerdem hat man so die Zahl der Bittsteller unter Kontrolle, da dies alles unter freiem Himmel geschieht.«

»Ich verstehe. Und wie bekommt man einen Platz am Seil?«

»Das ist manchmal eine häßliche Angelegenheit.«

»Schön!« rief Hurtha erfreut.

»Vermutlich sollte man früh da sein«, sagte ich.

»Manche Leute sind bereits zur vierzehnten Ahn des Vortags da.«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Nochmals vielen Dank, Bürger.«

»Du könntest es in Ludmillas Freudenhausgasse versuchen. Es liegt hinter der Straße von Turia.«

»Was denn?«

»Das Haus, das ich euch empfehle.«

»Ach so, ja richtig.«

»Weißt du, wo das ist?«

»Ich kenne die Straße von Turia, danke.« Der Name leitete sich von der Stadt in der südlichen Hemisphäre ab und ist zweifellos eine freundliche Geste von Seiten Ars. Die Straßenseiten werden passenderweise von stattlichen Tur-Bäumen gesäumt. Es ist eine breite Allee mit Springbrunnen. Sie ist bekannt für ihre eleganten Läden.

»Es ist in der Nähe der Straße der Brandzeichen.«

»Genau.«

»Nochmals vielen Dank. Wir versuchen es dort.«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich wünsche dir ebenfalls alles Gute.«

Er drehte sich um und ging. Die Frau, die in der Nähe auf einer Wolldecke vor ihrem Korb Suls saß, sah auf. »Wollt ihr Suls?«

»Nein.«

»Dann verschwindet.«

»Kommt«, sagte ich zu meinen Gefährten. Ich führte sie auf der Venaticus in östliche Richtung, bis wir zur Straße des Zentralzylinders kamen. Eigentlich wollte ich auf der Allee nach Süden gehen, bis wir zur Straße der Wagen kämen. Es gibt in Ar mehrere Straßen der Wagen, aber jene, die ich im Sinn hatte und die zur Straße der Brandeisen führte, wurde allgemein Straße der Wagen genannt. Straßen mit diesem Namen verlaufen gewöhnlich von Osten nach Westen; ich glaube, man nennt sie so, weil sie tagsüber für den Wagenverkehr geöffnet und breit genug sind, daß zwei Fuhrwerke oder Kutschen aneinander vorbeifahren können. Viele Straßen Ars sind so schmal, daß der Wagenver-

kehr am Tag eingeschränkt ist. Bei den Alleen und Prachtstraßen ist das natürlich anders, denn sie sind in der Regel erheblich breiter. Übrigens kommen viele Mädchen über die Straße der Wagen nach Ar, obwohl sie nur wenig von der Umgebung sehen, da sie an den Zentralbalken der blaugelben Sklavenwagen gekettet sind. Die Nummern auf den Anhängern an ihren Sklavenkragen sorgen dafür, daß man sie bei dem richtigen Haus auf der Straße der Brandeisen abliefert.

»Wie schön!« rief Boabissia aus.

»Die Straße des Zentralzylinders«, sagte ich. »Sie ist wirklich schön. Hier entlang.«

»Ich bin durstig«, sagte Hurtha und ging auf einen der vielen Springbrunnen zu. Wir schlossen uns ihm an.

Hurtha lehnte seine Axt gegen den Brunnen, tauchte den Kopf ins Wasser und kam prustend wieder hoch. Er schöpfte eine Handvoll Wasser und spritzte es sich ins Gesicht, dann trank er. Ich bediente mich ebenfalls. Boabissia trank geziert auch einen Schluck. Offenbar hatte sie in unserer Gesellschaft etwas von ihrer Weiblichkeit entdeckt. Zumindest verzichtete sie auf die peinlichen und lächerlichen Versuche, das Benehmen eines Alar-Kriegers nachzuahmen.

Sie richtete sich wieder auf. »Da kommt eine Sänfte, die von Soldaten eskortiert wird«, sagte sie.

Ein paar Leute versammelten sich, um zuzusehen, doch sie achteten darauf, den Soldaten und der Sänfte genug Platz zu lassen. Die Seidenvorhänge waren zugezogen. Lange Stangen hielten die Sänfte zwischen den beiden Tharlarion, die sie trugen. Die Gruppe bewegte sich auf den Zentralzylinder zu. Die Soldaten waren Taurentianer.

»Ist das eine Frauensänfte?« fragte Boabissia.

»Ja«, antwortete ich.

»Es sind doch die Palastwachen, oder?« wollte Hurtha wissen.

»Vermutlich«, sagte ich. »Auf jeden Fall gehören sie zur selben Sorte wie die Palastwachen. Sie heißen Taureritaner.«

»Sie machen einen tüchtigen Eindruck.«

»Das sind sie auch, verlaß dich drauf.« Die Blicke der Soldaten ruhten vorwiegend auf der Menschenmenge. Es bestand wenig Zweifel, daß solche Männer eine tüchtige Wache bildeten. Nun wurde die Sänfte nicht von Sklaven, sondern von Tharlarion transportiert, wofür es mehrere Gründe geben konnte. Da war die einfache Zurschaustellung von Reichtum, da gute Tharlarion meistens teurer als Sklaven sind. Aber vielleicht schätzte man die Passagierin als zu kostbar ein, um sie der Nähe von Trägersklaven auszusetzen. Schließlich waren es Männer. Vielleicht hielt man sie auch einfach für zu schön, um sie den Händen von Sklaven zu überlassen. Konnte nicht immer etwas geschehen, wenn die Schönheit die Sänfte voller Anmut bestieg oder sie verließ? Eine sorglose Bewegung des Schleiers, die ein Stück Hals enthüllte, das unwillkürliche Anheben des Gewands der Verhüllung, das den Männern einen flüchtigen Blick auf ein nacktes Fußgelenk erlaubte?

»Wessen Sänfte ist das?« fragte ich einen Passanten.

»Weißt du das nicht?«

»Nein. Wir sind erst heute in Ar eingetroffen.«

»Aus Torcodino?«

»Ja.«

»Das ist die Sänfte der Frau, die vielleicht die Ubara von Ar wird.«

»Talena«, sagte ein anderer Mann.

»Was ist?« fragte Boabissia.

»Nichts«, erwiderte ich und sah der Sänfte hinterher.

»Wie kann diese Talena die Ubara von Ar werden? Soviel ich weiß, hat Marlenus sie doch verstoßen.«

»Man kann ihr einen rechtmäßigen Anspruch auf die Thronfolge besorgen«, sagte der Passant. »Darüber wurde diskutiert.«

»Aber doch nicht als Angehörige von Marlenus' Geschlecht.«

»Nein, das nicht. Aber man muß nicht zu Marlenus' Linie gehören, um in Ar zu herrschen. Minus Tentius Hinrabi und Cernus haben beide Ar beherrscht, und keiner entstammte seiner Linie.«

»Das ist wahr«, sagte ich.

»Sie ist eine freie Bürgerin«, erklärte der Mann. »Also könnte man ihr den Anspruch verleihen.«

»Warum denn nicht Gnieus Lelius oder Seremides?«

»Erfreulicherweise ist keiner von beiden ehrgeizig.«

»Aber warum gerade sie?« wollte ich wissen. »Warum nicht irgend jemand anders?«

»Sie gehörte einst zur königlichen Familie. Sie war die Tochter des Marlenus.«

»Ich verstehe«, sagte ich und drehte mich wieder zur Sänfte um, konnte sie aber nicht mehr sehen.

»In welche Richtung müssen wir?« fragte Hurtha.

»Dort entlang.« Wir konnten auf der Straße des Zentralzylinders nach Süden gehen, etwa vier oder fünf Passang, nach links auf die Straße der Wagen abbiegen und dort bis zur Straße von Turia bleiben. Irgendwo in der Nähe befand sich Ludmillas Freudenhausgasse. Auf der Straße von Turia würde ich noch einmal nach der Richtung fragen müssen, bezweifelte aber keinen Augenblick lang, daß wir das Viertel schnell finden würden.

»Wie heißt die Straße?« fragte Boabissia.

»Ludmillas Freudenhausgasse.«

»Der Name gefällt mir nicht«, sagte Boabissia.

»Ich finde nicht, daß es schlecht klingt«, sagte ich.

»Allerdings nicht«, meinte Hurtha.

»Hier stinkt es ja schrecklich«, beschwerte sich Boabissia.

»Übergib dich nicht«, sagte ich. »Du wirst dich schon daran gewöhnen.«

»Ich sage ihnen immer wieder, sie sollen den Deckel drauf legen«, murrte der Vermieter und hielt die kleine Lampe ein Stück höher. »Aber er ist natürlich schwer, und so bleibt er oft ein Stück geöffnet.« Mit einem knirschenden Geräusch schob er den schweren Terracotta-deckel auf dem großen Bottich zurecht. Er stand am Fuß der Treppe, wo man die Nachtgeschirre in den Bottich entleeren konnte. Diese Bottiche werden ein- oder zweimal pro Woche ausgetauscht; man lädt sie auf Wagen und bringt sie aus der Stadt, wo sie in eine der Carnarii, der Abfallgruben, geleert werden. Man spült sie aus, und der Kunde erhält sie wieder zurück, wenn es soweit ist. Es gibt mehrere Gesellschaften, die auf diesem Gebiet tätig sind. Die Arbeit selbst wird von Sklaven verrichtet, die dabei von freien Männern überwacht werden.

»Folgt mir«, sagte der Vermieter und stieg die Treppe hinauf. Sein Name war Achiates.

Ich machte den Anfang, dann kamen meine Gefährten. Feiqa bildete den Abschluß. Die Treppe war so schmal, daß zwei Leute kaum nebeneinander gehen konnten. Dadurch war sie leicht zu verteidigen. Außerdem war sie steil. Das war gut. Sie hatte keine offenen Seiten, sondern verlief zwischen zwei Wänden. Das sparte Platz und sorgte für zusätzliche Zimmer. In einem engen Insula ist Platz etwas Kostbares. Die Treppenstufen waren schmal. Das war nicht so gut, es sei denn, man hielt sich auf einem Treppenabsatz auf. Dort

würde man sich dann zur Verteidigung aufstellen. Die Stufen waren alt, einige schon lose. Ein kurzes Stück gingen wir im Licht der engen Vorhalle, das durch die Jalousien des Eingangstors drang, aber dann waren wir auf die Lampe des Vermieters angewiesen. In ihrem Schein entstanden seltsame Schatten.

»Ich kann diesen Gestank nicht ertragen«, klagte Boabissia.

»Das Zimmer kostet ein Tarskstück die Nacht«, erklärte Achiates. »Nehmt es oder laßt es bleiben. Ihr habt Glück, daß überhaupt noch eins frei ist. Es herrschen geschäftige Tage in Ar.«

»Wir hätten eine bessere Unterkunft haben können, wenn es da nicht gewisse Schwierigkeiten gegeben hätte«, murmelte Boabissia gereizt.

Das war durchaus möglich, obwohl ich mich da nicht festlegen wollte. Einige der Insula, die wir uns angesehen hatten, erlaubten keine Sklaven auf dem Zimmer. Andere wiederum hatten ihre Gehege im Keller oder auf dem Hof. Ich wollte Feiqa jedoch bei uns haben. Sie war hübsch. Ich wollte nicht, daß man sie mir stahl.

»Das Insula von Achiates ist das beste Insula in ganz Ar!« prahlte der Vermieter.

»Es ist dunkel«, sagte Boabissia.

»Wie weit ist es noch?« fragte ich.

»Nicht weit.«

Wir stiegen weiter hinauf und kamen an einigen Treppenabsätzen vorbei. In den meisten Insula sind die Decken sehr niedrig; in den wenigsten Zimmern kann ein Mann aufrecht stehen. So hat man Platz für zusätzliche Etagen.

Ich streckte die Hand aus und berührte die Mauern, die die Treppe einschlossen. Sie waren zerklüftet; an einigen Stellen gab es lange waagrechte Risse, immer dort, wo der statische Druck den Putz zum Platzen gebracht hatte. Das Insula des Achiates war möglicherweise das beste Insula in Ar, aber ich fand, daß sein Zu-

stand dennoch nicht der allerbeste war. Ein paar kleine Reparaturen hätten nichts geschadet. Die Wände wirkten oftmals verrottet; es gab Wasser- und andere Flecken.

»Dieses Haus stinkt«, verkündete Boabissia. »Es stinkt.«

»Es sind diese verdammten Bälger«, sagte Achiates. »Sie sind zu faul, um nach unten zu gehen.«

»Hier wohnen Familien?« fragte Boabissia ungläubig.

»Natürlich. Die meisten meiner Mieter wohnen ständig hier.«

Wir stiegen weiter hinauf. Wir waren an mindestens sieben oder acht Etagen vorbeigekommen.

»Es ist stickig hier«, klagte Boabissia. »Ich kann kaum atmen.«

Solche Mietskasernen waren nicht für gute Lüftung bekannt, genausowenig für Eleganz oder Geräumigkeit. Dafür sind sie leicht zu beheizen.

»Es ist so heiß hier«, sagte Boabissia.

»Du hast aber viele Beschwerden«, bemerkte Achiates.

»Es ist so dunkel hier«, sagte Boabissia, »Wie soll man sich hier nur zurechtfinden?«

»Das wird schon besser mit der Zeit.«

»Du hättest im Treppenhaus Lampen anbringen sollen«, maulte Boabissia. »Ich nehme an, Tharlarionöl ist wohl zu teuer.«

»Ja«, sagte Achiates. »Aber es ist auch gegen das Gesetz.«

»Warum?« fragte ich.

»Die Feuergefahr.«

»Oh!« stieß Boabissia ernüchtert hervor.

Mietskasernen dieser Art sind berüchtigt wegen der Brandgefahr. Es kommt vor, daß ganze Stadtviertel durch ein einziges Feuer ausgelöscht werden.

»Dürfen wir im Zimmer eine Lampe haben?« fragte ich.

»Natürlich«, sagte der Vermieter. »Solange ihr ordentlich damit umgeht. Aber es könnte sein, daß ihr sie kaum anzündet. Sie verpestet die Luft.«

»Ist dein Haus versichert?«

»Nein.«

Das hörte ich gern. Er käme nicht in Versuchung, das Insula anzuzünden, um Geld von der Versicherung zu kassieren. Andererseits war es nicht ungewöhnlich, daß er das Gebäude nicht versichert hatte. Das lag nicht allein an der Zuversicht des Besitzers, sondern auch an der Schwierigkeit, eine Versicherung zu finden, deren Prämien bezahlbar waren. Die meisten Unternehmen dieser Art akzeptierten das mit einer Feuerversicherung verbundene Risiko nicht.

Wir kamen zum nächsten Absatz.

Ein Geräusch ertönte, und Achiates hob die Lampe. Ein Sklavenmädchen kam in Sicht. Sie war barfuß. Ihre außerordentlich kurze Tunika klaffte bis zum Nabel auf. Ihr Haar war zerzaust. Ihr Kragen funkelte im Lampenlicht. Als sie uns sah, warf sie sich gehorsam auf den Bauch.

»Sie gehört Clitus, dem Schneider. Er wohnt eine Etage höher«, erklärte der Vermieter.

Das Mädchen zitterte.

Offenbar duldete Achiates nur hinreichend erzogene und ausgebildete Sklaven in seinem Haus.

Wir gingen weiter. Das Mädchen hatte hellbraunes Haar. Als wir an ihr vorbei waren, stand sie auf. Das Klatschen nackter Füße auf Holz ertönte. Zweifellos hatte sie Besorgungen zu erledigen.

»Widerwärtig!« rief Boabissia auf dem nächsten Treppensatz. »Ein Urt!«

»Das ist kein Urt«, entgegnete Achiates. »Die kommen eigentlich erst nach Einbruch der Dunkelheit heraus. Am Tag ist es ihnen zu laut, da herrscht zuviel Unruhe.« Das kleine Tier zog sich zurück, Krallen schabten über den Holzboden. Seine Augen funkelten im

Lampenlicht. »Außerdem kommen sie nie so weit nach oben«, fuhr der Vermieter fort. »Das da ist ein Frevet.« Das Frevet ist ein flinker kleiner Insektenfresser. »Wir haben mehrere von ihnen im Haus. Sie fressen Ungeziefer; Käfer, Läuse und dergleichen.«

Boabissia schwieg.

»Nicht jedes Insula sorgt für Frevets«, betonte Achiates. »Es sind süße und nützliche Geschöpfe. Vermutlich werdet ihr sie ins Herz schließen. Sicher werdet ihr nachts die Tür offenstehen lassen, damit es kühler ist, und ihnen Einlaß gewähren. Wie ihr vielleicht wißt, können sie sich nicht wie Urts durch die Wände fressen.«

»Ist es noch weit?« fragte ich.

»Nein«, antwortete Achiates. »Wir haben es fast geschafft. Das Zimmer liegt unmittelbar unter dem Dach.«

»Es hat den Anschein, als hätten wir ein ganz schönes Stück Wegs hinter uns.«

»Das täuscht«, entgegnete er. »So hoch oben sind wir gar nicht. Die Treppen sind kurz.«

Wir kamen zum nächsten Absatz.

Boabissia zuckte zurück.

»Ihr werdet die Frevets sogar ganz bestimmt ins Herz schließen«, versprach Achiates. Wir sahen zu, wie ein großes, längliches, mit einem flachen Körper und langen Fühlern ausgestattetes Wesen, das eine Länge von etwa einem halben Hort aufwies, auf einen Spalt am Fuß der Wand zueilte. »Das ist eine Schabe«, sagte er. »Die sind harmlos, im Gegensatz zu den Gitches. Deren Bisse sind ganz schön schmerzhaft. Ein paar von ihnen sind auch recht nett groß. Aber davon gibt's nicht viele. Dafür sorgen schon die Frevets. Ich rühme mich dafür, ein sauberes Haus zu führen.«

Plötzlich schrie Feiqa überrascht auf.

»Knie nieder, Sklavenmädchen!« befahl eine herrschsüchtige junge Stimme.

Feiqā gehorchte umgehend.

Sie kniete vor einem ungefähr elf- oder zwölfjährigen Jungen. Sein Gesicht war schmutzig, er ging barfuß und trug Lumpen. Vermutlich wohnte er in einem der Zimmer. Feiqā war zwar eine erwachsene schöne Frau, aber eine Sklavin, und so senkte sie demütig den Kopf. Er war ein freier Mann.

»Verswinde, du widerwärtiges Balg!« sagte Boabissia.

»Sei still, Frau!« erwiderte der Junge.

»Ich hätte gute Lust, dich zu schlagen«, sagte Boabissia.

»Heb den Kopf, Sklavin!« befahl der Junge.

Feiqā gehorchte.

Er musterte sie. »Du bist hübsch«, meinte er. »Und was sagst du?«

»Danke, Herr.«

Dann trat er auf sie zu und fuhr ihr mit den Händen durch das Haar. Er packte den Kragen mit den kleinen Fingern, riß sie nach vorn, zwang ihren Kopf zur Seite und nach oben. »Ein guter Kragen«, sagte er.

»Ich freue mich, daß der Herr zufrieden ist«, flüsterte Feiqā verängstigt.

»Er steht dir gut, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Verswinde«, sagte Boabissia.

Der Junge griff grob unter Feiqas Tunika und liebkooste sie. Tränen traten in Feiqas Augen.

Der Junge drehte sich zu uns um. »Es ist schön, Sklavinnen zu beherrschen«, sagte er. »Wenn ich älter bin und viel Geld habe, werde ich mir vielleicht eine kaufen.«

Er wandte sich ab und ging.

»Er wohnt hier«, sagte Achiates. »Er und ein paar der anderen Jungs schließen sich hin und wieder zu Banden zusammen und spielen ›Fang die Sklavin‹.«

»Ich verstehe«, sagte ich und mußte lächeln. Jetzt

wußte ich auch, was der Sklavin mit der offenen Tunika widerfahren war, die uns vorhin entgegengekommen war. Sie war »gefangengenommen« worden.

»Ein schönes Spiel«, sagte Achiates. »Es hilft ihnen, daß sie zum Mann werden.«

»Welch widerwärtiges Kind«, schimpfte Boabissia. Sie warf Feiq a einen Blick zu. »Und du bist auch widerwärtig.«

»Ja, Herrin«, flüsterte Feiq a.

»Wärst du eine Sklavin, verhieltest du dich auch nicht anders, Boabissia«, sagte ich. »Du wärest von der Gnade freier Menschen abhängig. Du müßtest gleichfalls jedermann gehorchen.«

»Hier entlang«, sagte der Vermieter. »Die Leiter hoch.«

»Es ist so stickig hier«, sagte Boabissia.

»Die Leiter hinauf!« befahl ich.

Sie erstieg vorsichtig die Leiter. Dabei hielt sie mit einer Hand den Rock fest, damit er nicht nach oben rutschte. Wie es sich für eine freie Frau gehörte. Ich folgte ihr in die dunkle Öffnung. Dann drehte ich mich auf Händen und Knien um und blickte in die Tiefe. Feiq a sah verängstigt aus. Ich hatte nicht den Eindruck, daß sie sich in die Dunkelheit wagen wollte. Zugegebenermaßen schien es auch keine angenehme Aussicht zu sein. »Reich das Gepäck nach oben!« bat ich Hurtha. Ich hatte meine Zweifel, daß Feiq a mit der Leiter zurechtkam. Hurtha nahm ihr die Sachen ab, stellte sich auf die unterste Sprosse und streckte mir alles entgegen. Ich sah zu Feiq a hin. Sie war ein paar Schritte zurückgewichen. Sie hatte offensichtlich Angst vor der Leiter und dem Ort, zu dem sie führte. Es war auch keine besonders vertrauenerweckende Leiter. Ziemlich schmal bog sie sich unter der Belastung. Die unterschiedlich langen Sprossen waren mit Seilen in unregelmäßiger Höhe angebracht. Davon abgesehen wäre es auf dem Dachboden dunkel und heiß. Feiq a hatte Angst davor, was sie

dort möglicherweise erwartete. Sie trat einen weiteren Schritt zurück. Ihre Hand fuhr zum Mund. Ich befürchtete, sie könnte in ihrer Panik fliehen.

»Sklavin!« sagte ich streng.

»Ja, Herr«, flüsterte sie und eilte zur Leiter.

»Leg beide Hände auf die Querstangen.«

»Ja, Herr.«

Hurtha grinste.

»Ekelhaft!« fauchte Boabissia.

Ich streckte die Hand aus und half Feiqa auf den Dachboden.

»Hier ist die Lampe«, sagte der Vermieter und reichte sie Hurtha. Der Alar stieg mit ihr in der Hand zu uns herauf.

»Seid vorsichtig mit der Lampe!« empfahl Achiates.

Ich nahm Hurtha die Lampe ab und hielt sie in die Höhe. Vor mir erstreckte sich ein schmaler Korridor, von dem zu beiden Seiten Zimmer abgingen.

»Es ist das letzte Zimmer rechts!« rief Achiates.

»Warte«, erwiderte ich. Dann zog ich den Kopf ein, ging zur Tür und stieß sie auf. Sie war klein und niedrig, machte aber einen stabilen Eindruck. Zweifellos konnte man sie von innen verriegeln, womit sie ein ausgezeichnetes Hindernis abgab. Die Mieter eines Insula legen viel Wert auf gute Türen. Für einen armen Mann stellen sie und ein Dolch die beste Versicherung gegen Diebstahl dar.

»Das ist ja beängstigend hier«, sagte Boabissia.

»Wie du siehst, ist das Zimmer möbliert!« rief der Vermieter von unten.

»Es ist zu klein, es ist zu schmutzig«, klagte Boabissia. »Ich kriege hier kaum Luft.«

»Es ist mein letzter freier Raum!« rief Achiates.

»Hier kann ich nicht bleiben!« protestierte Boabissia.

»Geht rein und wartet auf mich«, wies ich meine Gefährten an. Sie bückten sich und betraten das Zimmer.

»Gibt es hier denn kein Licht?« fragte Boabissia.

»Dort links ist ein verriegelter kleiner Fensterladen«, sagte ich und hielt die Lampe in die Höhe. »Tagsüber kommt da ein bißchen Licht durch.«

»Hier ist es schmutzig und heiß. Hier bleibe ich nicht!«

»Es kostet einen Kupfertarsk pro Nacht!« rief der Vermieter. »Nehmt es oder laßt es bleiben. Wie gesagt, es ist mein letztes Zimmer.«

»Hier bleibe ich nicht!« verkündete Boabissia entschlossen. Auch Feiqa sah sich entsetzt um. »Mir ist schwindlig! Hier ist nicht genug Luft. Außerdem ist es zu heiß hier.«

»Wir sind hier unter dem Dach. Die heiße Luft steigt in die Höhe und sammelt sich.«

»Ich glaube, mir wird schlecht.«

»Dann öffne den Fensterladen.«

»Das ist ein schreckliches Haus.«

»Es ist ein Insula. Hier wohnen Tausende.«

»Hier bleibe ich nicht!«

»Und deine Meinung?« fragte ich Hurtha.

»Es ist großartig«, antwortete er. »Zugegeben, mit erträglicherer Temperatur und Luft zum Atmen wäre der Raum noch schöner.«

»Ich bin nach Ar gekommen, um mein Erbe anzutreten«, sagte Boabissia, »und nicht, um auf einem Dachboden zu ersticken oder geröstet zu werden.«

»Keine Angst. Wenn draußen die Temperatur sinkt, wird es in diesen Häusern eiskalt, habe ich mir sagen lassen.«

»Da, siehst du?« sagte Hurtha.

»Hier bleibe ich nicht!« wiederholte Boabissia.

Ich ging bis zu der Luke zum obersten Stockwerk zurück. Achiates wartete unten.

»Wir nehmen das Zimmer!« rief ich und warf ihm einen Kupfertarsk zu. Er drehte sich um und stieg die Treppe hinunter, während ich mit der Lampe in das Zimmer zurückkehrte.

Man hatte den Fensterladen geöffnet. Durch einen schmalen schrägen Schaft drang ein klägliches Lichtstrahl ins Innere. Staubflocken tanzten darin. Es war ein hübscher Anblick.

Ich blies die Lampe aus.

»Du hast doch wohl keinen Kupfertarsk für dieses Loch bezahlt«, sagte Boabissia.

»Ar ist mit Flüchtlingen überlaufen«, sagte ich. »Viele werden nicht so gut untergekommen sein.«

»Es ist ein schrecklicher Ort«, beharrte sie.

»Es ist möbliert«, sagte ich. An der einen Wand stand eine Truhe, in einer Zimmerecke lag Stroh. Man konnte es ausstreuen und darauf schlafen. Es gab auch ein paar zusammengefaltete Decken. Ein mit einem Schöpflöffel ausgestatteter Eimer enthielt Wasser, das vermutlich schon längere Zeit nicht mehr ausgewechselt worden war. Dann war da noch ein Nachtgeschirr für die menschlichen Bedürfnisse, das man in den Bottich im Erdgeschoß entleeren konnte. Es war ein langer Weg bis nach unten. Kein Wunder, daß die Töpfe gelegentlich aus dem Fenster entleert wurden, gewöhnlich mit einer lauten Warnung für die Passanten auf der Straße.

Ich sah mich genauer um.

In der einen Wand befand sich ein langer Riß. An einigen Stellen quietschte der Boden, wenn man darauftrat. Vermutlich lag das am Alter und an der mangelnden Pflege der Bohlen. Solche Mietskasernen wurden nur selten gut instandgehalten. Ihre Errichtung kostet nicht viel und ist leicht zu bewerkstelligen. Sie werden hauptsächlich aus Holz und Ziegeln erbaut. Behördliche Auflagen bestimmen ihre Höhe. Obwohl wir einige Etagen heraufgestiegen waren, befanden wir uns vermutlich nicht höher als zwanzig Meter über dem Straßenniveau. Ohne Stahlträger oder Eisenholz, wie es die Goreaner nennen und in Schmiedewerken herstellen – man benutzt es hauptsächlich beim Bau von Türen –, fordert die Physik ihr unerbittliches Recht, was

Höhen angeht. Daran ändert auch die geringere gorea-nische Schwerkraft nichts. Die Mietskasernen sind sehr empfindlich, was die Belastung des Baukörpers angeht; schon die geringsten Erdbewegungen reichen aus, um sie zu schwächen. Manchmal stürzen die Wände ein, oder ganze Etagen brechen zusammen.

Ich stellte die Lampe auf der Truhe ab.

»Das ist ein schreckliches Zimmer«, jammerte Boabis-sia. Sie kniete nieder und setzte sich dann mit geschlos-senen Oberschenkeln auf die Seite. Sie saß nicht länger mit überkreuzten Beinen da oder nahm die Pose eines Alar-Kriegers ein. Ich glaube, sie hatte bis zu einem ge-wissen Grad begriffen – ohne es vielleicht in seinem ganzen Ausmaß zu verstehen –, daß sie eine Frau war.

Das Zimmer war staubig und schäbig.

Hurtha saß mit überkreuzten Beinen auf dem Boden und überprüfte die Axt.

Das Zimmer war heiß. Es war klein. An der einen Seite hing ein Sklavenring mit Ketten und einem Eisen-kragen in Frauengröße. Hand- und Fußschellen waren ebenfalls vorhanden. An einem Haken neben der Tür hingen verschiedene Schlüssel, außerhalb der Reich-weite des Rings. Daneben baumelte eine Sklavenpeit-sche.

Wie gesagt: das Zimmer war möbliert.

Ich rief: »Hurtha! Nein!« Aber es war bereits zu spät. Der Mann hatte einen Hieb mit dem Axtgriff in den Nacken abbekommen. Doch obwohl er bewußtlos war, fiel er nicht einfach zu Boden, da sich am Ende des zum Zentralzylinder führenden Samtseils so viele Menschen drängten und um einen Platz kämpften.

»Hier ist das Band«, verkündete Hurtha fröhlich und hielt es außerhalb der Reichweite vieler zugreifender Hände. »Binde dich damit am Seil fest.«

»Der Mann hat möglicherweise seit gestern in der Schlange gewartet«, gab ich zu bedenken.

»Schon möglich«, meinte Hurtha und hielt mir das Band hin. Ich nahm es, wickelte es mir um Schulter und Taille und band es an dem Samtseil fest. Ein kräftig ausgeführter Ellbogenstoß Hurthas entmutigte einen Burschen, nach dem Band zu greifen. Ich weiß nicht, wovon er getroffen zu sein glaubte. Zwei andere Männer wichen zurück. Ich winkte ihnen zu. »Weitergehen!« befahl ein Taurentianer. Wir rückten auf.

»Alle Bänder sind weg!« stöhnte ein Mann.

»Weg!« schluchzte eine Frau.

Ein Mann trat von der Seite auf mich zu. »Bist du Bürger von Ar?« fragte er hochmütig.

»Warum?« fragte ich mißtrauisch.

»Am Tag der Großzügigkeit und der Bittsteller ist es allein Bürgern von Ar erlaubt, vor den Regenten zu treten«, erklärte er. »Der Feiertag ist nur für die Bürger gedacht. Glaubst du, wir wollen, das Schurken aus einem Umkreis von Tausenden von Pasang herbeiströmen und uns die Plätze stehlen?«

»Wohl kaum«, entgegnete ich.

»Ich glaube nicht, daß du aus Ar kommst!« sagte er.
»Gib mir dein Band!«

»Ich möchte es aber behalten.«

»Wache!« rief er. »Wache!« Er verstummte blitzartig, als er im Nacken gepackt und hochgestemmt wurde.

»Weiß du, wie die Alar eine Zunge herausschneiden?« fragte Hurtha.

»Nein!« stieß der Bürger ächzend hervor.

»Das macht man mit einer Axt – von hinten durch den Nacken.«

»Das wußte ich nicht«, flüsterte er, während er in der Luft baumelte.

»Und zwar mit einer solchen Axt«, erklärte Hurtha und hielt dem Mann die breite Klinge vors Gesicht.
»Hast du verstanden?«

»Das habe ich, das habe ich!«

»Du wolltest mit einem Wächter sprechen?« fragte der Alar. »Da hinten steht einer.«

»Warum sollte ich das tun?« krächzte der Mann.

»Ich weiß es nicht«, sagte Hurtha.

»Ich auch nicht!«

Hurtha ließ den Mann zu Boden fallen; der eilte davon.

»Das könnte zum Problem werden«, meinte ich zu Hurtha. »Ich bin kein Bürger Ars.«

»Woher sollen sie das wissen?« fragte er. »Mußt du den Heimstein in deiner Gürteltasche mit dir herumtragen?«

»Es könnte schwierig werden.«

»Du kannst immer noch nach den genauen Regeln fragen, nachdem du dem Regenten begegnet bist.«

»Das stimmt«, mußte ich ihm zugestehen.

»Was sollen sie dir schon antun?«

»Da gäbe es einiges.«

»Selbst in siedendes Öl können sie dich nur einmal werfen«, tröstete mich Hurtha.

»Auch wieder wahr«, erwiderte ich. Doch ein unbehagliches Gefühl blieb.

»Die einzige Schmach, die du ernsthaft fürchten mußt, ist der Verlust deiner Ehre!«

»Vermutlich hast du recht«, sagte ich. »Trotzdem würde ich es gern vermeiden, in siedendem Öl gekocht zu werden.«

»Das verstehe ich«, sagte Hurtha. »Es wäre außerordentlich schmerzhaft.«

»Hör auf zu drängeln!« ermahnte ich den Mann hinter mir.

»Du könntest singen«, schlug Hurtha vor.

»Was?«

»Das hat den Legenden der Alar zufolge Häuptling Hendix getan, als seine Feinde ihn gefangennahmen und in Öl warfen. Er hat sie angebrüllt, sie ausgelacht und sie dabei die ganze Zeit über beleidigt. Und während er dann kochte, hat er fröhliche Lieder der Alar gesungen. Auf diese Weise hat er seinen Feinden seine Verachtung gezeigt.«

»Vermutlich hat er gegen Ende den Ton nicht mehr richtig gehalten«, meinte ich.

»Das kann schon sein«, erwiderte Hurtha. »Ich war nicht dabei.«

»Ich grüße dich«, sagte ein Mann und trat auf mich zu. Es war der Bürger, den ich auf dem Teibarmarkt kennengelernt hatte.

»Hast du eine Unterkunft gefunden?« erkundigte er sich.

»Ja, vielen Dank«, sagte ich. »Im Insula von Achia-tes.«

»Ein großartiger Mensch, wenn er auch etwas von einem habgierigen Schurken hat.«

»Entschuldige, Bürger«, bat ich.

»Ja?«

»Komm doch bitte näher heran.«

Er tat mir den Gefallen. »Ja, und?«

»Stimmt es, daß heute nur Bürger der Stadt vor den Regenten treten dürfen?«

»Da brauchst du keine Angst zu haben«, erwiderte er. »Auch wenn du aus Torcodino gekommen bist, stammst du doch offensichtlich aus Ar.«

»Und wenn nicht?«

»Kommst du denn nicht aus Ar?« fragte er, neugierig geworden.

Ich dachte rasend schnell nach, auf der Suche nach der richtigen Antwort.

»Nun, jetzt, da ich darüber nachdenke, muß ich sagen, daß dein Akzent nicht sonderlich überzeugend klingt. Vielleicht bist du der Stadt lange Zeit ferngeblieben.« Die Bewohner Ars haben gewöhnlich einen weichen, flüssigen Akzent. Ich halte ihn für einen der schönsten Akzente von ganz Gor.

»Was ist, sollte ich zufällig doch nicht aus Ar stammen?« fragte ich und blickte mich um. Der nächste Wächter stand nicht weit entfernt. Ich fragte mich, wie lange es dauern würde, sich des Bandes zu entledigen und in der nächsten Seitenstraße zu verschwinden, nach Möglichkeit ohne Kampf.

»Deine Frage ist sicher rein akademisch, oder?« fragte der Mann.

Ich griff nach dem Band.

»Nein«, lachte er und streckte die Hand aus. »Bleib stehen. Ich weiß, daß du kein Bürger bist, das konnte ich deutlich an deiner Sprache hören. Ich wollte dich nur aufziehen.« Vermutlich hätte er seinen Humor weitaus weniger witzig gefunden, hätte er gesehen, daß Hurtha mit seiner Axt hinter ihm stand. Der Alar senkte die Waffe. »Heute können alle zum Regenten, ob sie in Ar wohnen oder nicht. Sie müssen nur einen Platz am Seil bekommen. Das gehört alles zur Bedeutung des Tages; er soll die Großzügigkeit Ars zum Ausdruck bringen.«

»Eben hat mir ein Kerl gesagt, daß nur Bürger Zugang zum Seil hätten.«

Der Bürger lächelte. »Nein, das stimmt nicht. Er wollte nur deinen Platz einnehmen.«

»Ist das wahr?« fragte ich meinen Hintermann.

»Das will ich doch hoffen«, erwiderte er. »Ich komme aus Venna.«

»Es stimmt«, sagte der Mann hinter ihm.

»Weitergehen!« befahl der Taurentianer. Sein Blick fiel auf Hurtha. »Du da! Verschwinde vom Seil.«

Diejenigen, die leer ausgegangen waren, mußten sich zurückziehen. Plötzlich drängelte sich hinter mir ein Mann ans Seil. Er besaß ein Band.

»Woher kommst du denn?« fragte der Mann aus Venna. »Die Bänder waren doch alle weg.«

»Ein paar Stück bleiben immer bis zuletzt übrig«, erwiderte der Neuankömmling.

»Und wie sieht es am Seilende aus?«

»Blutig. Aber die Wächter sorgen schon für Ruhe.«

Ich fragte: »Wie bist du an das Band gekommen?« Ich hatte meines von Hurtha bekommen, und der hatte es sozusagen als Spende von einem Mann erhalten, der zur Zeit nicht dazu in der Lage war, es zu benutzen. Ich fragte mich, ob der Regent wußte, welches Getümmel die Ausgabe der Bänder auslöste. Sicher, alle jene, die früh genug dagewesen waren, hatten sie sich vermutlich auf anständige Weise verschafft. Es war unser dritter Tag in Ar, und Hurtha hatte wie immer nicht aufstehen wollen. Gestern hatten wir viel Zeit damit verbracht, uns die Stadt anzusehen. Wo Boabissia steckte, wußte ich nicht. Sie war irgendwo in der Stadt unterwegs.

»Die Wächter haben ein paar Stück zurückbehalten«, erklärte der Mann. »Ich habe einen Silbertarsk bezahlt.«

»Ich verstehe.«

»Weitergehen!« befahl ein Taurentianer.

»Heil, Gnieus Lelius!« rief ein Mann aus. Der Thron auf dem Podest war in Sicht gekommen. Der Regent trug nicht den Purpurmantel des Ubars, sondern einen

braunen Umhang von der Art, wie sie Verwaltungsbeamte, Staatsmänner und Diener des Volkes oft trugen. Ich fragte mich, ob er von dem Geschäft mit den Bändern wußte. Vermutlich gab es auch Bürger, die sie weiterverkauften, nachdem sie sie bei der öffentlichen Ausgabe erhalten hatten.

»Weitergehen!« befahl ein Taurentianer.

Ich griff nach Dietrich von Tarnburgs Briefen. Meine Hand war schweißfeucht.

Der Bittsteller, der gerade an der Reihe war, erhielt zehn Goldstücke. Das war eine beträchtliche Summe. Aus der Menge ertönten begeisterte Rufe. »Heil, Gnieus Lelius! Heil!« Soweit ich mitbekommen hatten, bekamen die meisten Audienzbesucher jedoch höchstens ein freundliches Wort vom Regenten oder die mit gebührendem Ernst vorgetragene Versicherung, daß man ihr Gesuch sorgfältig prüfen werde. Um der Gerechtigkeit willen muß jedoch erwähnt werden, daß einige vom Regenten eine Handvoll Kupfermünzen erhielten. Er griff lächelnd in die bis zum Überquellen gefüllte Münzkrüge und ließ das Geld in die ausgestreckten Hände der dankbaren Empfänger regnen. Er war von Taurentianern und einigen Schriftgelehrten umgeben. Notizen und Namen wurden niedergeschrieben. Zweifellos eine Aufstellung der Gesuche und Beschwerden, die vorgebracht wurden. Es waren recht wenige Leibwächter vertreten. Ein deutliches Zeichen für die Beliebtheit des Regenten.

»Ja, Bürger?« fragte der Regent. Ich sah auf. Er war ein stattlicher Mann, hochgewachsen und hager. Er vermittelte einen gerechten, freundlichen Eindruck. Allem Anschein nach war er ein gewissenhafter, hingebungsvoller Diener des Volkes, vielleicht sogar ein bedeutender Staatsmann. Einst war er Angehöriger des Hohen Rates von Ar gewesen. Jetzt war er zum Regenten aufgestiegen.

»Bürger?« fragte er. Seine Stimme klang nicht scharf,

sondern freundlich. Er war nicht ungeduldig. Ich nahm an, für einen normalen Bürger, der sich plötzlich in der Gegenwart eines so großen Mannes wiederfand, war es nicht ungewöhnlich, daß es ihm die Sprache verschlug.

Ich griff in mein Gewand und zog die Briefe hervor.

»Er reicht ein Gesuch ein«, sagte einer der Schreiber.
»Gib sie mir.«

Ich zog die Briefe zurück. »Diese Papiere sind für dich, Exzellenz. Ich werde sie nur dir aushändigen. Ich bin kein Bürger. Ich komme von weither.«

Ich drehte die Briefe um. Das Siegel des Silbertarns wurde sichtbar. Ein paar der Schriftgelehrten reagierten. Sie hatten das Siegel erkannt. Ich drehte die Briefe wieder um. Ein weiterer Schriftgelehrter kam auf mich zu. Er machte einen entschlossenen, gefährlichen Eindruck. Mir kam der Verdacht, daß einige der Schriftgelehrten verkleidete Wächter waren.

»Ich danke dir«, sagte der Regent freundlich. Er nahm die Briefe, wobei er darauf achtete, daß das Siegel nicht zu sehen war.

»Wer bist du?« fragte er. »Und wo wohnst du?« Seine Stimme klang genauso wie bei den anderen Bittstellern, doch ich war davon überzeugt, daß auch er die Siegel bemerkt hatte.

»Ich bin Tarl aus Port Kar, und ich wohne in Ludmilas Freudenhausgasse im Insula von Achiates.« Sofort traten Federn in Aktion.

»Schreib auf, daß wir Gesuche von Tarl aus Port Kar, der im Haus von Achiates wohnt, bekommen haben, die wir sorgfältig überprüfen werden.« Das war also erledigt.

»Ich bin dankbar, daß du sorgfältig über den Inhalt dieser Gesuche nachdenken willst. Ich versichere dir, daß ich diese Angelegenheit sehr ernst nehme, und ich kann mich dafür, was meines Wissens nach Inhalt der Gesuche ist, mit Nachdruck verbürgen.«

»Ich verstehe«, sagte er.

Ich verbeugte mich vor ihm. »Exzellenz.« Er neigte den Kopf und erwiderte meinen Gruß. Ich entfernte das Band. Mein Auftrag war erfüllt. Ich hatte die Briefe überbracht. Dietrich von Tarnburg und Ar war damit gedient. Mehr konnte ich nicht tun.

Der Regent winkte mich näher zu sich heran. »Danke«, sagte er leise. »Ich habe lange auf diese Botschaft gewartet.«

»Es war nicht der Rede wert.«

»Warte!« bat er.

Ich drehte mich noch einmal um. Er ließ Kupfertarsk in meine aufgehaltene Hände regnen.

»Vielen Dank, Exzellenz«, sagte ich dankbar, als wäre ich nur ein weiterer Bittsteller.

»Heil, Gnieus Lelius! Heil, Gnieus Lelius!« feierte die Menge die Großzügigkeit des Regenten.

Ich drehte mich um und ging davon.

Hurtha und ich kehrten gegen Mittag ins Insula zurück, nachdem wir den Platz am Zentralzylinder verlassen hatten. Wir hatten das Haus gerade betreten, als wir auf Feiqa stießen.

»Herr«, sagte sie eifrig, erhob sich auf die Füße und kam uns entgegen, bis die Kette um den Fuß sie aufhielt. Sie kniete erneut nieder.

»Wo ist Boabissia?« fragte ich. »Wieso bist du nicht oben festgemacht?«

»Das war ich auch«, antwortete Feiqa. »Aber die Herrin ist zurückgekehrt und hat mich geholt. Sie hat etwas gefunden, das sie in große Aufregung versetzte. Ich mußte sie begleiten, damit ich mir das Haus merkte, und soll euch sofort dorthin führen.«

»Darum bist du also hier angekettet?«

»Vielleicht, Herr«, sagte sie. »Aber vielleicht hat die Herrin es ihrer Sklavin auch nur bequem machen wollen.«

Ich lächelte. Boabissia gehörte nicht zu den Personen, die sich um die Bequemlichkeit ihrer Sklaven Gedanken machten. Sie glaubte vielmehr, daß man Sklaven mit großer Strenge gegenüberreten und sie mit Unbarmherzigkeit behandeln sollte.

»Warum hat sie nicht auf uns gewartet?«

»Sie konnte nicht warten«, sagte Feiqa. »Sie war in großer Eile, zu jenem Haus zurückzukehren.«

»Worum geht es eigentlich?«

»Sie glaubt, sie hat das Haus ihrer Familie gefunden, sie glaubt, daß ungeheurer Reichtum auf sie wartet, daß sie ihr Erbe beanspruchen kann.«

»War es ein schönes Haus?« fragte ich.

»Man kann es sicher als schönes Haus bezeichnen.

Der Hof war fast ein richtiger Garten, mit Springbrunnen und Bäumen. Das Haus dahinter war groß und wunderschön. Der Besitzer muß sehr reich sein.«

»Wie ist sie darauf gekommen, daß es das Haus ihrer Familie ist?«

»Das kleine Schild neben der Klingelschnur«, sagte Feiq. »Darauf stand der Buchstabe Tau. Wie auf ihrem Anhänger.«

»War es die gleiche Schreibweise?« wollte ich wissen.

»Es war sehr ähnlich.«

»Ob es genau das gleiche war, will ich wissen!«

»Nein, Herr.«

»Aber sehr ähnlich.«

Feiq nickte.

»Es könnte also durchaus ein Hinweis auf ihre Abstammung sein«, sagte ich. Goreaner sind gewöhnlich sehr gewissenhaft, was Dinge wie Wappen, Familienemblem und dergleichen angeht. Manchmal läßt man derartige Siegel sogar amtlich registrieren, damit allein die betreffende Familie sie verwenden darf.

»Es ist durchaus möglich, Herr«, sagte Feiq.

»Sollte es stimmen, würden wir uns für Boabissia und ihr Glück freuen.«

»Und es war ein schönes Haus?« fragte Hurtha.

»Ja, Herr.«

»Das wird Boabissia gefallen«, sagte er. »Sie ist seit jeher ein verwöhntes, habgieriges kleines Ding gewesen. Reichtum dürfte sie nicht stören.«

»Die Familie könnte mächtig und einflußreich sein«, vermutete ich.

»Dagegen wird sie auch nichts haben.«

»Wo ist das Haus?« fragte ich.

»Nicht weit von hier, Herr.«

»Das ist bemerkenswert«, stellte ich fest.

»In diesem Stadtteil gibt es einige schöne Häuser. Wir haben gestern doch welche gesehen«, sagte Hurtha.

»Stimmt.« Wie viele Städte hat Ar die unterschied-

lichsten Viertel, die sich in überraschender Nähe zueinander befinden. Die in der Nähe befindliche Straße von Turia zum Beispiel war eine der schönsten Straßen Ars. Doch nur ein paar Ehn davon entfernt befand sich Ludmillas Freudenhausgasse.

»Wo ist der Schlüssel für deine Fesseln?«

»Dort drüben«, sagte Feiq. Er hing in bequemer Reichweite für Mieter oder Besucher an einem Haken neben der Tür, die zu Achiates Wohnung führte.

Ich trat zu Feiq und befreite sie.

»Führ uns hin!« befahl ich.

Das Haus befand sich im Viertel der Straße der Brandeisen.

»Die Mauer ist beeindruckend«, bemerkte Hurtha.
»Und das Tor ist stark.«

Ich entdeckte das Schild neben der Klingelschnur. Die Gravur hatte in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Buchstaben auf Boabissias Anhänger. Und plötzlich fiel mir wieder ein, woran mich die kleine Kupferscheibe die ganze Zeit über erinnert hatte. Allerdings gab es mindestens zwei Abweichungen. Das war gut. Das Tau auf dem Schild neben der Klingelschnur hatte ich vor langer Zeit an einer anderen Straße Ars gesehen – und mehr als einmal auf den Sardarmärkten.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Feiq.

»Boabissia ist bereits eingetreten?«

»Ich glaube schon«, antwortete Feiq.

Ich zog an der Klingelschnur. Drinnen ertönte eine Glocke. Einen Augenblick später kam schon der Diener an die Tür.

»Das haben die Alar bei dir als Säugling gefunden, um den Hals gebunden, in den Trümmern einer Karawane?« Er stand dicht vor ihr. Die Kupferscheibe, die noch immer an einer Schnur um Boabissias Hals hing, hielt er dabei ins Licht.

»Ja«, antwortete Boabissia.

»Sie war also um deinen Hals gebunden?«

»Ja, und ich habe sie nie abgelegt«, bestätigte Boabissia.

»Ich verstehe«, sagte er. »Darf ich sie abnehmen?«

»Aber natürlich.« Der Mann knüpfte behutsam die Schnur auf. Boabissia lächelte Hurtha und mich an. Als man uns zu dem Mann geführt hatte, war sie bereits da gewesen. Feiqa hatte ich in der Nähe des Tores an einen Ring angekettet. Sie hatte sich hinknien müssen. Dort war es schön sonnig. Natürlich mußte sie den Kopf senken. Ich nahm an, daß man Sklaven in diesem Haus nicht verwöhnte. Der Mann hatte uns freundlich begrüßt und sich als Tenalion vorgestellt. Es hatte beinahe den Anschein, als hätte er uns erwartet, denn er schien nicht überrascht gewesen zu sein, uns zu sehen. Wir hatten auch keine Schwierigkeiten gehabt, zu ihm vorge lassen zu werden, und das, obwohl er ein wichtiger Mann zu sein schien. Es war ein büroähnlicher großer Raum. Es gab einen wuchtigen Schreibtisch, auf dem viele Papiere lagen. Tenalion war ein vornehm aussehender Bursche. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

Er untersuchte die Kupferscheibe.

»Ich glaube, sie könnte einen Hinweis auf meine Herkunft geben«, sagte Boabissia.

»Schon möglich«, erwiderte Tenalion. »Aber woher soll ich wissen, daß du sie nicht gefunden, gekauft oder gar gestohlen hast?«

»Ich versichere dir, das habe ich nicht«, protestierte Boabissia. »Sie gehört mir. Ich trug sie schon als kleines Kind. Ich habe sie mein ganzes Leben lang getragen.«

Er sah sich die Scheibe an.

»Befindet sich an deinem Haus nicht der gleiche Buchstabe?«

»Er ist ähnlich«, räumte er ein.

»Aber nicht gleich«, sagte ich.

Boabissia warf mir einen wütenden Blick zu.

Tenalion sah mich an und lächelte. »Der Buchstabe

hat vor vielen Jahren tatsächlich so ausgesehen. Bevor man die Ausführung leicht veränderte.«

»Aber das ist doch richtig!« rief Boabissia aus. »Ich habe es schließlich vor Jahren bekommen.«

»Genau!« Er lächelte.

»Das konnte ich nicht wissen«, fuhr sie aufgeregt fort. »Hätte ich es gefälscht, dann in der modernen Fassung, da ich den Unterschied nicht kannte, und du hättest sofort entdeckt, daß es eine Fälschung ist.«

»Das ist wahr.«

»Seht ihr!« rief uns Boabissia triumphierend zu.

Ich nickte.

»Er ist eifersüchtig«, sagte Boabissia zu dem Hausherrn. »Er läuft bald grün an vor Neid. Er will, daß man mir mein Erbe vorenthält, meine rechtmäßige Stellung!«

»Dein Erbe?« fragte Tenalion. »Deine rechtmäßige Stellung?«

»Ja. Das, was mir zusteht. Ich bin entschlossen, es auch zu bekommen.«

»Ich verstehe«, sagte Tenalion. »Ich werde die Unterlagen einsehen. Keine Angst, wenn alles übereinstimmt, wovon ich zweifellos ausgehe, sollst du dein – wie hast du es ausgedrückt? – dein Erbe und deine rechtmäßige Stellung erhalten.«

»Ich will nicht mehr, als mir zusteht«, erklärte Boabissia.

»Ich werde die Unterlagen einsehen«, sagte er. »Und wenn es in meiner Macht liegt, Sorge ich dafür, daß du genau das bekommst, was du verdienst, nicht mehr und nicht weniger.«

»Danke«, sagte sie und warf mir einen wütenden Blick zu.

»Und was genau soll dir deiner Meinung nach zustehen?« fragte er.

»Erkennst du mich denn nicht?«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich könnte deine seit langem verschollene Tochter sein!«

»Meines Wissens nach habe ich keine Töchter«, erklärte Tenalion, »weder verschollene noch andere. Aber ich habe Söhne.«

»Sieh mich an!« verlangte Boabissia.

»Ja, und?«

»Gibt es da keine Familienähnlichkeit?« fragte sie. Ich erkannte nichts dergleichen. Zugegeben, manchmal unterscheiden sich Blutsverwandte beträchtlich voneinander.

»Wovon sprichst du?«

»Vielleicht bist du mein Onkel, wenn du schon nicht mein Vater bist.«

»Ach so, das meinst du.«

»Könnte ich nicht deine Nichte sein?«

»Ein reizvoller Gedanke.«

»Sieh mich an. Sieh mich genau an. Was glaubst du?«

»Du bist wohlgestaltet.«

»Wohlgestaltet?«

»Ich glaube, jetzt begreife ich, warum du hergekommen bist.«

»Ich suche nach meiner Herkunft.«

»Und vielleicht ein kleines bißchen mehr?« spekulierte er.

»Schon möglich«, erwiderte sie. »Es war eine große Karawane. Zweifellos läßt meine Anwesenheit als Säugling darauf schließen, daß meine Familie großen Einfluß besaß. Vielleicht war sie sogar Eigentümerin der Karawane. Du bist offensichtlich reich. Das ist ein schönes Haus, geräumig, mit einem großartigen Garten. Der Buchstabe auf der Kupferscheibe scheint für dich eine Bedeutung zu haben. Das hast du jedenfalls zugegeben.«

Tenalion nickte.

»Im Einklang mit deiner Ehre – da ich dich für einen Ehrenmann halte – würdest du mir mein Erbe doch bestimmt nicht verweigern.« Das war eine ziemlich häßli-

che Bemerkung. Es ist selten klug, die Ehre eines Go-reaners anzuzweifeln oder zu versuchen, ihn diesbezüglich beeinflussen zu wollen.

»Nein«, erwiderte er noch immer freundlich, offensichtlich ohne sich beleidigt zu fühlen. »Ich wäre der letzte, der dir dein Erbe vorenthielte.«

»Gut«, sagte sie ziemlich hochmütig und warf den Kopf in den Nacken. Mit ihrer Art konnte Boabissia einem manchmal ziemlich auf die Nerven gehen.

»Ich glaube, man könnte mich als reichen Mann bezeichnen«, meinte Tenalion. »Und es ist auch sicher richtig, wenn man sagt, daß ich in dieser Stadt eine gewisse Stellung bekleide und eine gewisse Macht inne habe.«

»Den Eindruck habe ich durchaus«, sagte Boabissia.

»Glaubst du tatsächlich, daß wir irgendwie verwandt sind?«

»Ja«, erwiderte Boabissia. »Das beweist der Anhänger. Ich bitte dich, deine Unterlagen zu befragen.«

»Solltest du tatsächlich ein Mitglied meines Geschlechts oder einer engen Nebenlinie sein, würdest du zweifellos über Nacht zu einer der berühmtesten, wohlhabendsten und mächtigsten Frauen von ganz Ar!«

»Das wäre nicht unmöglich«, sagte Boabissia stolz.

»Vielleicht stehen wir tatsächlich in einer Beziehung zueinander«, meinte Tenalion geheimnisvoll.

»Die Kupferscheibe beweist es!«

»Ich glaube, du könntest recht haben.«

»Sieh in deinen Unterlagen nach!«

»Soll ich es wirklich tun? Ist das dein ausdrücklicher Wunsch?«

»Ja. Ich verlange es sogar!«

»Gut. Wie du willst. Es wird nicht lange dauern.« Er griff nach einer kleinen Glocke, die auf dem Schreibtisch stand.

»Laß uns gehen, Boabissia«, sagte ich. »Wir könnten morgen wiederkommen.«

»Schweig!« fauchte sie.

Tenalion ließ die Glocke ertönen, einen Augenblick später trat ein Diener ein. Er hörte aufmerksam zu, was sein Herr wünschte, und verließ den Raum. Tenalion setzte sich an den Schreibtisch und legte die kleine Kupferscheibe auf die rechte Seite.

Boabissia sah Hurtha und mich an. Sie konnte ihre Erregung kaum bezähmen.

»Laß uns gehen, Boabissia«, schlug ich vor.

»Schweig!« wiederholte sie.

»Es dauert nicht lange«, sagte der Hausherr. »Wenn ihr jetzt wartet, braucht ihr morgen nicht noch einmal wiederzukommen.«

»Ihr könnt ja gehen«, sagte Boabissia.

»Warum sollten sie das tun?« fragte Tenalion verwirrt.

»Was weiß ich?« erwiderte Boabissia.

Nach kurzer Zeit kehrte der Diener mit einem großen, ziemlich staubigen, länglichen Buch zurück, das große Ähnlichkeit mit einem Hauptbuch hatte. Der Ledereinband war mit einer Schnur zugebunden. Von meinem Standpunkt aus war die Aufschrift auf dem Deckel nur schwer zu lesen, aber es schienen Daten und Zahlen zu sein. »Ältere Aufzeichnungen werden zusammen mit den Kopien neuerer Unterlagen hier aufbewahrt. Die Originale aktuelleren Datums verwahren wir zusammen mit Kopien der alten Listen im Haupthaus.«

Ich nickte. Auf diese Weise führte man zwei identische Bücher an verschiedenen Orten. Das war in der goreanischen Buchhaltung nicht ungewöhnlich, vor allem in bestimmten Geschäftszweigen.

»Ist denn das hier nicht dein Haupthaus?« fragte Boabissia.

»Wir befinden uns hier in meiner persönlichen Residenz«, erklärte Tenalion.

»Du hast noch ein anderes Haus?«

»Natürlich«, sagte er.

Boabissia warf mir einen erfreuten Blick zu.

»Dort finden meine Geschäfte statt.« Er löste die Schnur und blies den Staub vom Deckel. Die Seiten waren vergilbt.

»Bitte beeil dich!« drängte Boabissia.

Er schlug das Buch auf und zog aus einer kleinen Tasche im Einband eine gestanzte Kupferscheibe mitsamt Schnur, die von der Größe her Boabissias Anhänger entsprach; er legte die beiden nebeneinander.

»Seht nur!« rief Boabissia erfreut.

Die Scheibe trug einen Aufdruck, aber ich konnte ihn aus der Ferne nicht erkennen.

»Auf der Kupferscheibe steht etwas«, sagte Boabissia aufgeregt. »Zweifellos stimmen die Zeichen überein.«

»Nicht unbedingt«, sagte ich.

Tenalion fing an zu blättern.

»Schnell!« drängte Boabissia.

Dann hatte er anscheinend das Gesuchte gefunden. Er hielt Boabissias Anhänger in die Höhe, sah ihn an und verglich etwas mit einem Eintrag im Buch. Er vergewisserte sich noch einmal, dann stand er auf und trat auf Boabissia zu.

»Und?« fragte sie aufgeregt. »Und?«

»Du hattest recht, meine Liebe«, sagte Tenalion. »Zwischen uns besteht eine Beziehung, sogar eine enge Beziehung, ganz, wie du vermutet hast.«

»Seht ihr!« rief Boabissia triumphierend und hüpfte vor Freude beinahe auf und ab.

»Aber, meine Liebe«, fuhr er fort, »es ist nicht unbedingt die Beziehung, die du erwartest.«

»Was tust du da?« fragte sie. Und schrie plötzlich überrascht auf, als er ihr das Kleid vom Oberkörper riß.

»Ja«, sagte er. »Du bist wohlgeformt.«

Boabissia starrte ihn fassungslos an, wagte unter seinem durchdringenden Blick aber nicht, sich wieder zu bedecken.

»Es ist die Beziehung zwischen Herr und Sklavin!«

»Nein!« schrie sie in panischem Entsetzen.

»Zieh dich aus!« verlangte er.

»Gehorch ihm, sofort!« befahl ich.

Mit zitternden Fingern schob sie das Kleid über die Hüften, ließ es zu Boden fallen und blieb so stehen.

»Die Sandalen auch«, sagte ich. »Schnell!«

Verängstigt gehorchte sie. Wenn ein Goreaner einer Frau befiehlt, sich auszuziehen, dann meint er sofort, noch in diesem Augenblick. Boabissia stand verwirrt und zitternd da. Ihre Kleidung lag zu ihren Füßen wie ein winziger Tümpel aus Stoff.

»Was geht hier eigentlich vor?« fragte Hurtha.

»Nicht eingreifen!« bat ich leise. »Es ist, wie ich befürchtet habe.«

»Hier«, sagte Tenalion. Er zeigte auf das Buch und die beiden Kupferscheiben. Ich trat zum Tisch und ergriff die Scheibe, die er dem Buch entnommen hatte. Sie enthielt keine Nummer, aber das ›Tau‹ war mit dem auf Boabissias Anhänger identisch. Ich legte einen Finger ungefähr auf die Stelle des betreffenden Eintrags, schlug das Buch zu und betrachtete den Deckel. Die Jahreszahl reichte zweiundzwanzig Jahre zurück; die beiden Zahlengruppen trennte ein Bindestrich. Ich las die Nummer auf Boabissias Anhänger. Sie paßte genau. Ich schlug das Buch wieder auf.

»Verstehst du?« fragte Tenalion.

»Ja.« Am Anfang einer der Eintragungen stand eine Nummer, die mit der auf Boabissias Anhänger übereinstimmte.

»Die Karawane, in der man dich fand, war eine Sklavenkarawane«, erklärte Tenalion.

Boabissia starrte ihn fassungslos an. Dann richtete sie den Blick auf Hurtha.

»Als sie dich fanden, war ich ein kleiner Junge«, sagte Hurtha. »Ich wußte nicht, um welche Karawane

es sich handelte. Ich glaube, es wußte keiner der Alar. Es ist einfach zuviel zerstört worden.«

»Es war keine offiziell gekennzeichnete Sklavenkarawane«, sagte Tenalion. »Zum Beispiel verzichteten wir auf die blaugelbe Seide. Wir hatten gehofft, auf diese Weise die Fracht aus Hunderten wunderschöner Frauen geheimhalten zu können, die die Habgier und die Lust eines jeden Räubers erregt hätte. Doch wie es scheint, ist unsere Strategie gescheitert.«

Hurtha nickte.

»War noch viel übrig, als die Alar kamen?«

»Nein«, sagte Hurtha. »Ich glaube nicht.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Tenalion. »Die Frauen sind vermutlich verschleppt worden. Zweifellos haben sie ihre Entführer gut unterhalten, bevor man sie auf Hunderten von Märkten verkaufte.«

»Ich war doch noch ein Säugling«, flüsterte Boabissia.

»Vermutlich hat man dich auch aus diesem Grund zurückgelassen.«

»Ich hätte sterben können!«

»Vielleicht haben sie dich nicht gefunden. Andererseits war es ihnen vielleicht auch gleichgültig.«

»Es war ihnen gleichgültig?« rief sie.

»Natürlich«, sagte er ungerührt. »Damals wie heute warst du eine Sklavin.«

Boabissia erschauerte.

»Bedeck deine Brüste nicht! Laß die Arme an den Seiten.«

Sie schluchzte auf.

»Es war meine Karawane«, sagte Tenalion. »Ich habe damals einen großen Verlust erlitten. Ich habe fünf Jahre gebraucht, um diesen Rückschlag zu überwinden.«

»Deine Karawane?« flüsterte Boabissia.

»Ich bin ein Kaufmann«, sagte er. »Ich handle mit Sklaven, in der Hauptsache mit Sklavinnen.«

»Aber ich war doch noch ein kleines Kind!«

»Und als solches habe ich dich bekommen.«

»Es steht im Buch«, sagte ich. »Deine Sklavennummer entspricht der Nummer auf deinem Anhänger.« In den großen Städten ist es nicht ungewöhnlich, daß Töchter verkauft werden. Manche Frauen tun es immer wieder. Einige Familien würden eine Tochter eher verkaufen als sie großzuziehen. Im Gegensatz zu Söhnen tragen sie selten zum Familieneinkommen bei. Außerdem können sie nicht einmal den Familiennamen weitergeben. Das Überleben des Namens und die Erhaltung der väterlichen Linie sind den meisten Goreanern sehr wichtig.

»Steh gerade!« befahl Tenalion.

Boabissia gehorchte.

»Noch gerader! Zieh den Bauch ein! Die Schultern nach hinten!«

Sie gehorchte ängstlich.

»Falls du es wissen willst: Ich habe dich nicht gekauft. Obwohl deine Mutter eine freie Frau war, habe ich sie versklavt.«

»Erzähl mir von meiner Mutter, bitte!« flüsterte sie.

»Sie war ein hübsches Ding. Außerordentlich wohlgeformt. Wie du.« Er ging um sie herum. »Heb das Kinn!«

Tränen traten ihr in die Augen, aber sie widersetzte sich nicht. Er nickte zufrieden. »Obwohl du schöner bist. Sie war aus Ar, kam aber natürlich aus einer niederen Kaste.«

Boabissia schluchzte.

»Ich muß euch danken, daß ihr sie mir zurückgebracht habt.«

»Das war nicht unsere Absicht«, sagte ich. »Eigentlich ist sie selbst dafür verantwortlich. Sie sah dieses Haus, und da sie unbedingt ihre Herkunft erfahren wollte, ist sie aus eigenem Entschluß eingetreten.«

»Und ist deine Neugier nun befriedigt, meine Liebe? Du hast erfahren, was es zu erfahren gab, und du hast deinen Platz in der Gesellschaft gefunden.«

»Ja«, flüsterte sie.

»Aber wenn ich richtig verstanden habe, ist sie in eurer Begleitung nach Ar gekommen. Zuerst glaubte ich, es sei ein von euch veranlaßter Scherz gewesen, sie allein vorzuschicken.«

»Nein, nein«, versicherte ich ihm.

»Wie dem auch sei, ich muß euch danken, daß ihr für ihre Rückkehr gesorgt habt.«

»Das ist nicht nötig«, wehrte ich ab.

Wir sahen sie an.

»Was wird sie einbringen?« fragte ich.

»Der Markt erlebt zur Zeit eine Flaute. Das hat viel mit den Gerüchten um Torcodino, dem angeblichen Vorrücken der Cosianer und den vielen Flüchtlingen zu tun. Aber trotzdem bekomme ich vielleicht zwei Silbertarsk für sie.«

»Ein guter Preis für ein Mädchen«, sagte ich.

»Ich hätte nicht gedacht, daß Boabissia so wertvoll ist«, sagte Hurtha.

Sie sah den Alar überrascht an.

Es ist natürlich nichts Ungewöhnliches, daß ein Mann eine Frau nicht beachtet, bis er erfährt, was andere für sie bezahlen würden.

Boabissia sah schnell weg, sie wagte nicht, seinen Blick zu erwidern. Sie errötete, von den Haarspitzen bis zu den Zehen. »Bitte!« flehte sie.

»Sei still!« sagte ich.

Sie war schön, und ihr Leben hatte sich verändert. Nun mußte sie lernen, wie es war, eine Sklavin zu sein.

»Ich hatte immer geglaubt, die Karawane sei ein Totalverlust gewesen«, sagte Tenalion. »Doch ich habe ein Kleinkind verloren und eine wunderschöne Sklavin zurückbekommen.«

Sie unterdrückte ein erneutes Schluchzen.

»Eine Belohnung wäre mehr als angebracht«, sagte Tenalion.

»Das ist nicht nötig«, erwiderte ich.

»Ich bestehe darauf!« Er griff in die Schublade.

»Wenn du meinst«, willigte ich ein.

Boabissia starrte mich entsetzt an.

»Du bist mehr als großzügig«, sagte ich. Er überreichte mir einen Silbertarsk. Ich schob ihn in den Geldbeutel. Boabissia wimmerte.

Er griff nach der Glocke und läutete zweimal.

»In Anbetracht der besonderen Umstände wirst du sie doch sicher nicht als entflohene Sklavin behandeln.«

»Nein«, antwortete Tenalion. »Zumindest nicht im Augenblick.« Er sah sie an. »Die üblichen Strafen für eine entflohene Sklavin sind dir doch bestimmt vertraut, meine Liebe, oder?«

Sie nickte wie betäubt.

»Ausgezeichnet.«

»Falls ich so unverschämt sein darf, ich fände es angebracht, sie in den ersten Tagen ihrer Erziehung mit einer gewissen Nachsicht zu behandeln«, sagte ich. »Du mußt wissen, sie hat sich viele Jahre für eine freie Frau gehalten.«

»Gut zu wissen.«

»Und sie hat sich nicht nur dafür gehalten, sondern auch so benommen.«

»Das ist eine sehr ernste Angelegenheit, meine Liebe«, sagte Tenalion. In diesem Augenblick trat ein geschmeidiger, muskulöser Mann ein. Der Hausherr wies auf Boabissia, und der Mann zog ihr die Hände auf den Rücken und ließ die mitgebrachten Eisenfesseln zuschnappen.

»Aber sie wußte ja nicht Bescheid«, erklärte ich.

Boabissia rüttelte schwach an den Handschellen.

»Sie kam doch unverschleiert herein«, sagte er.

»Das ist richtig. Aber die Alar verschleiern sich nicht.«

»Sie hielt sich für eine Alar?«

»Sie war es gewöhnt, sich mit ihren Augen zu betrachten.«

Tenalion schüttelte den Kopf. »Aber ihr Körper hätte ihr doch verraten müssen, daß sie keine Alar ist. Sie ist nicht groß und derb. Sie ist ausgesprochen weiblich. Das ist der Körper einer Frau aus der Stadt.«

»Das stimmt«, sagte ich.

»Und wie war ihre Einstellung Sklavinnen gegenüber?« wollte er wissen.

»Sie fühlte sich ihnen unendlich überlegen«, erklärte ich. »Sie verachtete sie. Sie brachte ihnen nur Haß entgegen. Es bereitete ihr Vergnügen, sie schlecht zu behandeln.«

Tenalion nickte. »Ich verstehe.« Er sah Boabissia nachdenklich an. »Du darfst knien, meine Liebe.« Sie gehorchte.

»Hast du nie den Verdacht gehabt, du könntest eine Sklavin sein?«

»Das hätte ich mir niemals träumen lassen«, flüsterte sie.

»Ein bemerkenswerter Fall«, stellte Tenalion fest. »Eine Frau, die von Geburt an eine legale Sklavin war, es aber erst vor ein paar Ehn erfahren hat.«

Sie senkte den Kopf.

Der Diener legte ihr eine Sklavenleine um den Hals. Sie blickte furchterfüllt auf.

»Du bist hergekommen, weil du deine Herkunft herausfinden wolltest«, sagte Tenalion. »Die kennst du jetzt. Du wolltest dein Erbe antreten, wolltest Reichtümer. Ich hoffe, du bist zufrieden, denn dein Erbe sind die Sklavenleine und der Kragen.«

Plötzlich brach sie in Tränen aus. »Bitte«, schluchzte sie. »Ich habe es doch nicht gewußt!«

»Mit welchem Hochmut und welcher Habgier bist du hier eingetreten, mit welchem Mißtrauen!« sagte er.

»Es tut mir leid! Verzeih mir! Ich flehe dich an!«

»Wie beharrlich du warst!«

»Verzeih mir!«

»Welche Angst du hattest, man könnte dir dein Erbe vorenthalten! Und ich habe dir versprochen, daß du genau das bekommst, was dir zusteht.«

»Bitte!« Sie zitterte am ganzen Leib, nackt vor ihrem Herrn.

»Du wirst das Erbe antreten und noch tausendfach mehr bekommen, das versichere ich dir.« Er sah sie an.
»Es hat lange gedauert, meine Liebe. Aber jetzt bist du zu Hause!«

Sie senkte schluchzend den Kopf. Sie war ihrem Herrn zurückgebracht worden.

»Du weißt, was du mit ihr zu tun hast«, sagte Tension zu dem Diener.

»Ja.«

»Dann tu es!«

»Tritt ein!« sagte die Frau.

Es war der Abend des Tages, an dem Boabissia in das Haus mit dem ›Tau‹ neben der Klingelschnur geeilt war. Das ›Tau‹ war das Zeichen Tenalions, eines bekannten Sklavenhändlers, da sein Name mit diesem Buchstaben anfang. Ich hatte es sofort erkannt. Das Schild entsprach dem an der Pforte seines Geschäftshauses, eines beeindruckenden großen Gebäudes im Herzen von Ars Sklavendistrikt, an dem ich während meines damaligen Aufenthaltes in der Stadt häufig vorbeigegangen war. Ich hatte sein Emblem auch oft auf den Sardarmärkten gesehen.

Jedoch war ich ihm bis zum heutigen Tag niemals persönlich begegnet. Nachdem Boabissia aus dem Zimmer entfernt worden war, hatte er Hurtha und mir einen ausgezeichneten Paga angeboten. Mittlerweile war sie zweifellos gebrandmarkt worden, hatte den Kragen erhalten und war irgendwo angekettet. Tena-lion, der uns beim Abschied gesagt hatte, wir seien stets herzlich in seinem Haus willkommen, schien ein angenehmer Bursche zu sein. Der Buchstabe auf Boabissias Anhänger hatte mich vermutlich an sein Handelszeichen erinnert.

»Tritt ein«, sagte die Frau, »tritt ein in den Tunnel!«

Ich senkte den Kopf, trat durch die niedrige Eisentür und ging die schlecht beleuchtete Rampe in eine Art Vorraum hinunter. An ihrem Ende stand die nächste Frau.

»Der Eintritt kostet ein Tarskstück.«

Auf einem kleinen Tisch stand eine Kupferschale; ich warf die Münze hinein. Rechts neben der Frau war ein Gittertor; es stand offen. In solchen Etablissements sind

diese Tore nichts Ungewöhnliches; sie werden bei Geschäftsbeginn geöffnet und bei Geschäftsschluß geschlossen. Auf der anderen Seite der Schwelle hing ein schwerer Vorhang aus rotem Samt.

Der Tunnel war eines von Ludmillas Freudenhäusern, nach denen die Gasse benannt worden war. Dabei gehörten Ludmilla nicht einmal alle dieser Etablissements; sie führte nicht einmal die besten von ihnen. Allerdings war Ludmilla Besitzerin von genau fünf Bordellen, während die anderen Betreiber höchstens zwei derartige Häuser ihr eigen nannten. Vermutlich war das der Grund, warum die Gasse ihren Namen trug. Ihr gehörte das Goldene Ketten – angeblich der beste ihrer Läden, wo der Eintritt wie auch in den meisten Pagatavernen einen Kupfertarsk betrug –, und die billigen Tarskstück-Bordelle ›Seidenschnur‹, ›Rote Peitsche‹, ›Lustgestell‹ und ›Tunnel‹. An dieser Straße gab es neben den anderen Bordellen auch Läden und einige Mietskasernen, unter anderem das Insula des Achiates.

Ich schob den Vorhang beiseite.

»Willkommen«, sagte eine Frau, »willkommen im Tunnel.«

Ich trat ein und ließ den Vorhang hinter mir zurückfallen. Sofort kam eine Frau auf mich zugeeilt. »Hier entlang. Ich bin deine dir zugeteilte Gastgeberin.«

Sie war eine kräftige große Frau mit herben Gesichtszügen. Sie trug nichts als eine Ledertunika, die Ähnlichkeit mit der eines Kriegers hatte; die Arme schmückten breite Reifen. Am Gürtel baumelte eine Peitsche. Ein nützliches Instrument, um Sklaven zu befehligen. Sie führte mich an einigen niedrigen Tischen, Matten, Sklavenringen und ineinander verkrallter, sich bewogender Körper vorbei zu einem freien Platz. Ich hörte Keuchen, einen leisen Schmerzensschrei, dem ein ebenso leiser Aufschrei der Unterwerfung folgte, das Klirren von Ketten auf Steinfliesen. Der Raum war gut besucht. In der Luft lag das gedämpfte Gemurmel zahl-

reicher Unterhaltungen; Musikanten spielten im Halbdunkel. Viele dieser Freudenhäuser unterscheiden sich kaum von gewissen Paga-Tavernen. Auch dort bestellt man die Mädchen zusammen mit den Getränken, nur die Tänzerinnen werden gesondert bezahlt. Mein Tisch stand in der zweiten Reihe vor einer Tanzfläche, an deren rechter Seite die Musikanten spielten. Es dauerte ein wenig, bis sich die Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten; der Raum wurde vom rötlichen Flackern winziger Tharlarionöl-Lampen erhellt, die auf ausgesuchten Tischen in einer roten Glasummantelung standen. Ein solches Licht zeichnet aufregende Muster sich ständig verändernder rötlicher Schattierungen auf die weiße Haut der Mädchen, die je nach Glasfarbe von dunklem Rosa bis zu cremigem Scharlachrot reichen. Es gab auch viele dunkle Nischen und undurchdringliche Schatten. Einige Männer wollen an einem solchen Ort ungestört und ungesehen bleiben.

»Ist der Platz zufriedenstellend?« fragte die Gastgeberin.

»Ja«, sagte ich und setzte mich mit untergeschlagenen Beinen vor den Tisch.

»Bist du Tarl aus Port Kar?«

»Warum?«

»Man hat mir befohlen, nach einem Mann mit diesem Namen Ausschau zu halten.«

»Und wer hat dir das befohlen?« Ich war nur deshalb im Tunnel, weil Achiates eine Botschaft an mich weitergegeben hatte. Er hatte sie unter der Tür durchgeschoben gefunden – wenn er die Wahrheit sagte, und ich hatte eigentlich keinen Grund, daran zu zweifeln.

Die Frau sah sich um. »Ich sehe ihn nicht«, sagte sie dann. »Bist du dieser Tarl aus Port Kar?«

»Man nennt mich Bosk.«

»Oh.« Diese Information schien sie nicht weiter zu berühren. Ich beobachtete sie. Soweit ich erkennen konnte, stand sie mit niemandem im Blickkontakt. Al-

lerdings konnte ich mir sowieso nicht vorstellen, daß sie mehr als die Überbringerin einer Botschaft war.

Ich sah mich um. Nach uns waren noch mehrere Männer eingetreten. Frauen, die ähnlich wie meine Gastgeberin gekleidet waren, führten die neuen Gäste an verschiedene Plätze. Hinter der Tanzfläche gab es mehrere niedrige Durchgänge, die in die verschiedenen Tunnel mit ihren Alkoven führten, von denen das Etablissement seinen Namen hatte.

Die Musikanten legten eine Pause ein.

»Bist du an Frauen interessiert?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Die Gastgeberin sah zur linken Seite der Tanzfläche, wo mehrere Frauen kauerten. Es war in dem Licht schwer zu sehen, aber ich hielt sie für nackt. Sie ließ die Peitsche knallen, und alle eilten herbei und knieten vor dem Tisch nieder. Sie waren nackt.

Ich musterte sie. Alle waren von einer atemberaubenden Schönheit und Sinnlichkeit, zart und verletzlich. Es war nicht einfach so, daß sie bis auf den Stahlkragen unbekleidet waren, nein, es war etwas anderes, kaum Faßliches, das zu sagen schien: Wir gehören dir, Herr. Tu mit uns, was du willst.

Die Gastgeberin ließ die Peitsche erneut knallen. Die Mädchen traten in einer Reihe an. »Haltet euch gerade. Ihr kniet vor einem Mann!« Sie berührte mehr als nur eine mit dem Peitschenstiel, korrigierte hier eine Pose, schob dort ein Kinn in die Höhe. Dann wandte sie sich wieder mir zu. »Die sind frei«, sagte sie. »Vielleicht findet ja eine dein Gefallen.«

Ich betrachtete die Mädchen.

»Sind sie nicht hübsch?«

»Doch, das sind sie.«

Sie hob die Peitsche und gab den Musikanten ein Zeichen. Sie fingen an zu spielen. Dann ließ sie die Peitsche erneut knallen, und die Mädchen sprangen auf und fingen an zu tanzen.

»Yartel«, sagte sie, und eines der Mädchen tänzelte nach vorn. Sie war eine üppige Blondine mit heller Haut und kurzen Beinen. Vielleicht ist erwähnenswert, daß sich der Geschmack der Goreaner von dem der Männer auf der Erde auf manche Weise unterscheidet; so sind Goreaner zum Beispiel wesentlich toleranter. Zumindest im Vergleich zu Angehörigen der westlichen Zivilisation. So würde es viele irdische Frauen, die durch die ständige unterschwellige Medienbeeinflussung zu dem Schluß gekommen sind, daß sie die kulturell anerkannten Normen weiblicher Schönheit nicht erfüllen, vermutlich erstaunen und entsetzen, daß sie auf einem goreanischen Sklavenmarkt einen hohen Preis erzielen würden.

»Louise«, sagte die Gastgeberin.

Ein kleine, schlanke, entzückende, hellhäutige und rothaarige Frau tanzte auf mich zu.

Louise ist ein Erdennamen. Ich fragte mich, ob sie von der Erde kam. Allerdings verleiht man goreanischen Sklavinnen oft Erdennamen. Ich sah mir das Mädchen genauer an. Ihre Brüste waren klein und schön geformt. Das rötliche Licht mit seinen sich verändernden Schattierungen umschmeichelte die helle Haut auf besonders aufregende Weise.

»Kommst du von der Erde?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie überrascht.

»Hör nicht auf zu tanzen«, befahl ich in englischer Sprache.

»Stammst du von der Erde?« stieß sie heftig hervor.

»Ja. Aber das ist lange her.«

»Ich bin eine Frau der Erde! Sieh den Kragen!«

»Er steht dir gut.« Sie ballte die Fäuste und tanzte zurück in die Reihe.

»Birsen.«

Ein hochgewachsenes dünnes Mädchen mit schulterlangem braunen Haar trat vor. Mit ihrer Schönheit hätte sie auf der Erde ein hochbezahltes Model werden können.

»Demet.«

Ein mittelgroßes, fülliges, dunkelhäutiges Mädchen mit langen schwarzen Haaren tanzte nach vorn, an dessen Weiblichkeit kein Zweifel bestand. Sie hatte weiche, volle, zu einem Schmollmund verzogene Lippen von der Art, die für den Kuß eines Mannes wie geschaffen schienen. Ich rief mir mit einiger Mühe ins Gedächtnis zurück, daß ich nur gekommen war, weil man mir eine Botschaft zugespielt hatte. Ich hatte Hurtha zusammen mit Feiqa im Insula zurückgelassen, obwohl er mittlerweile bestimmt unterwegs war. Ich wußte nicht, ob ich in Gefahr schwebte oder nicht, doch ich hatte es nicht für angebracht gehalten, meinen warmherzigen Gefährten in meine Angelegenheiten zu verstricken.

»Ich sehe, daß Demet gefällt«, stellte meine Gastgeberin fest. »Sie war einst in der Tahari eine Lady von hohem Rang.«

Ich betrachtete die Bewegungen ihrer süßen breiten Hüften. »Sie soll zurückgehen«, sagte ich dann. »Sie alle.«

»Ihr habt es gehört!«

»Ja, Herrin«, sagten sie wie aus einem Mund und eilten zurück in die Schatten, um auf den nächsten Kunden zu warten.

»Es tut mir leid.«

»Hast du noch andere anzubieten?« fragte ich und sah mich dabei im Raum um. Bis jetzt hatte noch keiner den Versuch unternommen, sich mit mir in Verbindung zu setzen. Ich ging davon aus, daß mich die Unbekannten entweder bei der Audienz am Zentralzylinder gesehen hatten oder eine genaue Beschreibung besaßen. Natürlich wäre es mir lieber gewesen, ich hätte sie zuerst gesehen.

»Wenn du warten willst«, sagte sie. »Einige der anderen Mädchen, die gerade auf dem Rücken oder dem Bauch auf den Matten liegen, werden irgendwann frei sein.«

»Wer ist diese Frau da?« fragte ich und zeigte auf ein wohlproportioniertes barfüßiges Mädchen in einem knielangen, ärmellosen weißen Gewand mit tiefem Ausschnitt, das an einem Tisch ganz in der Nähe einem Mann Gesellschaft leistete. Sie fiel mir auf, da sie an diesem Ort bekleidet umherlief, obwohl sie offenbar nicht zum Personal gehörte. Sie trug Armreifen aus Gold.

»Sie ist eine freie Frau«, sagte die Gastgeberin.

»Hier?«

»Sie hat ihr Tarskstück bezahlt. Nimm dich vor ihr in acht.«

Die Frau lächelte den Mann an.

»In Ludmillas Freudenhäusern ist jeder willkommen.«

»Wer ist Ludmilla eigentlich?« fragte ich.

»Ich habe sie nie kennengelernt.«

Auf dem Tisch stand eine Flasche Ka-la-na-Wein mit zwei Gläsern. Plötzlich sackte der Mann zusammen, legte den Kopf auf die Arme und schlief ein. Mit einer blitzschnellen Bewegung griff die Frau nach seinem Geldbeutel, durchtrennte die Schnüre und schob ihn sich ins Gewand. An ihrer linken Hand blitzte ein Ring auf, der mir zuvor nicht aufgefallen war. Ich sah einen solchen Ring nicht zum erstenmal.

»Möchtest du etwas trinken? Eines der Mädchen bringt dir etwas.«

Ich nickte. »Die da«, sagte ich und zeigte auf Louise.

»Gut.« Die Gastgeberin schnippte mit den Fingern, und Louise kam zum Tisch und kniete nieder.

»Was hättest du gern?«

Ich hatte an ein Glas Paga gedacht, aus der Brauerei von Temus, falls das hier zu haben war. Aber als ich an die freie Frau in dem ziemlich freizügigen Gewand dachte, änderte ich meine Meinung.

»Ich glaube«, sagte ich, »ich werde doch etwas warten, bis ich zu trinken bestelle.«

»Wie du wünschst«, sagte die Gastgeberin. Sie wandte sich Louise zu. »Solltest du entlassen werden, kehrst du auf deinen Platz zurück. Vernachlässige deine Pflichten nicht. Wenn unser Gast etwas bestellen möchte, bedienst du ihn.«

»Ja, Herrin«, sagte Louise.

»Vielleicht will ich eine Flasche haben«, sagte ich.

»Der Eintritt hat nur ein Tarskstück gekostet«, erinnerte mich die Frau.

»Entschuldigung.« Ich nahm fünf Kupfertarsk aus meinem Geldbeutel, und zwar ziemlich auffällig. Der freien Frau mit dem tiefen Ausschnitt entging das nicht. Wie ich erwartet hatte. Sie warf dem schnarchenden Kerl neben sich einen Blick zu. Er würde noch lange schlafen, mindestens eine Ahn.

»Oh!« sagte die Gastgeberin. »Du bist großzügig! Für soviel Geld gehört alles dir, was dir in diesem Haus gefallen könnte!«

»Vielen Dank!«

Sie ging. Ich sah Louise an. »Du kannst gehen«, sagte ich. Sie gehorchte sofort, kniete aber in Rufweite nieder.

»Wie ich sehe, hast du eine Sklavin fortgeschickt«, sagte die Frau mit dem tiefen Ausschnitt.

»Ja.«

»Kommst du von außerhalb?«

»Stimmt.« Der Ring steckte nicht länger auf ihrem Finger.

»Und, gefällt dir Ar?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Für einen Fremden kann es hier sehr einsam sein.«

»Möchtest du dich zu mir setzen?«

»Es tut mir leid«, erwiderte sie. »Das wäre nicht schicklich. Ich kenne dich ja nicht einmal.«

»Entschuldige bitte«, sagte ich. »Ich wollte nicht unverschämt sein.«

Sie bewegte den linken Fuß und ließ die Glöckchen an dem Ring klingeln. Die meisten freien Frauen hätten

so etwas niemals getragen. Sie schob die Armreifen hoch, dann strich sie mit der Hand das Haar zurück. Es war offen. Normalerweise trugen nur Sklavinnen ihr Haar offen. Sie bewegte sich wie zufällig, und plötzlich schien etwas mit dem Kleid nicht mehr zu stimmen. Beinahe reumütig zog sie einen der Träger zurecht, und sie tat es auf eine Weise, als dächte sie sich nichts dabei, dabei brachte sie mit dieser Bewegung ihre wunderbaren, aufregenden Brüste zur Geltung.

»Schon in Ordnung«, sagte sie.

»Es tut mir wirklich sehr leid.«

»Es war mein Fehler«, sagte sie mit einem Lächeln.

»Ich hätte nicht so forsch sein dürfen. Ich hätte dich nicht ansprechen dürfen.«

»Bitte setz dich zu mir«, lud ich sie ein.

Sie kniete sich an den Tisch.

»Ich habe nur etwas gesagt, weil es mich freute, daß du die Sklavin weggeschickt hast. Ich wünschte, sie gäben ihnen etwas zum Anziehen.«

»Sie tragen den Kragen.«

Sie lachte. »Das ist allerdings wahr.«

»Möchtest du wirklich nichts trinken?«

Sie schien darüber nachzudenken, und dann, einige Augenblicke später, lächelte sie. »Also gut.«

»Was hättest du denn gern?«

»Vielleicht ein winziges Glas Ka-la-na, unter Freunden.«

Ich sah in Louises Richtung. Sie sprang sofort auf und kam zum Tisch, wo sie niederkniete.

»Eine kleine Flasche aus den Gärten des Anesidemus.«

Die Augen der freien Frau leuchteten auf. »Ich habe gehört, das soll ein ausgezeichnete Ka-la-na sein. Aber teuer.«

»Bring mir eine Flasche!« verlangte ich von Louise.

»Ja, Herr«, erwiderte sie, stand auf und eilte zum Ausschank.

»Das ist doch die Sklavin, die du eben weggeschickt hast«, bemerkte die Frau.

»Kann sein.«

»Du hast sie kaum beachtet«, sagte sie zufrieden.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich bin froh, einen Mann wie dich kennengelernt zu haben.«

»Tatsächlich?«

»Einen Mann, der eine freie Frau zu schätzen weiß. So viele Männer fühlen sich nur zu Sklavinnen hingezogen.«

»Wirklich?«

»Ja!« sagte sie. »Ich verstehe das nicht.«

»Das merke ich«, sagte ich.

»Was sieht ein Mann bloß in diesen Schlampen?«

»Eine Sklavin.«

»Genau! Widerwärtig!«

»Einigen Männern gefällt das.«

»Wollen das die Männer wirklich?« fragte sie. »Eine Frau, die ihnen gehört, die ihnen hilflos ausgeliefert ist, die ihnen in allen Dingen dienen muß?«

»Ich fürchte, es gibt Männer, denen so etwas gefällt«, gab ich zu.

»Ich glaube, du interessierst dich für freie Frauen.«

»Aber ja.«

»Herr«, sagte Louise, das schlanke, rothaarige, nackte Sklavenmädchen von der Erde, und stellte eine kleine Flasche Ka-la-na und zwei winzige Gläser auf den Tisch.

»Sie ist ein hübsches kleines Ding«, bemerkte die freie Frau.

Ich schickte Louise mit einer Handbewegung weg, ohne sie anzusehen. Das schien meiner neuen Bekannten zu gefallen.

Ich goß ein.

»Auf dich«, sagte sie und hob das Glas.

»Nein«, erwiderte ich. »Auf dich.«

»Danke.« Ich sah, daß sie sich darüber freute. Sie glühte förmlich. Ihre Brüste waren sehr schön.

Wir stießen an und tranken.

»Oh, das ist ein wunderbarer Ka-la-na«, seufzte sie. Ich war davon überzeugt, daß sie eine solche Marke noch nie zuvor getrunken hatte. Kein Wunder, kostete er doch drei Kupfertarsk – ein Preis, den manche Sklaven nicht einbringen.

»Ich freue mich, daß er dir schmeckt.«

»Ich bin Lady Tutina aus Ar«, sagte sie in einem einschmeichelndem Tonfall und beugte sich vor.

»Das ist ein hübscher Name«, sagte ich.

Sie sonnte sich in meinem Lob.

»Ich heiße Tarl.«

»Oh«, sagte sie etwas mißbilligend. »So ein wilder Name.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Es ist ein Name aus dem Norden, nicht wahr?«

»Man findet ihn oft im Norden, vor allem in Torvaldsland.«

»Männer aus Torvaldsland machen mir angst«, sagte Tutina. »Sie behandeln ihre Frauen so schlecht. Du kommst doch nicht etwa aus Torvaldsland?«

»Nein.«

Tutina lächelte. »Das ist schön. Und wo her kommst du gerade?«

»Torcodino.«

»Ach ja?« Es klang enttäuscht.

»Stimmt etwas nicht?« wollte ich wissen.

»Du bist doch kein Flüchtling, oder?«

»Warum?«

»Dann dürftest du eine schwierige Reise hinter dir haben.«

»Ich verstehe.«

»Ich glaube nicht, daß es in Torcodino so schlimm steht, wie alle sagen.«

»Nein?«

»Nein. Sie wollen uns nur Angst einjagen.« Mir entging nicht, daß ihr Blick auf meinem Geldbeutel ruhte.

»Ich bin in einer Überlandkutsche gekommen.« Das gefiel ihr. Es war ein Hinweis, daß ich Geld hatte.

»Bist du ein Kaufmann?«

»Ich habe schon öfter Dinge gekauft und wieder verkauft.« Das gefiel ihr ebenfalls. Ich fügte nicht hinzu, daß viele dieser Dinge Frauen wie sie waren.

»Darf ich dich Tarl nennen?«

»Aber natürlich«, sagte ich. Schließlich war sie eine freie Frau. Ich schenkte Ka-la-na nach.

Tutina trank. Sie stützte die Ellbogen auf den niedrigen Tisch und beugte sich vor. Ihre Brüste schienen nur darauf zu warten, von mir berührt zu werden. Ihre Lippen waren warm und weich. »Es gab noch einen anderen Grund, warum ich an deinen Tisch getreten bin.«

»Tatsächlich?«

»Ich fühle mich zu dir hingezogen!«

»Ich verstehe.« Ich warf einen Blick auf den Burschen, der noch immer auf der Tischplatte schlummerte.

»Und ich bin so einsam«, flüsterte sie. Ihre Hand berührte die meine. Ich spürte Erregung in mir aufsteigen, doch ich beherrschte mich.

»Tarl«, flüsterte sie.

»Ja?« Sie verstand ihr Handwerk, das mußte man ihr lassen.

Unvermittelt zog sie sich zurück, scheinbar um eine Träne aus dem Augenwinkel zu wischen. »Ich darf so etwas nicht zu dir sagen.«

»Was denn?« fragte ich sanft.

»Ich muß gehen. Sofort!« Tutina stemmte die Hände auf den Tisch, damit ich sie nehmen und sie mit sanfter Überredung am Aufstehen und Gehen hindern konnte. Aber da ich neugierig war, was nun geschehen würde, tat ich so, als würde ich es nicht bemerken.

Sie blieb knien.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, stieß sie hervor und schüttelte den Kopf.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte ich scheinbar besorgt.

»Du mußt mich für eine schreckliche Frau halten«, sagte sie und wischte eine weitere angebliche Träne weg.

»Aber nicht doch.« Ganz im Gegenteil, ich hielt sie für sehr verführerisch.

»Ich war anmaßend«, sagte sie. »Ich bin an deinen Tisch gekommen. Ich habe dich angesprochen. Ich habe zugelassen, daß du, ein Mann, den ich kaum kenne, mir Ka-la-na gekauft hast. Ich schäme mich so.«

»Dafür gibt es keinen Grund.«

»Aber was noch viel schlimmer ist: Ich habe dir meine Gefühle enthüllt. Ich habe von meiner unaussprechlichen Einsamkeit erzählt. Bist du auch einsam?«

»Wie könnte ich einsam sein, in deiner Gesellschaft?«

»Welch schönes Kompliment!«

Das fand ich auch. Gut, es hatte schnelles Nachdenken erfordert.

»Aber am meisten schäme ich mich über meine Dreistigkeit.«

»Was meinst du?«

»Als ich zugegeben habe, daß ich mich zu dir hingezogen fühle.«

»Ich verstehe«, erwiderte ich. »Du fühltest dich zu mir hingezogen, weil du den Eindruck hattest, ich sei vielleicht ein netter, verständnisvoller Bursche, der bis zu einem gewissen Grad deine Einsamkeit und deinen Schmerz lindern könnte, ein Gesprächspartner.«

»Es war mehr als das«, flüsterte Tutina und senkte den Blick, als würde sie es nicht wagen, mich anzusehen.

»Tatsächlich?«

Sie sah gequält auf. »Ich habe mich zu dir hingezogen gefühlt«, sagte sie und senkte beschämt den Kopf, »wie eine Frau zu einem Mann!«

Ich schwieg.

»Auch freie Frauen haben Bedürfnisse, weißt du«, flüsterte sie.

»Das bezweifle ich nicht«, sagte ich.

»Es ist nett von dir, daß du mich deswegen nicht auslachst«, sagte Tutina. Sie sah zu mir hoch. »Manchmal sind diese Bedürfnisse sehr stark.«

»Davon bin ich überzeugt.«

»Du bist wirklich nett.« Sie hielt inne. »Darf ich dir etwas sagen?« fragte sie dann zögernd.

»Nur zu.«

»Ich dachte daran, daß ich dir gestatte, meinen Körper anzusehen«, sagte sie. »Daß ich dir vielleicht sogar erlaube, mich zu berühren. Daß ich mich dir hingebe, da du so nett bist und ich mich zu dir hingezogen fühle.«

»Ich bin über alle Maßen beeindruckt«, sagte ich. Das schien eine angebrachte Erwiderung zu sein, schließlich war sie eine freie Frau. Es ist schwer, das Richtige zu sagen, wenn man etwas so Lächerliches hört.

»Wie nett du doch zu einer Frau bist, die du an einem solchen Ort kennengelernt hast, eine Frau, die so arm ist, daß sie sich nicht einmal Sandalen, ein richtiges Gewand und einen passenden Schleier leisten kann. Stört es dich, daß ich so aufreizend gekleidet bin, daß ich keinen Schleier trage, wie es sich gehört?«

»Nein«, erwiderte ich. »Zweifellos ist das ein unvermeidliches Zugeständnis an die Härten der Armut.«

»Ja«, klagte sie. »Vielleicht könntest du dir einfach vorstellen, ich sei verschleiert.«

»Das ist ein Gedanke.« Das war nicht einmal gelogen. Ich stellte mir vor, wie sie wohl nackt aussah, in engen Ketten, mit dem Sklavenkragen, den sie verdiente.

Tutina sah mich dankbar an. In meiner Vorstellung zog ich die Fesseln noch enger.

»Stimmt es, daß du dich zu mir hingezogen fühlst?« fragte ich.

»Ja«, flüsterte sie und wagte es, meine Hand zu berühren.

»Dann sollten wir gehen. Vielleicht in deine Wohnung?«

Tutina zuckte sofort zurück. Wie erwartet fand sie diesen Vorschlag nicht annehmbar. Sie wollte nicht, daß ihre Adresse bekannt wurde. Das konnte sie der Gnade ihrer wütenden Opfer ausliefern. Außerdem würde es den durch Anzeigen alarmierten Stadtwächtern erleichtern, sie zur Befragung abzuholen und ihre Personalien festzustellen; in ihrem Fall würden darauf bestimmt eine Anhörung und die unausweichliche Versklavung folgen.

»Wie wäre es dann mit meinem Zimmer?« schlug ich vor. »Es ist ganz in der Nähe.«

Sie schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. Wie ich mir gedacht hatte, sagte ihr dies auch nicht zu. Sie zog es vor, ihr Werk hier zum Abschluß zu bringen, wo es anscheinend geduldet wurde. Sie arbeitete verstohlen mit Drogen, statt die Beute mit draußen wartenden Komplizen teilen zu müssen oder das Risiko einzugehen, von Personen gesehen zu werden, die in der unmittelbaren Nähe des Opfers lebten. »Für welche Art von Mädchen hältst du mich?«

»Vergib mir«, sagte ich ernst. »Ich wollte dich nicht beleidigen.« Sie war sehr geschickt in dem Spiel, eine Erwiderung des Mannes herauszufordern, um dann zu behaupten, sie sei mißverstanden worden. Derart beleidigt, verwirrte sie den Mann und sorgte dafür, daß es auch so blieb; auf diese Weise konnte sie mit einem Blick oder einer Träne erreichen, daß alles nach ihrem Willen verlief. Sie verstand es auf sehr weibliche Weise, ihre Ziele zu verfolgen. Das mußte ich ihr zugestehen.

»Ich wußte, ich hätte nicht herkommen sollen«, schluchzte sie und wischte eine nichtvorhandene Träne aus dem Augenwinkel. Dann tat sie so, als wolle sie aufstehen, blieb aber doch sitzen, als ich nichts dagegen unternahm.

»Ich war sehr ungeschickt«, sagte ich.

»Ich mache dir ja gar keinen Vorwurf«, schluchzte sie. »Was solltest du auch denken, da du mich an diesem Ort kennenlernst? Sicherlich hältst du mich für eines dieser losen Weiber.«

»Nein, bestimmt nicht. Du unterscheidest dich von ihnen.«

»Danke«, flüsterte sie.

Ich nickte. Natürlich unterschied sich von ihnen. Zum einen war sie noch bekleidet. Außerdem trug sie noch keinen Sklavenkragen.

»Vielleicht hast du dich ja schon gefragt, was ich, eine Frau aus gutem Haus, ausgerechnet hier verloren habe?«

»Schon möglich«, sagte ich ermutigend und versuchte, nachdenklich auszusehen. Dabei hatte ich eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was sie in dem Freudenhaus tat.

Tutina blickte zu Boden. »Ich glaube, der wahre Grund, warum ich, eine Frau, der es verzweifelt nach Liebe verlangt, es gewagt habe, diesen schrecklichen Ort zu betreten, an dem – wie ich wußte – Männer verkehren, war mein verzehrender Wunsch, einen freundlichen Mann kennenzulernen. Es war die Einsamkeit, die mich fast meines freien Willens beraubt und hierher getrieben hat.«

»Tatsächlich?«

»Aber ich hätte niemals kommen dürfen.«

»Doch dann hätten wir uns niemals kennengelernt«, wandte ich ein.

»Ja«, flüsterte sie und berührte wieder meine Hand.
»Das stimmt.«

»Du hast von einem wahren Grund gesprochen, der mit deinem Verlangen nach Liebe zu tun hat. Daraus schließe ich, daß es noch einen anderen, zumindest vorgeschobenen Grund für dein Kommen gibt.«

Tutina lächelte reumütig. »Ja«, sagte sie, »ich bin eine stolze freie Frau. Ich konnte nicht zulassen, mir solche Dinge wie Einsamkeit oder der Hunger nach Liebe einzugestehen. Ich mußte mir einreden, daß es noch einen anderen Grund gibt.«

»Und was ist das?«

»Ich brauche dringend Geld«, sagte sie. »Ich habe einen Ring. Ich habe mir eingeredet, daß ich versuchen will, ihn zu verkaufen.«

»Ich verstehe.«

»Aber ich habe mich nicht dazu überwinden können, mich davon zu trennen. Er gehört zu den wenigen Dingen, die mir aus der Zeit übrig geblieben sind, als ich stolz und wohlhabend war. Er steckt voller Erinnerungen.«

»Ach, so ist das.«

»Möchtest du ihn sehen?«

»Das ist nicht nötig.«

»Bitte, laß ihn mir dir zeigen«, sagte sie.

»Also gut.« Sie holte den Ring aus einem winzigen Beutel, der an ihrem Gürtel hing, und streifte ihn über den Finger.

»Wunderschön«, sagte ich. Der ovale Stein war aus weißem Porzellan und steckte in einer roten Metallfassung. Auf dem Porzellan war die winzige rote Abbildung eines Tur-Baumes. Der Ring war aus Gold.

»Er wurde in Turia gefertigt.« Das glaubte ich ihr. Auf dem Stein war der Tur-Baum zu sehen, das Emblem Turias, einer Stadt der südlichen Hemisphäre. Außerdem wußte ich, daß man dort solche Ringe herstellte. Ich hatte sie dort sogar mit eigenen Augen gesehen. Doch in Ar, einer Stadt der nördlichen Hemisphäre, waren Ringe dieser Machart selten; die meisten Männer würden keinen Verdacht hegen, wozu er dienen mochte. Vermutlich hatte Tutina ihn in einem Importladen auf der Straße von Turia gekauft. Natürlich

war es andererseits nicht auszuschließen, daß der Stein massiv und nicht hohl war. Die meisten derartigen Ringe sind völlig harmlos.

»Würdest du ihn mir verkaufen?« fragte ich. »Du kannst das Geld doch sicher brauchen.«

»Führ mich nicht in Versuchung«, lächelte sie. »Ich könnte es nicht über mich bringen, mich davon zu trennen.«

»Es tut mir leid.«

»Welch ein Glück, daß ich einen Mann wie dich kennengelernt habe«, sagte Tutina. »Wie verständig du bist.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ich bin so aufgeregt«, flüsterte sie.

»Wirklich?«

»Ich möchte dich auf dein Zimmer begleiten«, flüsterte sie.

»Dann laß uns gehen.«

»Oh, der Wein ist alle«, sagte sie enttäuscht.

Das stimmte.

»Können wir noch etwas Wein trinken?« bettelte sie. »Er würde mir helfen, in noch bessere Stimmung zu geraten. Noch ein kleiner Schluck, und ich weiß nicht, ob ich mich beherrschen kann. Vielleicht liefе ich hinter dir her, wie eine liebestolle Sklavin.«

»Ich besorge noch Wein«, sagte ich, sah mich um und hob die Hand. Louise sprang auf und kam an den Tisch gelaufen. Der Mann am Nachbartisch schlief noch immer. Ich winkte Louise heran und bestellte flüsternd eine weitere Flasche Wein.

Lady Tutina lächelte mich an.

Ich erwiderte das Lächeln.

»Magst du mich?« fragte sie.

»Ja.« Mit der richtigen Ausbildung gäbe sie eine ausgezeichnete Sklavin ab.

»Wenn diese Sklavin sich doch nur beeilen würde!«

»Sie ist sicher gleich da.«

»Vielleicht solltest du sie auspeitschen«, schlug Tutina vor.

»Ein ausgezeichnete Vorschlag, aber wir wollen ihr noch ein paar Ihn geben.«

»Ich glaube, daß ich bald in der richtigen Stimmung bin«, flüsterte sie vertraulich.

»Ausgezeichnet«, entgegnete ich. Ihr ganzes Gerede belustigte mich. Ich fragte mich, ob sie in den ersten Ihn in Ketten – bis die Hand oder die Peitsche ihres Herrn sie anderweitig lehrte – noch immer der festen Überzeugung wäre, den Herrn auf sein Vergnügen warten lassen zu können, bis sie ›in der richtigen Stimmung‹ war.

Sie sah mir tief in die Augen. »Ich glaube«, wisperte sie, »dieses Treffen könnte mein ganzes Leben verändern.«

»Das erscheint mir nicht unmöglich«, erwiderte ich.

»Herr«, sagte Louise und kniete vor dem Tisch nieder, eine kleine Flasche Wein auf dem Tablett. Ich nahm sie und stellte sie in meiner Nähe ab. Dann schickte ich Louise wieder fort.

Ich goß zwei Glas Wein ein. Dabei fragte ich mich, wie geschickt Lady Tutina wohl wäre. Ich erinnerte mich an einen Freund namens Boots Tarskstück, der wunderbar begabt war, was Taschenspielertricks anging.

»Sie ist hübsch, nicht wahr?« fragte Lady Tutina und sah Louise nach. Das nackte Sklavenmädchen war in dem flackernden Rotlicht kaum auszumachen; sie hielt das Tablett über den Kopf und bahnte sich einen Weg an den Tischen und Matten vorbei. »Auf die unterwürfige Weise, die Sklaven so an sich haben«, fügte Tutina hinzu.

Ich sah Louise hinterher. »Schon möglich.« »Der Mann scheint jedenfalls der Meinung zu sein«, sagte Tutina. Ein Gast griff nach Louises Schenkel, als

sie an ihm vorbeiging. Sie wich ihm geschickt aus und eilte weiter. Der Mann sackte betrunken auf die Seite.

»Ja«, sagte ich. Louise war in der Tat ein hübsches Mädchen.

»Laß uns trinken!« schlug Tutina vor. Ich fand, daß sie doch nicht so geschickt war wie angenommen. Es ist nicht besonders schwer, jemandem, der gerade nicht hinsieht, etwas ins Glas zu schütten. Boots hätte es bestimmt geschafft, während er der betreffenden Person ins Gesicht gesehen hätte. Er war natürlich ungewöhnlich gut in solchen Dingen.

»Auf dich«, hauchte Lady Tutina mit einem Lächeln.

»Nein«, sagte ich. »Auf dich.«

Sie trank von dem Wein. Ich hob das Glas lediglich an die Lippen und stellte es wieder ab.

»Das ist nicht derselbe Wein«, sagte sie und senkte das Glas. »Er schmeckt anders.«

»Ja. Magst du ihn?«

»Aber ja. Er schmeckt großartig!« Sie lächelte. Dann fügte sie vorwurfsvoll hinzu: »Aber du hast ihn ja kaum angerührt!«

»Komm her!« bat ich.

Sie trat um den Tisch und kniete neben mir nieder. Es war das erste Mal, daß sie mir gehorcht hatte. Das gefiel mir.

»Näher.«

Sie rückte näher an mich heran.

»Noch näher.«

Sie schmiegte sich an mich. Ihre Brüste waren aufregend. Ich legte den Arm um sie, damit ich sie an mich drücken konnte. Sie sah mir in die Augen. »Du hast deinen Wein nicht angerührt«, schnurrte sie.

»Nein?«

»Trink, trink!« versuchte sie mich zu überreden, ergriff das Glas und hob es mir an die Lippen. »Trink!« flüsterte sie. »Dann können wir auf dein Zimmer eilen, wo ich dir wie eine Sklavin dienen werde.«

»Du bist sinnlich und verführerisch«, sagte ich.

»Trink!«

Ich zwang mich dazu, nicht zu vergessen, daß sie für den anderen Mann bestimmt war, der zusammengesunken auf dem Tisch schlief.

Ich nahm ihr das Glas ab und stellte es auf den Boden.

»Was ist los?« fragte sie.

»Ermuntere mich!« befahl ich.

Tutina fing an, mich zu küssen und zu lecken, im ganzen Gesicht und am Hals. Sie war recht geschickt. Nach der Sklavenausbildung würde sie es noch besser können.

»Weißt du, welcher Wein das ist?« fragte ich.

»Nein«, murmelte sie beschäftigt.

Ich drehte die Flasche so hin, daß sie das Etikett lesen konnte. Es war eine kleine Flasche von Boletas Nektar der öffentlichen Sklavengärten. Boleta ist in Ar und Umgebung ein bekannter Weinbauer, der für die Produktion großer Mengen einigermaßen guter Ka-la-na berühmt ist. Der Nektar war seine vielleicht beste Marke; sie wurde in Ars öffentlichen Sklavengärten ausgeschrieben. Ursprünglich war sie allein für diesen Markt hergestellt worden. Daher rührte auch der Name.

»Oh«, sagte sie.

»Ich hoffe, er schmeckt dir.«

»Ja, er ist gut.«

»Das freut mich.«

»Hier«, sagte sie und nahm mein Glas. »Trink schnell. Ich habe es eilig, auf dein Zimmer zu kommen.«

»Dann laß uns sofort gehen«, sagte ich. Ich hatte beschlossen, ihr diese Gelegenheit zu geben, sich zu retten. Willigte sie ein, würde ich sie am Morgen vom Ring losbinden.

»Beeil dich!« flüsterte sie. Sie hielt mir das Glas an die Lippen. »Trink!« flüsterte sie verführerisch.

Innerlich mußte ich lächeln. Sie hatte ihre Gelegenheit gehabt. Zugeben, ich hatte sie ihr nur zu meiner Erheiterung angeboten, in dem Wissen, daß sie ablehnen würde.

»Trink!«

Ich nahm ihr das Glas aus der Hand und sagte:
»Aber das ist für dich!«

»Was?«

»Ich habe den Wein für dich gekauft.«

»Aber ich habe doch schon getrunken.«

»Dann trink noch mehr.«

»Du kannst mir ja noch etwas eingießen«, sagte sie unbehaglich.

»Nimm meinen«, schlug ich vor.

»Das ist doch nicht möglich.«

»Aber sicher doch.«

»Ich habe wirklich genug getrunken«, sagte sie. Sie stemmte sich gegen meine Umarmung.

»Nein, du hast nicht genug getrunken.«

Sie sah mich ängstlich an. »Ich will nichts mehr trinken.«

»Stimmt etwas nicht mit dem Wein?« fragte ich.

»Wieso? Der Wein ist gut.«

»Dann trink!« Ich hielt ihr das Glas an die Lippen. Sie versuchte, ihm auszuweichen. »Was ist?«

»Nichts«, sagte sie.

»Trink!«

»Nein.«

»Du wirst das hier trinken«, sagte ich.

»Nein!« Mein Griff war gnadenlos. »Hör auf. Bitte!«

Ich griff mit der Linken in ihr Haar und zog ihr den Kopf nach hinten. »Öffne den Mund! Verschütte keinen Tropfen!«

Sie wand sich hilflos. Die Zähne hatte sie zusammengebissen.

»Du willst also schwierig sein«, sagte ich.

Tutina verstärkte ihre Anstrengungen, aber meinem

Griff konnte sie nicht entkommen. Sie drückte die Lippen fest aufeinander. Ich schloß daraus, daß sie nicht einmal einen Tropfen der Flüssigkeit in den Mund bekommen wollte. Das Mittel mußte also ziemlich stark sein. Außerdem war die Dosis für einen Mann bestimmt gewesen.

Ich sah auf und bemerkte Louise, die vom Ausschank zurückgekommen war. Sie stand da und starrte uns entsetzt an.

»Wir werden ihr etwas zu trinken geben«, sagte ich.

»Herr?« fragte Louise ängstlich.

»Mit einer einfachen, durchaus angebrachten Methode«, sagte ich. Lady Tutina starrte mich gehetzt an. »Nein!« stieß sie durch die zusammengepreßten Lippen hervor. Ich stellte das Weinglas auf dem Boden ab.

»Sklavin, nimm Lady Tutinas Gürtel und fessle ihr die Hände auf den Rücken!« befahl ich Louise.

»Aber Herr!« protestierte sie entsetzt.

»Nein!« kreischte Tutina.

»Sie ist eine freie Frau!« flüsterte Louise.

»Muß ich den Befehl wiederholen?« fragte ich.

Sie schlug den Blick nieder. »Nein, Herr.«

Dann knotete sie Tutinas Gürtel auf, nahm ihn ab, zwang ihr die Hände auf den Rücken und fesselte sie zusammen.

»Gut«, sagte ich. Tutina, die am Boden kniete, wand sich mit den gefesselten Händen. Vergeblich.

Louise stöhnte voller Angst auf. »Herr!« bettelte sie.

»Hier«, sagte ich und reichte ihr das kleine Glas. »Gehorcht mir!«

»Ja, Herr!« wisperte sie.

»Nein!« stieß Tutina hervor. Doch sie verstummte, als ich ihr Haar losließ und ihr mit den Fingern der linken Hand die Nase zuhielt. Jetzt bekam sie keine Luft mehr durch die Nase. Mit demselben Griff zwang ich ihren Kopf nach hinten. Möglich, daß ich dabei nicht so sanft vorging, wie es angebracht gewesen wäre; schließlich

war sie eine freie Frau. Sie schnappte nach Luft, und ich schob ihr den rechten Daumen und Zeigefinger in den sich öffnenden Mund, ließ die restlichen Finger nachfolgen und hielt ihn offen, aber so, daß sie nicht zubeißen konnte.

»Jetzt!«, befahl ich Louise.

Lady Tutina wimmerte. Sie wand sich, versuchte, den Kopf zu schütteln, aber ich hielt sie fest. Vorsichtig goß Louise ihr den Wein in den schönen Mund.

»Gut!«

Louise sah mich dankbar an.

Ich hielt Tutinas Kopf weiterhin fest. Da ich den richtigen Moment abgepaßt hatte, war nicht mehr genug Atem in ihren Lungen, daß sie die Flüssigkeit ausspucken konnte. Sie starrte mich fassungslos an.

»Ich nehme an, daß du früher oder später Luft holen willst. Doch um das zu tun, mußt du zuerst den Wein hinunterschlucken.«

Sie wimmerte vor Protest.

»Es ist wirklich sinnlos, daß du den Atem anhältst«, befand ich.

Sie gab noch ein Stöhnen von sich.

»Du bist sehr schön«, gestand ich ihr.

Tränen traten ihr in die Augen, und sie schluckte den Wein trotzig hinunter, würgte, hustete und rang keuchend nach Luft.

»Du darfst die Hände der Lady Tutina losbinden«, befahl ich Louise.

Sie beeilte sich, meinem Befehl nachzukommen.

»O nein, Lady Tutina«, sagte ich und hielt ihre zuschlagenden Hände fest. »Das ist keine gute Idee.«

Sie kämpfte erfolglos gegen den Griff an. »Ich hasse dich!« rief sie. »Ich hasse dich!«

»Du hast doch nichts zu befürchten«, erwiderte ich. »Es sei denn, es wäre etwas in dem Wein gewesen.«

»Ich hasse dich!« schluchzte sie und warf dem Mann am Nachbartisch einen entsetzten Blick zu. Er war noch

immer ohne Bewußtsein. Tutina hatte sichtlich Angst. Die Dosis, die sie geschluckt hatte, war – wenn tatsächlich etwas in den Wein gemischt worden war – zweifellos für einen Mann berechnet gewesen. Darum würde sie vermutlich mehrere Ahn lang bewußtlos sein, mehr als genug Zeit, um sie in eine Zelle des Praetors zu schleppen. Sie versuchte erneut, sich aus dem Griff zu befreien, aber ich ließ nicht los.

»Ich hasse dich!« zischte sie.

»Und was ist mit deiner Einsamkeit, deinem Verlangen nach Liebe?«

»Sleen! Sleen!« stieß sie hervor. Sie kämpfte wieder gegen den Griff an, aber diesmal schien es bereits weniger energisch als beim letztenmal zu sein. Es war also etwas im Wein gewesen. Plötzlich schien sie unsicher auf den Beinen zu werden.

»Was wirst du mit mir tun?« fragte sie.

»Wenn du erwachst, wirst du schon merken, was man mit dir getan hat«, erwiderte ich.

»Ich liebe dich«, sagte sie unvermittelt. »Bring mich auf dein Zimmer. Es war nicht nötig, mir etwas einzufloßen. Ich wäre gern mitgegangen.«

»Das freut mich.«

»Ich liebe dich. Du wirst mich doch mit auf dein Zimmer nehmen, oder?«

Ich sah sie wortlos an.

»Ich werde dir dienen – wie eine Sklavin!« flüsterte sie. »Und morgen früh läßt du mich gehen.«

Ich schwieg.

»Was hast du mit mir vor?« flüsterte sie.

»Ich werde dir überhaupt nichts tun«, sagte ich.

Tutina sah mich verblüfft an. Und schwankte plötzlich.

Ich warf dem Mann, der auf dem Tisch schlief, einen bezeichnenden Blick zu.

»Nein«, stieß sie hervor. »Nein! Bitte! Nicht!«

»Das ist ein schöner Ring«, sagte ich. Ich streifte ihn

ihr vom Finger und warf ihn zu Boden. Tutina sank in sich zusammen. Ich glaubte nicht, daß sie noch aufstehen konnte. Sie sah zu, wie ich den Ring mit dem Absatz zertrat.

Dann sackte Tutina bewußtlos zu Boden.

Ich packte sie bei den Handgelenken und zerrte sie zu dem Tisch, an dem ihr früheres Opfer bewußtlos schlummerte. Am Boden war ein schwerer Sklavenring befestigt. Dort legte ich sie auf die Matte, schob ihr Kleid bis zu den Oberschenkeln hoch und fand wie erwartet den Geldbeutel. Ich band ihn ihr um den Hals, holte die drahtverstärkte Schnur aus der Gürteltasche und fesselte ihr die Handgelenke an den Ring.

Ich sah auf sie hinunter. Tutina lag dort auf dem Bauch, halbnackt, die Arme über den Kopf gestreckt, die Handgelenke über Kreuz an den Sklavenring gefesselt, den Geldbeutel um den Hals. Wenn der Mann das Bewußtsein wiedererlangte, wüßte er sofort, was er mit ihr zu tun hatte.

Das war erledigt. Ich sah mich um. Eine Nachricht hatte mich an diesen Ort gelockt. Ich hatte gewartet, aber offenbar hatte niemand den Versuch unternommen, Kontakt mit mir aufzunehmen. Dafür mochte es verschiedene Gründe geben. Allerdings war das Treffen sicherlich nicht daran gescheitert, daß man mich nicht erkannt hatte. Die Personen – oder die Person –, die dahintersteckten, wußten, wie ich aussah, entweder vom Platz am Zentralzylinder her oder anhand einer Beschreibung. Das deutete darauf hin, daß sie bis jetzt noch nicht auf mich zugetreten waren, weil es sich um eine vertrauliche Angelegenheit handelte. Vielleicht um eine geheime Information oder, was wahrscheinlicher war, um den verstohlenen Einsatz gezückter Dolche, das Geschäft des Attentäters.

Es würden nicht mehr als zwei Männer sein. Ich faßte die Durchgänge zu den Tunneln ins Auge. Der Bordelleingang stand ganz bestimmt unter Beobach-

tung. Doch in einem der Tunnel gab es mit Sicherheit einen Hinterausgang. Wenn sie glaubten, ich würde mich danach auf die Suche machen, mußten sie schnell handeln. In dem Tunnel wäre es dunkel. Ich ging los. Einen Augenblick später hatte ich den niedrigen Durchgang zu dem Al-Ka-Tunnel erreicht, dem ersten Tunnel. Ich blickte zurück. In dem Dämmerlicht war nicht zu erkennen, ob mich jemand beobachtete. Doch irgendwie hatte ich das Gefühl, daß mein Eintritt nicht unbeobachtet blieb.

Die Tür fiel hinter mir zu. Ein Lichtschein drang darunter hervor.

Einen Augenblick später hatte ich den Lichtschein bereits hinter mir gelassen. Bald mußte ich auf allen vieren kriechen, da sich die Tunneldecke nur etwa dreißig Zentimeter über meinem Kopf befand. Der Tunnel war an einigen Stellen mit Teppichen ausgelegt; wo das nicht der Fall war, mußte ich über nackten Steinboden kriechen. In unregelmäßigen Abständen gab es mit Ledervorhängen verschlossene Alkoven; die kreisrunden Eingänge besaßen eine Breite von etwa einem Meter. Einige der Alkoven waren mit einer Lampe ausgestattet, wie der Lichtschein verriet, der durch die Spalten der Ledervorhänge drang und den Tunnel schwach erhellte. Doch davon abgesehen war es hier stockfinster. Zwei Alkoven waren belegt, wie man sehen konnte, da die Vorhänge nicht richtig zugezogen waren. Ein Mädchen kniete nackt mit dem Rücken zur Wand, die angeketteten Hände über dem Kopf. Ihr Herr strich mit dem Peitschenstiel über ihren Körper. In dem zweiten Alkoven lag ein Mädchen mit weit gespreizten Beinen auf dem Rücken. Sie wölbte sich dem Mann entgegen, der sie anscheinend bis zu einem Punkt erregt hatte, an dem sie es nicht mehr aushalten konnte. Doch er ließ sich Zeit und spielte weiter mit ihr.

Die anderen Alkoven waren jedoch so finster wie der Tunnel. Einige waren unbesetzt, wie ich hoffte, da ich möglicherweise einen davon brauchte. Doch als ich weiterkroch, hörte ich, daß so gut wie kein Alkoven leer war, ganz im Gegenteil. Ketten klirrten, leises, unterdrücktes Lustgestöhn war zu hören. Viele der Frauen gaben sich in der Dunkelheit Männern hin, die sie nicht

sehen konnten. Andere lagen dort angekettet und warteten, ohne zu wissen, wer da kam.

Plötzlich hielt ich inne und vermied jedes Geräusch. Jemand kam mir in dem Tunnel entgegen. Natürlich ging ich davon aus, daß diejenigen, die nach mir suchten, von hinten kamen. Dennoch zog ich mein Quiva. Pagageruch erfüllte die Luft. Dann kroch ein Bursche an mir vorbei.

Ich machte mich wieder auf den Weg.

»Mehr! Mehr! Bitte!« Die Stimme des Mädchens kam aus einem Alkoven zu meiner Rechten. »Bitte, Herr, hör nicht auf! Nein! Nicht aufhören! Bitte!« Ketten klirrten. »Bitte, Herr!« schluchzte sie. »Ich flehe dich an! Ja, ja, ja, ja!«

Ich hörte einen Aufschrei, das Klirren der Ketten wurde leiser.

Ich machte mich wieder auf den Weg.

Der Tunnel beschrieb nun Kurven. Allerdings wurde er nicht geräumiger. Man konnte die Nummern der Alkoven ertasten, wenn einem die Lampe fehlte. Meine Finger strichen über die Nummer zu meiner Rechten. Es war die Sechszwanzig. Der nächste Alkoven würde dann die Nummer siebenundzwanzig tragen, ein Stück links voraus. Die Alkoven waren versetzt zueinander angeordnet, vermutlich um der Privatsphäre willen. Diese Aufteilung half dabei, die Zahl der unerwarteten Begegnungen zu verringern. Goreaner sind manchmal etwas heikel, was solche Dinge angeht. Ich schätzte, daß ich mittlerweile weit in den Tunnel vorgegangen war. Der Hinterausgang beziehungsweise der Durchgang in einen hinteren Korridor konnte nicht mehr weit entfernt sein. Vielleicht gelang es mir, ohne Schwierigkeiten aus dem Freudenhaus hinauszukommen. Das wäre schön gewesen.

Ich hielt inne, lauschte geduldig. Augenblicke später hörte ich es. Es war kein lautes Geräusch, dafür aber unverkennbar, das Geräusch von über Stein schaben-

dem Stahl. Vermutlich gab es viele Erklärungen für ein solches Geräusch. Eine davon – die ich wirklich aufregend fand – war das Messer in der Hand des Mannes, der durch den Tunnel kroch.

Ich ging weiter. »Cicek!« rief ich leise. »Wo steckst du, Cicek? Cicek?«

»Warte«, erwiderte eine Stimme.

»Tal«, sagte ich. »Ist Cicek hier entlanggekommen? Hast du eine Sklavin hier entlangkommen gesehen?«

»Hier sieht man nichts«, knurrte der Mann.

»Vielleicht hast du sie ja gefühlt. Das wäre sicher sehr angenehm gewesen.«

»Du bist betrunken.«

»Das ist nicht wahr.«

»Was tust du hier?«

»Was tut man schon im Tunnel?« stellte ich die Gegenfrage. »Was tust du hier?«

»Sprich!« befahl er drohend.

»Um ehrlich zu sein, im Augenblick nicht viel«, sagte ich. »Bist du sicher, daß dir Cicek nicht begegnet ist?«

»An mir ist keiner vorbeigekommen«, sagte er. Und das ziemlich ungehalten, wie ich fand.

»Vielleicht ist sie ja den anderen Weg gekrochen.«

»Warte«, sagte er. »Wer bist du?«

»Man nennt mich Bosk.«

»Ist sonst noch jemand im Tunnel?«

»Ich glaube schon.«

»Und wo?«

»Ein Stück vor dir«, erklärte ich. Das stimmte sogar. Ich kauerte vor ihm.

»Danke, Bürger.«

»Keine Ursache«, sagte ich. Dann drehte ich mich um und kroch wieder zurück. »Cicek!« rief ich. »Wo steckst du?« Glücklicherweise hieß keines der Mädchen in den Alkoven Cicek. Das hätte sonst peinlich werden können.

Falls der Tunneleingang frei war, konnte ich das Freudenhaus durch den Vordereingang verlassen.

»Cicek!«

»Warte mal«, sagte da eine andere Stimme. Der Kerl klang genauso wütend wie sein Vorgänger. Die Stimmen hörten sich nicht so an, als gehörten sie zu Männern, denen man gern in einer dunklen Gasse begegnete. Oder in einem Tunnel. Ich sah ihn genausowenig wie den ersten Mann, aber vermutlich sah er mich ebenfalls nicht.

»Ist eine Sklavin durch den Tunnel gekommen?« fragte ich. »Cicek? Ist nicht besonders groß, hat aber hübsche Formen.«

»Nein«, erhielt ich zur Antwort. »Und wer bist du?«

»Bosk.«

»Hast du jemanden im Tunnel gesehen?«

»Ist schwer, hier jemanden zu sehen«, bemerkte ich.

»Ist jemand im Tunnel?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Er ist vor dir.« Das war die Wahrheit, denn schließlich befand ich mich genau dort.

»Und was tut er?«

»Er wartet und rührt sich nicht von der Stelle.« Das war wieder nicht gelogen.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte der Mann entschieden. »Danke, Bürger.«

»Nichts zu danken«, erwiderte ich. »Bist du sicher, daß du Cicek nicht gesehen hast?«

»Ja.«

»Vielleicht ist sie ja in die andere Richtung gegangen«, sagte ich, drehte mich um und kroch wieder in die entgegengesetzte Richtung.

»Verzieh dich in einen der Alkoven!« rief mir der Mann hinterher. »Mach den Tunnel frei!«

»Kannst du einen empfehlen?«

»Nun mach schon!«

»Wie du willst.« Ich sah keinen Sinn darin, mit ihm darüber zu streiten. Vermutlich waren sie alle gut.

Ich kroch weiter, recht zufrieden. So wie es aussah, waren es nur zwei Männer, jeder an einem Ausgang, und ihre Zahl reichte aus, um die Falle zuschnappen zu lassen. In der Einladung war von den Tunneln die Rede gewesen. Vermutlich hatten sie sich darauf verlassen, daß ich früher oder später einen von ihnen betrat, sei es aus Neugier, Langeweile oder weil ich mißtrauisch geworden war und ihn zur Flucht benutzen wollte. Sicher dachten sie auch nicht daran, bis zum Morgen zu warten, um ihr Opfer ausfindig zu machen. Ich hielt es auch nicht länger für klug, von der Annahme auszugehen, daß ihnen lediglich an einer freundlichen Kontaktaufnahme und dem Austausch von Informationen gelegen war. Vermutlich verfolgten sie einen finsternen Plan. Da ich den Tunnel nicht verlassen hatte, gingen sie von der Annahme aus, daß ich darin wartete. Außerdem rechneten sie damit, daß sich ihr Opfer im Tunnel und nicht in einem der Alkoven aufhielt, eine Annahme, in der ich sie noch bestärkt hatte. In dem Tunnel konnte der Verfolgte schnell die Flucht in die der Gefahr entgegengesetzte Richtung ergreifen. In einem Alkoven saß er in der Falle. Allerdings ließen sich diese Nischen meiner Einschätzung nach sehr leicht verteidigen, und der Versuch in sie einzudringen, erwies sich als sehr gefährlich. Man mußte einfach nur bis zum Morgen dort ausharren, vermutlich zögen es die Attentäter dann vor zu verschwinden. Der Mann am Tunneleingang war allem Anschein nach der Anführer. Er würde sich sicher auf irgendeine Weise mit seinem Komplizen in Verbindung setzen.

Wenige Ehn später ertönte hinter mir ein leiser Pfiff. Er hallte durch den ganzen Tunnel. Sofort ertönte vor mir eine ebenso leise Antwort. Ich kroch weiter und tastete die Alkovennummern ab. Hinter mir ertönte der nächste Pfiff, diesmal nur näher. Die Antwort klang, als

käme sie noch immer vom Tunnelende. Anscheinend verspürte der Mann im Gegensatz, zu dem Anführer keine große Lust, sich tiefer in die Dunkelheit zu wagen. Ich konnte es ihm nicht verdenken.

Ich befand mich wieder in der Nähe von Alkoven sechsundzwanzig. Ich schob den Vorhang beiseite. »Herr?« fragte eine Stimme, begleitet von Kettengeklirr. Ich schloß den Vorhang und kroch zur nächsten Nische. Es war Nummer siebenundzwanzig auf der linken Seite. Ich schob den Vorhang zurück. Es war nichts zu hören. Ich kroch hinein und lauschte, wie sich die Piffe stetig näherten.

In einer derartigen Situation verfährt man normalerweise nach der Taktik, die Feinde voneinander zu trennen und sich zuerst dem einen und danach dem anderen zu stellen, sich also statt auf einen Kampf gegen eine Übermacht auf zwei Kämpfe Mann gegen Mann einzulassen. Das gelingt natürlich dann am besten, wenn man sieht, was man da tut. Allzuoft macht die Dunkelheit jedes Geschick zunichte, erhöht dafür aber das Element des Zufalls. Natürlich gibt es Taktiken für den Kampf im Dunkeln; zum Beispiel lockt man den Gegner in die falsche Richtung, indem man Sternchen wirft, man tritt zu, wodurch man die eigene Reichweite vergrößert, ohne die eigenen lebenswichtigen Körperteile zu entblößen. Man kann mit ausgestrecktem Arm versuchen, den Gegner mit dem Messer zu ritzen, um ihn dazu zu verleiten, daß er sich einem entgegenwirft und so seine Deckung vernachlässigt, und dergleichen mehr. Aber beim Kampf in völliger Finsternis, der sich erheblich von dem sogenannten Nachtkampf unterscheidet, gibt es keine wirklich überzeugende Methode, das Risiko auf ein erträgliches Maß zu vermindern. Ich ziehe es vor, einem solchen Kampf aus dem Weg zu gehen. Darum hatte ich auch vor Betreten des Tunnels für den Fall, daß er nicht beleuchtet war, den Entschluß gefaßt, alles dafür zu tun, damit meine Gegner und

nicht ich die beträchtlichen Risiken eingingen. Mir war das zu gewagt.

Ich steckte den Kopf aus dem Eingang. »Wer ist da?« rief ich, als wäre ich beunruhigt. »Ist da jemand?«

Rechts von mir ertönte erneut ein Pfiff. Aus der Richtung des Tunnelausgangs kam umgehend die Antwort. Der Anführer ließ einen Augenblick verstreichen, dann meldete er sich. Doch diesmal klang es nicht so, als wäre er näher gekommen. Doch sein Komplize kam unaufhaltsam heran. Darauf hatte ich gewartet. Sie wollten ihre Bewegungen aufeinander abstimmen, in der Hoffnung, mich zur gleichen Zeit zu erwischen.

»Wer ist da?« rief ich erneut und legte Unbehagen in meine Stimme.

»Keine Angst«, sagte Anführer. »Wir wollen dir nichts tun. Bist du Tarl aus Port Kar?«

»Ja! Der bin ich.«

»Wir haben eine Botschaft für dich.«

»Tatsächlich?«

»Bleib, wo du bist. Wir kommen zu dir.«

»Geht es wirklich nur um eine Botschaft?«

»Ja, ja«, sagte der Mann beruhigend. Links von mir ertönte ein leises metallisches Geräusch, vermutlich von einem Messer. Glaubten die beiden wirklich, ich nähme ihnen ab, daß man für eine Botschaft zwei Männer brauche?

»Das glaube ich aber nicht!« rief ich.

»Keine Angst!« rief der Anführer.

»Ich ziehe jetzt mein Schwert«, verkündete ich und zog die Klinge wesentlich lauter als nötig aus der Scheide. Ich wollte, daß meine Gegner es hörten. Es würde sie nachdenklich machen. Ich wollte, daß sie Vorsicht walten ließen. Wenn ich das Schwert zurücksteckte, würden sie vielleicht überstürzt handeln.

»Wir sind Freunde«, sagte der Anführer.

Vom Jagdfieber ergriffen, würden sie in der Finsternis ganz gewiß vergessen, im Geist die Alkoven mitzu-

zählen. Ich ging davon aus, daß sie nur an den Tunnel und seine Wände dachten, denn ich hatte mir Mühe gegeben, sie genau das glauben zu lassen. Das laute Ziehen des Schwertes hatte diesen Eindruck noch vertieft. Schließlich war es unwahrscheinlich, daß man die Waffe in der Enge des Alkoven zog; hier konnte man sie kaum wirksam einsetzen. In dem Tunnel war zwar auch nicht mehr Platz, aber ein Schwertstoß konnte gefährlich sein. Keiner der beiden würde sich als erster in meine Reichweite wagen wollen. Steckte das Schwert jedoch wieder sicher in seiner Scheide, wäre der Anführer vermutlich der erste, der zuschlug.

»Steck das Schwert weg!« verlangte er prompt.

»Nein.«

»Dann bekommst du die Botschaft nicht.«

»Auch gut.«

»Aber wir müssen sie dir aushändigen«, beharrte er.

»Es geht um Leben und Tod.«

»Das hört sich ernst an«, meinte ich.

»Es ist auch ernst.«

»Und von wem kommt die Botschaft?« fragte ich.

»Vom Regent höchstpersönlich.«

»Ich verstehe!« Ich hegte starke Zweifel daran, daß der Regent mir eine Botschaft schickte, und falls doch, dann niemals auf diese Weise. Ich konnte mir allerdings durchaus vorstellen, daß die Auftraggeber der beiden Attentäter in der Nähe des Regenten zu suchen waren. Die Erwähnung von Gnieus Lelius war für mich natürlich der Beweis, daß es sich bei den beiden nicht um gewöhnliche Diebe handelte, die es auf meinen Geldbeutel abgesehen hatten. Kein Gelegenheitsverbrecher bediente sich solch zweifelhafter Andeutungen, die so unglaublich waren, daß sie in jedem normalen Bürger Mißtrauen säten.

»Wie können wir dich von unseren ehrlichen Absichten überzeugen?« fragte er. Ich hörte genau, daß er etwa einen halben Meter näher kam.

»Das ist wohl dein Problem«, gab ich zur Antwort.
»Und nicht meins.«

Ich hörte, wie sich der Mann zu meiner Linken ein Stück näher heranschlich.

»Seid ihr bewaffnet?« fragte ich.

»Wir werden unsere Messer in ihren Scheiden über den Tunnelboden gleiten lassen«, sagte der Anführer.
»Daran wirst du erkennen, daß wir in Frieden kommen.«

»Eine ausgezeichnete Idee!« rief ich.

Einen Augenblick später rutschten zwei mit Schnallen und Lederriemen versehene Gegenstände über den Steinboden; vermutlich waren es tatsächlich Scheiden, doch anhand des Klanges bezweifelte ich, daß sie auch die dazugehörigen Messer enthielten. Sie kamen von links und von rechts. Meiner Schätzung zufolge waren beide Männer etwa gleich weit entfernt – es handelte sich ungefähr um drei Meter. Der Klang meiner Stimme hatte ihnen eine ziemlich genaue Vorstellung von meinem Standort gegeben.

»Ich glaube euch!« rief ich. Was nicht so ganz der Wahrheit entsprach.

»Steck das Schwert weg!« verlangte der Attentäter. Ich hörte beide ein Stück näher herankommen.

»In Ordnung!« Ich schob die Klinge zurück in die Scheide. Dann zog ich den Kopf zurück. »Wo ist die Botschaft?«

»Hier!« ertönte ein Schrei von rechts, dem ein durch die Finsternis schnellender Körper folgte.

»Stirb!« hallte es von links.

Vor der Öffnung meines Alkovens erklangen ein paar sehr häßliche Geräusche. Ich wartete im Innern ab, die Quiva in der Hand. Falls jemand versuchte, hier einzudringen, wäre es in der Finsternis ziemlich leicht, einen Hieb gegen Kopf oder Hals zu führen.

Ich lauschte.

Draußen ertönte nur wenig Lärm. Ich hörte einen

Mann keuchen, jemand hustete und spuckte aus. Dann rang jemand nach Atem, jedoch ziemlich erfolglos, wie es schien. Das Husten rief in mir die Vorstellung hervor, wie sich ein Mund mit Blut füllte. Sicher befanden sich beide Männer unmittelbar vor dem Alkoveineingang, vielleicht einander in den Armen liegend, vielleicht auch nur einander stützend. Ich fragte mich, ob sie überhaupt begriffen, was da geschehen war, oder ob jeder von ihnen glaubte, daß er es mit Tarl aus Port Kar zu tun hatte. Dann hörte ich, wie ein Körper den zweiten Stich empfing. Beide Männer schienen zur Seite zu fallen; einer setzte sich kriechend in Bewegung, allem Anschein nach der Mann, der von links gekommen war. Eine Klinge schabte über den Stein. Ihr Besitzer hustete und sank dann mit einem Aufstöhnen zu Boden. Von dem Messer war nichts mehr zu hören. Es war eine kurze Reise gewesen. Der Boden wäre klebrig. Man würde ihn am Morgen reinigen müssen.

Ich lauschte weiterhin angestrengt. Nichts war zu hören.

Die beiden Männer waren von durchschnittlichem Geschick gewesen, da hatte ich keinen Zweifel. Sie hatten ihr Geschäft verstanden. Eine solche Aufgabe übertrug man keinen Anfängern. Sie hatten einfach nur ihr Opfer verwechselt.

Ich lauschte noch geduldig ein paar Ehn lang. Vor dem Alkoven war es still.

Und es blieb auch still.

»Pst!« zischte der Bursche in dem Hauseingang.

Einen Augenblick später erkannte ich ihn: Es war der kleine Achiates, der Besitzer des schäbigen Insula, in dem ich wohnte und das nur einen Steinwurf von Ludmillas Freudenhausgasse entfernt lag.

Ich trat zu ihm. Die vierzehnte Ahn war längst vorbei; es war bereits später Nachmittag. Ich hatte, nachdem ich unerkannt aus dem Tunnel verschwunden war, in einer Paga-Taverne den Morgen abgewartet und dann den Sklavenhändler Tenalion beim Wort genommen und ihm einen Besuch abgestattet. Genauer gesagt, einer neuen, noch namenlosen Sklavin, die ihr Leben im Lager der Alar fast schon vergessen hatte. Ich dachte noch immer an ihre Leidenschaft, die Weichheit ihrer Lippen, ihre Bereitwilligkeit und ihre Begeisterung.

»Es ist doch sicher nicht schon wieder die Miete fällig?« fragte ich.

»Komm schon, komm aus dem Licht heraus!« flüsterte er.

Ich trat in den dunklen Eingang. Er sah sich auf der Straße um und zog schnell den Kopf zurück.

»Was ist denn los?«

»Was hast du angestellt?«

»Nichts!« Ich halte es grundsätzlich für eine gute Regel, seine Unschuld mit Nachdruck zu beteuern.

»Komm, sag schon!«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, erwiderte ich.
 »Ich habe einiges unternommen. Denkst du an etwas Bestimmtes? Ist das Zimmer beschädigt worden?« Ich hatte die Befürchtung, daß Hurtha mit der Axt geübt hatte. Eine weitere besorgniserregende Möglichkeit war

natürlich, daß er einen anderen Mieter – unabsichtlich oder völlig bewußt – geköpft hatte, vielleicht jemanden, der so mutig war, sich über die öffentliche Deklamation von Gedichten im Treppenhaus zu beschweren. Hurtha hatte die Gewohnheit, seine Verse lautstark zu schmieden. Doch das wäre etwas gewesen, das er getan hatte, nicht ich.

»Nein«, sagte Achiates nervös.

»Gut.«

»Sie warten auf dich.«

Eine freie Frau ging vorbei, einen Sack Suls auf dem Rücken.

»Hurtha und die Sklavin?« fragte ich und mußte blinzeln. Vielleicht hatte ich in der vergangenen Nacht nicht genug Schlaf bekommen. Eigentlich hatte ich gar nicht geschlafen.

»Nein!« sagte er.

»Willst du die Miete erhöhen?«

»Nein!«

Aber mir war das Aufleuchten in seinen Augen nicht entgangen. Das hätte ich nicht sagen dürfen. Vermutlich war der Schlafmangel daran schuld. Man muß vorsichtig sein, wenn man mit Vermietern spricht. Man darf ihnen keine Ideen in den Kopf setzten. Am besten ist es, sich oft und laut zu beschweren, damit sie in der Defensive bleiben, so daß allein der Gedanke, unter solchen Umständen die Miete zu erhöhen, als unvorstellbare Unverschämtheit erscheint.

»Und wer wartet dann?« Auf der Straße ging eine Sklavin vorbei. Ihr Unterleib war in die Schatten getaucht, der Oberkörper badete im Licht der Nachmittagssonne. Sie beschattete die Augen. Das dunkle Haar fiel ihr über den engsitzenden Kragen. Vermutlich war sie auf einem Botengang. Ein Geldbeutel war ihr um den Hals gebunden. Manchen Sklaven ist es verboten, Geld zu berühren. Andererseits befördern viele Geld im Mund. Das ist auf Gor allerdings nichts

Ungewöhnliches, sogar freie Menschen tun dies. Go-reanische Gewänder haben keine Taschen. Die Sklavin ging barfuß.

»Soldaten«, sagte Achiates.

»Was?« Ich horchte auf. Plötzlich schien es sich um eine ernste Angelegenheit zu handeln.

»Männer der Stadtwache?«

»Nein. Soldaten.«

»Taurentianer?«

»Soldaten!«

»Was wollen sie von mir?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hast du sie denn gefragt?«

»Ja. Aber sie haben nichts gesagt, wollten nur wissen, wann du zurückkommst.«

»Und was hast du ihnen gesagt?«

»Daß ich es nicht weiß.«

»Wie lange warten sie schon?«

»Nicht lange.« Das war gut zu wissen. Normalerweise nimmt man geplante Verhaftungen im Morgen-grauen vor.

»Und warum erzählst du mir das?«

»Du bist mein Mieter«, antwortete er. »Außerdem hast du deine Miete bezahlt. Ich will nicht, daß in meinem Insula eine Verhaftung stattfindet. Das könnte sich schlecht auf meinen Ruf auswirkend

»Danke«, sagte ich und drückte ihm eine Münze in die Hand.

»Das ist nicht nötig«, sagte er, nahm sie aber trotzdem an. Schließlich war er Geschäftsmann.

»Bist du Tarl aus Port Kar?« fragte ein Mann.

Achiates stöhnte entsetzt auf.

»Ja, Hauptmann«, sagte ich.

»Darf ich bitte dein Schwert haben?« bat er. Hinter ihm standen fünfzehn oder zwanzig Mann. In dem Hauseingang war nicht viel Platz, die Klinge zu ziehen, geschweige denn mit ihr auszuholen. Doch noch zielte

keine Armbrust auf mich. Auch hatte keiner der Männer die Lanze gesenkt oder die Waffe gezogen.

»Mit welcher Berechtigung?« fragte ich.

»Du stehst unter Arrest!«

Achiates stöhnte.

»Du darfst gehen, Bürger«, erlaubte der Hauptmann dem Vermieter. Achiates setzte sich in Bewegung, wie ein Urt, das eine Lücke zwischen Sleen entdeckt, und eilte auf das Insula zu.

»Dein Schwert, bitte!« Sicherlich wußte der Hauptmann, daß kein Mann ohne weiteres seine Waffen hergibt. Genau wie ihm klar sein mußte, daß ich mir einen Weg aus dem Eingang erzwingen und einen Augenblick später auf offener Straße das Schwert in der Hand halten konnte. Ich fragte mich, ob er es genau darauf abgesehen hatte, nur um den Einsatz der Waffen rechtfertigen zu können. Aber eigentlich war das Unsinn. Jetzt, da Achiates fort war und wir allein waren, konnten sie ohne weiteres angreifen und hinterher ihre Berichte so schreiben, wie sie es für richtig hielten. Sie hatten Achiates gehen lassen, obwohl er offensichtlich im Begriff gewesen war, mich vor ihnen zu warnen. Dennoch glaubte ich nicht, daß er ihr Mann war. Denn sonst hätte er mich vor dem Insula nicht aufgehalten – und ich wäre mitten in sie hineingelaufen.

Ich hatte auch nicht den Eindruck, daß der Offizier eine gewöhnliche Verhaftung vornahm, allein schon wegen der Tatsache, daß er Achiates hatte unbehelligt gehen lassen. Außerdem schien er nicht mit Widerstand zu rechnen.

»Bitte«, sagte er.

Ich übergab ihm das Schwert mitsamt Scheide, die ich mit den Riemen umwickelt hatte.

»Danke.«

»Ich wünsche nicht, gefesselt zu werden«, sagte ich.

»Das wird auch nicht nötig sein.«

Da kam Hurtha heran. »Was geht hier vor?«

»Misch dich nicht ein!« wehrte ich ihn ab.

Hurtha nahm die Axt von der Schulter. »Es hat den Anschein, als sei hier ein Kampf bis zum Tod angebracht.«

»Wer ist das?« fragte der Hauptmann.

»Mein Freund.«

»Ich grüße dich«, sagte der Hauptmann.

»Ich grüße dich«, erwiderte Hurtha. Er war ein freundlicher Alar, keiner von der mißtrauischen, mürrischen, stillen Sorte. Er pflegte gern gute Beziehungen zu den Männern, mit denen er bis zum Tod kämpfen wollte.

»Wohin gehen wir?« fragte ich.

»An einen geheimen Ort.«

»Und was geschieht an diesem geheimen Ort?«

»Man erwartet dich.«

»Wer?«

»Eine hochgestellte Persönlichkeit.«

»Wer?«

»Seine Exzellenz Gnieus Lelius, Regent von Ar!«

Hurtha grinste. »Ich begleite dich.«

»Er soll allein kommen«, sagte der Hauptmann.

Ich sah Hurtha an. »Paß auf Feiqa auf«, bat ich ihn.

»Glaub bloß nicht, daß du einen treuen Kameraden so leicht loswirst«, verkündete Hurtha. »Ich bin ein Alar.«

»Bitte, mach die Sache nicht noch schwerer, als sie ohnehin schon ist.«

»Ich weigere mich, zurückgelassen zu werden.«

»Bitte. Versuch doch, es zu verstehen.«

»Was haben wir nicht alles zusammen durchgestanden!«

»Hurtha«, flehte ich ihn an. Ich wollte nicht weinen. Also nahm ich zwei Silbertarsk aus dem Geldbeutel und drückte sie ihm in die Hand. Ich hatte sie den Attentätern abgenommen.

»Wo hast du die her?«

»Sagen wir, ich habe etwas verkauft.«

»Aber doch wohl nicht Feiqā!«

»Nein.«

»Gut. Nun, dann Leb wohl.«

»Leb wohl?« fragte ich.

»Ja.«

»Können wir gehen?« fragte der Hauptmann.

Ich nickte. Plötzlich verspürte ich eine gewisse Ge-
reiztheit.

Die Soldaten nahmen mich in die Mitte. Der Hauptmann führte sie an, mein Schwert in der Scheide über die Schulter gelegt. Ich warf einen letzten Blick zurück. Hurtha stand vor dem Eingang von Achiates Insula und winkte mir fröhlich zu. Ich fragte mich, ob das Töten eines Alar – in diesem Fall das Töten Hurthas – rechtlich gesehen als Mord zählte oder ob solch eine Tat in eine weniger schwerwiegende, den Umständen eher entsprechende Kategorie fiel. Dann wandte ich meine Gedanken angenehmeren Erinnerungen zu, wie den Freuden, die Sklavinnen Männern bereiten können. Ich dachte da an eine ganz bestimmte Frau, wie sie auf dem Strohlager ausgesehen hatte, ihre glühenden Küsse und Berührungen, die Freude in ihren Augen.

»Laßt uns schneller ausschreiten!« schlug der Hauptmann vor.

Wir gingen schneller.

GOR

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College - Professor und Autor John Norman den großen Fantasy - Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen Tarl Cabot auf dem phantastischen Planeten Gor, der Gegenerde, schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

Unaufhaltsam rückt das Invasionsheer von Cos auf die Stadt Ar vor und überzieht das Land mit Tod und Verwüstung. Da bringt der tollkühne Söldnerhauptmann Dietrich von Tarnburg den Vormarsch zum Stehen und erteilt Tarl Cabot den Auftrag, der scheinbar tatenlos zuschauenden Regierung von Ar Dokumente zu überbringen, die den Kriegsverlauf entscheidend beeinflussen könnten. Doch überall auf Gor lauert Verrat, und wieder einmal muß Tarl, der Mann von der Erde, um sein Leben kämpfen.

Heyne Fantasy
Deutsche Erstausgabe

Best.-Nr. 06/5427

ISBN N 3-453-09488-3

DM 14,90/ÖS 110,-

DM 14,90



9 783453 094888



EIN HEYNE-BUCH